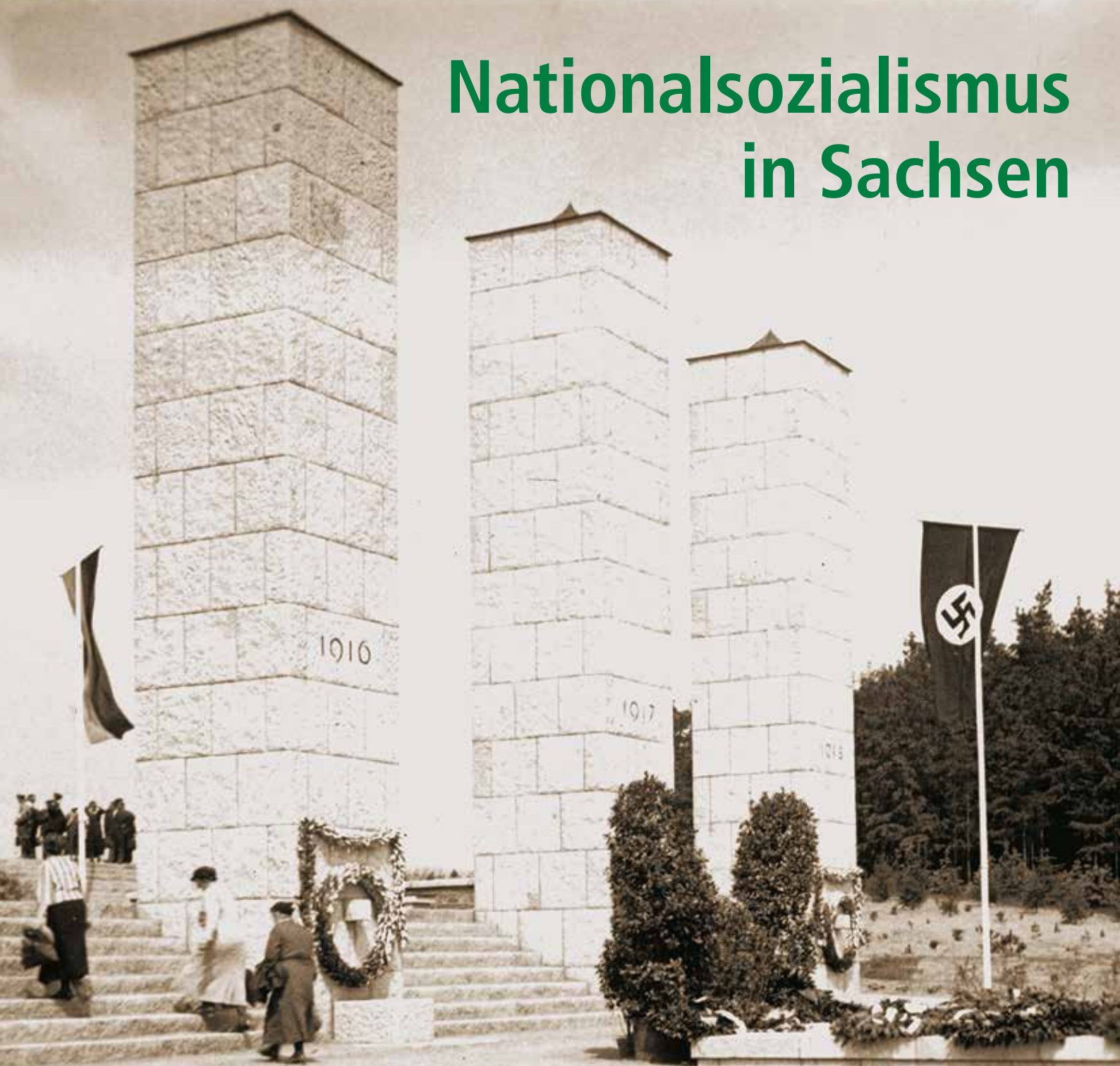


SÄCHSISCHE HEIMAT BLÄTTER 1 2015

Zeitschrift für
Sächsische
Geschichte,
Denkmalpflege,
Natur und Umwelt
61. Jahrgang
Heft 1/2015
8,50 €



Nationalsozialismus in Sachsen



Editorial	1
Konstantin Hermann	
Der „Führerbesuch“ 1934 in Dresden	3
Stephan Dehn	
Hellmuth von Mücke (1881–1957) und Manfred von Killinger (1886–1944) – zwei adlige Spitzenpolitiker der sächsischen NSDAP	6
Volker Knüpfer	
Thingspiel und „Bombenstimmung“ – Freilichttheater in Sachsen 1933–1945	15
Fritz Hennenberg	
Kurt Hennenberg (1887–1955) – ein Architektenleben zwischen den Weltkriegen	28
Gabriele Meißner	
Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene im Zinnwalder Bergbau	40
Marina Lang	
Der Nachlass von Rudolf Mauersberger in der SLUB Dresden	53
Robert Lorenz	
Schlesien in der Oberlausitz? Versuch einer Ortsbestimmung	64
Volker Klimpel	
Der Dresdner Verleger Lothar Dunsch (1948–2013) und seine Editionen zur Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin	75
Günter Donath	
Die Rekonstruktion des Wimpergs über dem Westportal der Fürstenkapelle am Meißner Dom	79

IMPRESSUM	Sächsische Heimatblätter	ISSN 0486-8234
	Unabhängige Zeitschrift für Sächsische Geschichte, Denkmalpflege, Natur und Umwelt.	
Herausgeber:	Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath in Zusammenarbeit mit dem Redaktionsbeirat	
Anschrift:	Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna lars-arne.dannenberg@zkg-dd.de, matthias.donath@zkg-dd.de	
Redaktion:	Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Matthias Donath, Dr. Romy Petrick	
Redaktionsbeirat:	Dr. Jens Beutmann, Prof. Dr. Enno Bünz, Prof. Dr. Thomas Bürger, Günter Donath, Dr. Heinrich Douffet, Prof. Dr. Angelica Dülberg, Dr.-Ing. Gerhard Glaser, Klaus Gumnior, Dr. Konstantin Hermann, Dr. Wolfgang Hocqué, Dr. Yves Hoffmann, Prof. Dr. Uwe Ulrich Jäschke, Dr. Igor Jenzen, Katja M. Mieth, Prof. Dr. Winfried Müller, Thomas Noky, Dr. Wolfgang Schwabenicky, Dr. André Thieme, Dr. Ralf Thomas, Dr. Michael Wetzel, Dr. Peter Wiegand	
Herstellung:	Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH Meißen	
Erscheinungsweise:	Vierteljährlich	
Bezugsbedingungen:	Die Zeitschrift ist im Jahresabonnement (4 Ausgaben) zum Preis von 30,00 € inklusive MwSt., Versand und Porto zu beziehen. Die Aufnahme eines Abonnements ist jederzeit möglich bei anteiligem Abopreis. Kündigungen müssen schriftlich bis zum 15. November eines Jahres für das Folgejahr an das Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna, eingegangen sein. Im freien Verkauf kostet das Einzelheft 8,50 €.	
	Für den Inhalt der Beiträge sowie die Abbildungsrechte zeichnen jeweils die Autoren verantwortlich. Jede Verwertung der Inhalte außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist unzulässig. Nachdruck, auch auszugsweise, darf nur mit Zustimmung der Herausgeber erfolgen.	
Umschlag:	unter Verwendung einer Aufnahme des Thingplatzes Kamenz (Stadtarchiv Kamenz)	

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

seit 25 Jahren hat Klaus Gumnior die Geschichte der „Sächsischen Heimatblätter“ an vorderster Stelle gelenkt, denen er bereits seit 1988 als Redakteur verbunden ist. Das ist beinahe die Hälfte der Lebensdauer der „Sächsischen Heimatblätter“, deren 60. Jahrgang vor wenigen Wochen mit dem thematischen Heft über das Staatliche Museum für Archäologie Chemnitz (smac) abgeschlossen werden konnte. Klaus Gumnior hat die Zeitschrift durch einige schwierige Zeiten manövriert. Waren es in den letzten Jahren der DDR Probleme wie Papierknappheit oder die Möglichkeit eines Farbdruckes wenigstens für den Umschlag, galt es nach der Friedlichen Revolution 1989/90 sich gegen die nun wie Pilze aus dem Boden schießenden zahlreichen regionalgeschichtlichen Blätter zu behaupten und ein eigenes Profil zu finden. Die „Sächsischen Heimatblätter“ treten mit einem überregionalen, den gesamten geografischen Raum des historischen Sachsens abdeckenden Anspruch auf. Schon in den Jahren der DDR haben sie mit dazu beigetragen, dass ein sächsisches Heimatbewusstsein erhalten blieb und sogar wachsen konnte. Sie beschränken sich keineswegs nur auf geschichtliche oder naturkundliche Themen, sondern stellen die gesamte Breite sächsischer Kultur und Geschichte einschließlich Kunst, Natur und Denkmalpflege umfassend dar. Auf diese Weise haben die „Sächsischen Heimatblätter“ in den letzten 25 Jahren viele Impulse zur Erforschung bisher vernachlässigter Aspekte sächsischer Geschichte gegeben und durch ihre populäre Gestaltung und Aufmachung erheblich zur Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse beigetragen.

Als das „Jahrhunderthochwasser“ 2002 auch das Dresdner Druck- und Verlagshaus in Mitleidenschaft zog, drohte Klaus Gumnior das schützende Dach zu verlieren. Die „Sächsischen Heimatblätter“ standen vor dem Aus. Um die Zeitschrift fortzuführen, gründete Klaus Gumnior im fortgerückten Alter von 60 Jahren einen eigenen Verlag. Nachdem sich auch der Kulturbund Landesverband Sachsen e. V. aus der Finanzierung zurückgezogen hatte, wurde er auch zum Herausgeber der „Sächsischen Heimatblätter“.

Aber das Alter machte auch um Klaus Gumnior keinen Bogen. Seit längerem bemühte er

sich intensiv um eine Nachfolgeregelung. Der organisatorische Aufwand und nicht zuletzt das finanzielle Risiko ließen viele potentielle Interessenten rasch zurückschrecken. Schließlich haben wir uns nach intensiven Gesprächen mit Klaus Gumnior und einigen Mitgliedern des Redaktionsbeirats entschieden, das Wagnis einzugehen und die „Sächsischen Heimatblätter“ fortzuführen. Schließlich durfte eine 60-jährige Tradition nicht einfach so zu Ende gehen.

Die neuen Herausgeber und Verleger, Dr. Lars-Arne Dannenberg und Dr. Matthias Donath, betreiben gemeinsam das Zentrum für Kultur// Geschichte. Dort werden seit dieser Ausgabe auch die „Sächsischen Heimatblätter“ geplant und erstellt. Beide Historiker verfügen über langjährige Erfahrung mit der Herausgabe und Veröffentlichung von Büchern und Zeitschriften und sind in der Forschungs- und Vereinslandschaft gut vernetzt. Dr. Lars-Arne Dannenberg ist Vizepräsident der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften und Redakteur des „Neuen Lausitzischen Magazins“. Dr. Matthias Donath gibt als Vorsitzender des Dombau-Vereins Meißen die „Monumenta Misnensia“ heraus, das Jahrbuch für Dom und Albrechtsburg zu Meißen. Als Vorsitzender des Freundeskreises Schlösserland Sachsen ist er für das Schlösserland-Magazin „aufgeschlossen“ verantwortlich.

Übergabe der „Sächsischen Heimatblätter“ an die neuen Herausgeber am 25. Februar 2015 in Chemnitz.

Von links nach rechts: Dr. Matthias Donath, Dr. Lars-Arne Dannenberg, Dr. Sabine Wolfram (Leiterin des smac), Klaus Gumnior (Foto: Julia Boehme).



Dr. Dannenberg und Dr. Donath sind Mitglieder der Historischen Kommission des Sächsischen Adels und Herausgeber der Buchreihe „Adel in Sachsen“.

Als Herausgeber und Verleger wollen wir Bewährtes fortführen. Dabei hilft uns der neu aufgestellte Redaktionsbeirat. Aus ihm sind zahlreiche ältere, hochverdiente Mitglieder auf eigenen Wunsch ausgeschieden. Wir danken Ihnen für die jahrzehntelange Mitarbeit bei der Herausgabe der „Sächsischen Heimatblätter“. Gleichzeitig sind in den Redaktionsbeirat viele neue Mitglieder unterschiedlicher Professionen und Altersstufen eingetreten. Sie vertreten die verschiedenen Fachdisziplinen, die sich in den Beiträgen der „Sächsischen Heimatblätter“ wiederfinden, und die verschiedenen Institutionen, die sich im Freistaat Sachsen mit Kunst und Kultur, Archäologie und Denkmalpflege, Geschichte und Architektur oder auch Natur und Umwelt befassen.

Es wird nicht ausbleiben, dass die „Sächsischen Heimatblätter“, wie auch bereits in den vergangenen 60 Jahren ihres Bestehens immer wieder geschehen, ab und an behutsam modernisiert werden, um sich den verändernden Lesegeohnheiten anzupassen. Darüber wird im Redaktionsbeirat diskutiert werden. Eine Neuerung finden sie aber schon in dieser Ausgabe:

So weit es die Themen und Beiträge erlauben, werden die einzelnen Hefte einen thematischen Schwerpunkt erhalten.

Dennoch werden keine reinen Themenhefte konzipiert, sondern es bleibt Raum für Beiträge

aus sämtlichen oben genannten Bereichen. So bleibt die breite inhaltliche Mischung der „Heimatblätter“ gewahrt. Im Heft 1/2015 befassen sich mehrere Beiträge mit der Epoche des Nationalsozialismus in Sachsen wie auch mit Umbrüchen und Konflikten im 20. Jahrhundert. Dadurch wird natürlich nicht der Anspruch erhoben, eine umfassende Geschichte des Nationalsozialismus in Sachsen zu erzählen, vielmehr sollen verschiedene Aspekte aktueller Forschung gebündelt werden. Neben dem Themenschwerpunkt sollen auch weiterhin aktuelle Beiträge und Forschungsarbeiten veröffentlicht werden. Diese gliedern sich nicht in das Titelthema ein, sondern verdeutlichen, dass die „Sächsischen Heimatblätter“ auch weiterhin eine Vielfalt an Themen abdecken wollen. Wir erinnern in diesem Heft an den verstorbenen Verleger und Naturwissenschaftler Lothar Dunsch und berichten über die Rekonstruktion des Wimpergs der Meißner Fürstenkapelle, eine Maßnahme sächsischer Denkmalpflege, die sachsenweite Beachtung verdient.

Bitte halten Sie uns die Treue, werben Sie für die „Sächsischen Heimatblätter“ und helfen Sie mit, dass wir Beiträge aus ganz Sachsen in der breiten Themenvielfalt aktueller Forschung veröffentlichen können!

Mit herzlichen Grüßen

Dr. Lars-Arne Dannenberg und
Dr. Matthias Donath

Verschenken Sie ein Stück sächsischer Geschichte!

Die „Sächsischen Heimatblätter“ berichten in einem breiten Überblick über Kunst und Kultur, Natur und Denkmalpflege, Geschichte und Volkskunde. Dabei berücksichtigen sie alle Landschaften der sächsischen Heimat. Jeder Jahrgang umfasst rund 500 Seiten mit durchgängig farbigen, reich illustrierten und verständlich geschriebenen Beiträgen. Im Abonnement erhalten Sie vier Ausgaben im Jahr für nur 30,- Euro inklusive Mehrwertsteuer und Porto. Die Einzelhefte kosten zwischen 8,50 Euro und 9,90 Euro.



Bestellen oder verschenken Sie die „Sächsischen Heimatblätter“ für nur 30,- Euro im Jahr!

Bestellungen richten Sie bitte an:
Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna
oder an: shb@zkg-dd.de

Der „Führerbesuch“ 1934 in Dresden

Konstantin Hermann

Adolf Hitler (1889–1945) soll Dresden nicht besonders gemocht haben. Manche schreiben dies der barocken Architektur zu, für die der „Führer“ nicht viel übrig hatte. Er bevorzugte hingegen den Münchner Klassizismus. Mit den Bauten Gottfried Sempers (1803–1879) in Wien konnte sich Hitler auch stärker identifizieren. Dresden rückte jedenfalls erst verhältnismäßig spät in sein Blickfeld, zumal die Gauleitung der sächsischen NSDAP bis März 1933 in Plauen saß. Hitler besuchte die sächsische Hauptstadt erstmals am 18. September 1928. Weitere Besuche fanden am 11. April und 21. Juni 1930 sowie am 3. April und 11. Dezember 1932 statt.¹

Die Vorbereitung der ersten „Reichstheaterfestwoche“ hatte im Herbst 1933 begonnen. Eine besondere Willfährigkeit der Dresdner oder der relativ hohe Anteil an Nationalsozialisten in den Dresdner Theatern sind ebenso Spekulation wie die Annahme, der Ruf Dresdens als bedeutende Theaterstadt sei der Grund für die Vergabe gewesen: Die genauen Gründe bleiben letztendlich unbekannt. Die Absichten liegen jedoch auf der Hand und wurden in den Zeitungen auch klar benannt: Die Theater sollten aus „dem Sumpf des Novembersystems“ herausgeholt, „entjudet“ werden, und der Regierung sei die „erzieherische Aufgabe“ der Spielstätten im Sinne des Nationalsozialismus wichtig, wie es die NSDAP-Gauzeitung „Der Freiheitskampf“ schrieb. Offen bleibt die Rolle der Inszenierung. Es scheint, als habe die Propaganda die Spannung auf den Höhepunkt treiben wollen, denn es war bis zum Eintreffen Hitlers unklar, ob er überhaupt Dresden besuchen und mit welchem Verkehrsmittel er anreisen würde. Die Zeitungen griffen alle Spekulationen auf, heizten die Stimmung künstlich an und gaben die Fieberhaftigkeit der Tage breit wieder, die wiederum die Bevölkerung weiter aufpeitschte. In der Presseanweisung vom 28. Mai 1934 hatte Joseph Goebbels (1897–1945) festgelegt: „Statt dessen [AVUS-Rennen] soll die Dresd-

ner Theaterwoche besonders stark aufgemacht werden, vor allem die Rede des Propagandaministers.“²

Die Festwoche begann mit dem Hissen der Hakenkreuzflagge vor der Generalintendanz der Staatstheater am Taschenberg am 27. Mai 1934. An jenem Tag traf Hitlers Entourage in Dresden ein: Werner von Blomberg (1878–1946), Joseph Goebbels, SS-Gruppenführer Sepp Dietrich (1892–1966) und andere. Die NS-Propaganda, die gern historische Monumentalisten wählte, verglich das Eintreffen Hitlers mit einem Triumphzug, der bisher

Adolf Hitler am 27. Mai 1934
auf dem Theaterplatz Dresden.
Foto: Ullstein-Bild.

Diese Abbildung kann aus
rechtlichen Gründen nicht
gezeigt werden

keinem König oder Kaiser in Dresden zuteil wurde. Der Reichskanzler Hitler traf ebenfalls am 27. Mai 1934 mit dem Auto ein. Martin Mutschmann (1879–1947) erwartete ihn an der Stadtgrenze. Von dort bis zum Hotel Bellevue, in dem Hitler untergebracht war, sollen 38.000 SA- und 20.000 SS-Männer Spalier gestanden haben. Die nördliche Stadt-

- 1 Gemäß freundlicher Auskunft von Dr. Matthias Donath.
- 2 NS-Presseanweisungen der Vorkriegszeit, Band 2: 1934, München 1985, S. 223.

Diese Abbildung kann aus
rechtlichen Gründen nicht
gezeigt werden

**Adolf Hitler am 27. Mai
1934 zur Eröffnungsvorstellung
der Reichstheaterfestwoche
in der Sächsischen Staats-
oper zu Richard Wagners
„Tristan und Isolde“.**
Foto: Ullstein-Bild.

grenze befand sich damals an den Hellerbergen. Sechs Kilometer, an beiden Straßen mit je 29.000 Uniformierten gesäumt. Ist diese Zahl übertrieben oder nicht, der Empfang muss triumphal gewesen sein. Selbst Goebbels schrieb in seinem Tagebuch: *„Einfahrt Dresden wahrer Triumph. Unabsehbar die Massen. Froh, als ich im Hotel bin. Ewige Sprechchöre.“*

In der Halle des Hotels Bellevue warteten Ministerpräsident Manfred von Killinger

(1886–1944), SS-Obergruppenführer Karl von Eberstein (1894–1979), SS-Oberführer Hans Döring (1901–1970) und andere Parteigrößen auf das Eintreffen Hitlers.³ SA-Gruppenführer Hans Hayn (1894–1936) stand am äußersten linken Flügel der aufmarschierten Massen – zwei Monate später wurde er im Zuge des Röhm-Putsches am 30. Juni 1934 in der „Nacht der langen Messer“ auf Befehl Hitlers durch ein Erschießungs-

³ Freiheitskampf, Nr. 147 vom 28.5.1934.

kommando unter der Führung Sepp Dietrichs exekutiert.

Während seines Aufenthalts in Dresden besuchte Hitler Oper- und Schauspielaufführungen und wurde in den Häusern frenetisch empfangen und gefeiert. Zwiefach skurril wirkt die Beschreibung der Zeitschrift „Der Freiheitskampf“: „Während man wähnt, daß er noch schläft, sitzt er längst am Schreibtisch, dirigiert das politische Leben Deutschlands.“ – einerseits, dass die Bevölkerung vermuten könne, Hitler würde lange schlafen, zweitens, wenn man weiß, dass er in Wahrheit wirklich ein Langschläfer war.

Am 28. Mai 1934 besuchte Hitler die Infanterieschule in der Albertstadt und wohnte abends dem Großen Zapfenstreich der SA vor der Villa Mutschmanns in der Comeniusstraße bei. Goebbels beschreibt die schon fast Hysterie zu nennende Begeisterung der Dresdner: „Ganz Dresden im Trubel. Es fängt an, ungemütlich zu werden. [...] Dienstag: Vorbeimarsch der S.A. Prachtvoll. Eine Stunde Marschtritt. Das Volk rast.“⁴ Von Hitlers Besuch existiert noch ein kurzer Film, der ihn auf dem Theaterplatz zeigt und einen guten Eindruck von diesem Geschehen vermittelt.⁵

Hitler eröffnete die Ausstellung des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge im Lichthof und besah sich Werke der Moderne in der „Schreckenskammer“ im Neuen Rathaus, wahrscheinlich in einem Raum des Stadtarchivs. In einem der Räume wurden ihm die Modelle für den Königsuferausbau vorgestellt und Oberbürgermeister Ernst Zörner (1895–1945) stellte Hitler vier verschiedene Varianten der Umgestaltung des Platzes vor dem Hygienemuseum vor. Im Rathaus trug der Kanzler sich in das Goldene Buch der Stadt Dresden ein. Prozessionen trafen ein, die dem Landesherrn Weihegeschenke überbrachten. Der Altenberger Bürgermeister, Parteigenosse Hielscher, überreichte Hitler einen Brotteller im „gotischen Stil mit germanischen Runenzeichen“ aus dem ersten Zinn des neueröffneten Bergwerks, den die Altenberger Zinngießerei zur Mühlen hergestellt hatte. Weitere Programmpunkte waren der Empfang der politischen Leiter aus Sachsen, der Besuch von Gemäldegalerie und Zwinger und ein Treffen mit Kriegsversehrten. Am 30. Mai flog Hitler nach Berlin zurück.

Die Reichstheaterwoche blieb nicht im öffentlichen Gedächtnis verhaftet. Auch die Erinnerung an den „Führerbesuch“ verblasste in den Zeitläuften. Der Musikkritiker Paul Bekker (1882–1937) verriss die Festwoche, der er durchaus gute Opern und Schauspiele zugestand: „Was an diesem Programm rechtfertigte den erstmaligen Ein-



Titelblatt der 1934 erschienenen Broschüre zum Besuch Hitlers.

satz des Protektors ‚Reich‘? Wo war die Originalität des Aufbaus, die Bedeutung des Inhalts? [...] Klein-Zaches [Goebbels] hat ein paar Reden gehalten, die in der tiefen Erkenntnis gipfelten: ‚Lieber ein guter Klassiker, als ein schlechter Moderner.‘ [...] Frage: Sind die in Deutschland lebenden Menschen nur so verängstigt, oder sind sie bereits wirklich so verblödet, dass sie die einzige mögliche Antwort auf solchen platten Schwatz: das tödende Lachen nicht finden? Mit dieser Fragestellung sind wir zum Kernproblem der Reichstheaterwoche selbst vorgedrungen.“⁶

In der ausländischen Presse – auch nicht in der deutschsprachigen der Tschechoslowakei oder der Österreichs – fand die von der NS-Presse so bombastisch geschilderte Reichstheaterfestwoche dementsprechend kaum Beachtung.

Es sollte nicht der letzte Besuch Adolf Hitlers in Sachsens Gauhauptstadt bleiben. Er besuchte am 18. Juni 1938 die Gemäldegalerie, geführt von Hans Posse (1879–1942), und informierte sich dort über die Möglichkeiten des Aufbaus einer Kunstgalerie, abseits der Reichshauptstadt, so wie sie ihm für Linz vorschwebte.⁷

Wilhelm Liske (geb. 1889), stellvertretender Hauptschriftleiter der NSDAP-Gauzeitung „Der Freiheitskampf“, schrieb die in mehreren Auflagen erschienene Broschüre „Sachsen umjubelt den Führer“, die 1934 im NS-Gauverlag erschien und deren Pathos in Wort und Bild übertrieben ist: Hitler, Hitler, Hitler – ein photographisches Abbild der Goebbels’schen Schilderungen.⁸

4 Elke Fröhlich (Hrsg.): Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Einträge vom 28. und 30.5.1934, Band 3,1: April 1934-Februar 1936, München 2005, S. 54 f.

5 <https://www.youtube.com/watch?v=jMyRd-ovO9M> (Abruf 2.4.2015).

6 Reichstheaterwoche (1934), in: Paul Bekker: „Geist unter dem Pferdeschwanz“. Paul Bekkers Feuilletons aus dem Pariser Tageblatt 1934-1936, Saarbrücken 2001, S. 101 f.

7 <http://kunstnuernberg.de/hansposse-der-sonderbeauftragte-adolf-hitlers/dka-vortrag-hansposse/> (letzter Abruf 2.4.2015).

8 Sachsen umjubelt den Führer. Ein Bildbericht über den ersten Staatsbesuch Adolf Hitlers anlässlich der Reichstheaterfestwoche in Dresden, Dresden 1934, S. 73.

Hellmuth von Mücke (1881–1957) und Manfred von Killinger (1886–1944) – zwei adlige Spitzen- politiker der sächsischen NSDAP

Stephan Dehn

Das Machtvolumen und die Herrschaftswirklichkeit Martin Mutschmanns (1879–1947) dominieren die Erinnerungskultur zum „Dritten Reich“ in Sachsen. Nicht erst Andreas Wagner hat darauf hingewiesen, dass eine alleinige Konzentration auf „König Mu“ zahlreiche Facetten des Nationalsozialismus in diesem Gau außer Acht lassen.¹ So ist es zu begrüßen, dass in den vergangenen Jahren biographische Skizzen über weitere wichtige Mitglieder der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands (NSDAP) in Sachsen erschienen sind.² Im Folgenden werden zwei adlige Politiker vorgestellt, die maßgeblichen Anteil am Aufstieg des Nationalsozialismus in Sachsen hatten: Hellmuth von Mücke und Manfred von Killinger.

Der Text konzentriert sich auf deren Wirken für die NS-Partei in den 1920er Jahren bis zur „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten. Er versucht eine Antwort auf die Frage anzubieten, wieso der sächsische NSDAP-Gauverband diese Männer der „alten Eliten“ auf ihr Schild hob. Bei der Untersuchung ihres politischen Wirkens im Freistaat Sachsen liegt der Fokus auf ihrem organisatorischen und propagandistischen Engagement für die nationalsozialistische Bewegung.

Zwei Kriegshelden in der sächsischen NSDAP

Am 25. Juni 1881 kam Curt Hellmuth von Mücke als Sohn des Beamten Curt von Mücke (1851–1886) und dessen Frau Luise Alberti (1854–1940) in Zwickau zur Welt. Ihr Vorfahr Christian Siegfried Mücke (1744–1818), königlich polnischer Offizier und Besitzer des Rit-

terguts Niederrennersdorf in der Oberlausitz, war am 8. April von Kaiser Franz II. (1768–1835) in den erblichen Adelsstand erhoben worden.³ Das Rittergut Niederrennersdorf bei Herrnhut blieb bis 1945 in Familienbesitz.

Hellmuth von Mücke gehörte indes einem Seitenzweig an, der über keinen Rittergutsbesitz verfügte. Nachdem sein Vater bereits 1886 verstorben war, begann Hellmuth von Mücke im Jahr 1900 seine Karriere in der kaiserlichen Marine. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs kommandierte er als Erster Offizier den Kreuzer „Emden“ in Ostasien. Die publizistische Aufbereitung des Schicksals dieses Schiffes sowie der Rückkehr seiner Mannschaft machte von Mücke zu einem der prominentesten Männer im Deutschen Reich.⁴

Hellmuth von Mücke hatte 1915 Carla (Carry) Fincke (geb. 1894) geheiratet. Die Tochter des norwegischen Ingenieurs Thorbjörn Hammeraas war von der Bremer Kaufmannsfamilie Fincke adoptiert worden. Aus der Ehe gingen drei Söhne und drei Töchter hervor: Kurt Hellmuth Karl (1918–1943), Ursula (1920–1936), Ortrud (geb. 1922), Helga (geb. 1925), Dirk (geb. 1930) und Björn (geb. 1938). 1922 zog er mit seiner Familie nach Dresden. Neben den zahlreichen Vortragsreisen engagierte sich von Mücke auch in rechtsradikalen Kreisen und trat bald der NSDAP bei.⁵ Seine Parteikarriere verlief steil: 1924 übernahm er die Leitung des Völkisch-Sozialen Blocks, einer Tarnorganisation der verbotenen NSDAP, in Ostsachsen.⁶

Kaum zwei Jahre später trat er bei den sächsischen Landtagswahlen als Spitzenkandidat der Nationalsozialisten für den Wahlkreis Dresden-Bautzen an und schaffte auch den Einzug ins Parlament. Von Mücke übernahm den Fraktionsvorsitz, legte aber sein Mandat kaum

1 Andreas Wagner: Manfred von Killinger. Putschist und SA-Führer (1933–1935), in: Mike Schmeitzner/Andreas Wagner (Hrsg.): Von Macht und Ohnmacht. Sächsische Ministerpräsidenten im Zeitalter der Extremes 1919–1952, Dresden 2006, S. 257–278, hier S. 257.

2 Christine Pieper/Mike Schmeitzner/Gerhard Naser (Hrsg.): Braune Karrieren. NS-Protagonisten in Sachsen am Beispiel Dresdens, Dresden 2012; Konstantin Hermann: Das Wirken des Leiters des sächsischen Ministeriums für Volksbildung Arthur Göpfert 1933 bis 1945, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 83 (2012), S. 257–271; Robert Giesel: Leipzigs nationalsozialistische Oberbürgermeister (1937–1945), in: Leipziger Stadtgeschichte 13 (2011), S. 171–232; Andreas Hofer: Kapitänleutnant Hellmuth von Mücke. Marineoffizier, Politiker, Widerstandskämpfer. Ein Leben zwischen den Fronten, Marburg 2003. Die zuletzt genannte biographische Studie lässt wichtige Phasen in von Mückes Wirken komplett aus und ist fehlerhaft.

3 Andreas Peschel: Kurt Hellmuth von Mücke, in: Sächsische Biografie, herausgegeben vom Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde, Online-Ausgabe: <http://www.isgv.de/saebi> (letzter Zugriff 27.06.2014).



Kapitänleutnant Hellmuth von Mücke, 1916.

ein Jahr später wieder nieder. Seiner Fraktion gehörte auch der Zwickauer Parteigenosse Fritz Tittmann (1888–1945) an. 1929 folgte der Parteiaustritt. Hierfür spielten zwei Gründe eine entscheidende Rolle: Zum einen die Aufnahme Manfred von Killingers in die NSDAP 1928⁷ und zum anderen sein Koalitionsangebot an SPD und KPD.⁸ 1929 siedelte er nach Wyk auf der Nordseeinsel Föhr über und konzentrierte sich auf die Publikation von Texten zur Politikkritik. Mücke sympathisierte bald mit Ideen des „Nationalbolschewismus“. Bei dieser politischen Richtung, die auf dem sozialrevolutionären Flügel der NSDAP beruhte, verbanden sich radikal sozialistische und radikal nationalsozialistische Zielsetzungen. Mücke gehörte der „Kampfgemeinschaft Deutscher Revolutionäre“ an, die eine sozialistische Revolution erstrebte. Die Nationalsozialisten belegten ihn nach ihrer Machtübernahme mit

einem Publikations- und Vortragsverbot. Seit den 1930er Jahren bewohnte die Familie ein Haus in Ahrensburg bei Hamburg. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde Hellmuth von Mücke als „Verfolgter des Naziregimes“ anerkannt. Aus dem „Kriegshelden“ des Ersten Weltkriegs wurde in den 1950er Jahren ein überzeugter Pazifist, der sich gegen die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland aussprach. Er geriet in den Verdacht, kommunistische Agitation zu betreiben, und wurde deshalb 1957 vor den 6. Strafsenat des Bundesgerichtshofs vorgeladen. Noch bevor die Verhandlung stattfinden konnte, starb Mücke am 30. Juli 1957 im Alter von 76 Jahren in Ahrensburg. Nach Hans Heinrich Fleischer verfolgte Hellmuth von Mücke eine „aufrechte patriotische Linie, [...] die ihn aber wegen seiner leidenschaftlichen Einseitigkeit immer mehr zwischen die Fronten geraten ließ.“⁹

- 4 Hellmuth von Mücke: Emden, Berlin 1915; Hellmuth von Mücke: Ayesha, Berlin 1915. Die Auflagenzahlen der beiden Bücher und ihrer Nachfolgewerke stiegen in die Hunderttausend. Darüber hinaus war Mücke nach seiner Rückkehr beliebtes Motiv und Thema der deutschen Tages- und Illustriertenpresse. Vgl. Christian Ferber (Hrsg.): Berliner Illustrierte Zeitung, Zeitbild, Chronik, Moritat für Jedermann 1892–1945, Berlin 1985, S. 175.
- 5 Vgl. Hofer: Kapitänleutnant (wie Anm. 2), S. 47 f.
- 6 Matthias Lienert: Der Einfluss des Nationalsozialismus auf die Technische Hochschule Dresden während der Weimarer Republik, in: Neues Archiv für Sächsische Geschichte 66 (1995), S. 273–291, hier S. 287.
- 7 Reinhard Kühnl: Die nationalsozialistische Linke 1925–1930, Meisenheim 1966, S. 221.
- 8 Peschel: Kurt Hellmuth von Mücke (wie Anm. 3).
- 9 Hans Heinrich Fleischer: Hellmuth von Mücke, in: Neue Deutsche Biographie 18 (1997), S. 262 f., hier S. 263.



**Gut Lindigt bei Nossen,
Geburtsort von Manfred von
Killinger, 2015.**

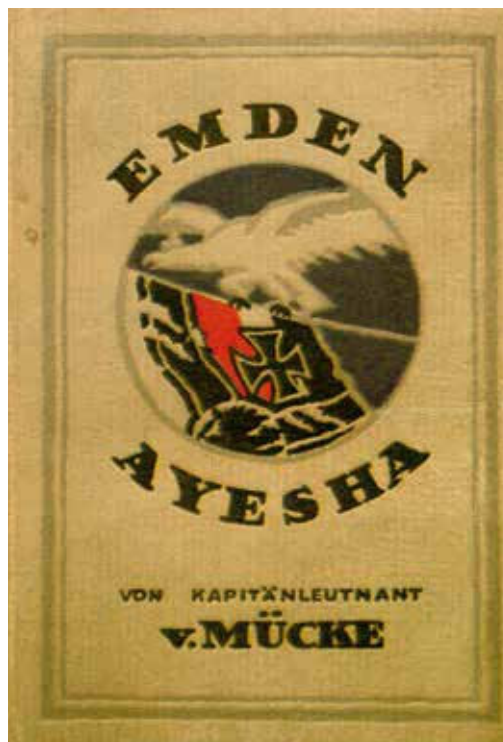
Manfred Freiherr von Killinger kam am 14. Juli 1886 als fünftes von insgesamt acht Kindern auf Gut Lindigt bei Nossen zur Welt.¹⁰ Sein Vater Arthur Freiherr von Killinger (1838–1924), verheiratet mit Bertha Schneider (1853–1943), stammte ursprünglich aus Karls-

ruhe. Er hatte sein Studium aufgrund einer schweren Verletzung bei einer Säbelmensur aufgeben müssen. Eine Anstellung als Landwirt und Gutsinspektor in Baden erhielt er aufgrund seiner Kenntnisse in der Landwirtschaft. Mit dem Vermögen seiner Frau konnte Killinger einen kleinen Landwirtschaftsbetrieb im Königreich Sachsen kaufen.

Die Freiherren von Killinger waren eine nobilitierte Familie aus Württemberg. 1737 war Johann Melchior Killinger, Oberkriegskommissar des fränkischen Kreises und Hauptmann einer Kompanie des „Deutschmeister“-Infanterieregimentes in habsburgischen Diensten, in den Adelsstand erhoben worden. Im Königreich Württemberg wurde der Familie 1835 der Freiherrenstand bewilligt.

Manfred von Killinger trat 1904 in die kaiserliche Marine ein. Im Weltkrieg befehligte er als Kapitänleutnant ein Torpedoboot und nahm an der Skagerrak-Schlacht teil. Nach 1918 setzte Killinger seine Karriere in paramilitärisch-rechtsradikalen Gruppen fort. Als Offizier im Freikorps Erhardt beteiligte er sich an den Kämpfen in Oberschlesien. Er gehörte auch zum Kreis der Verschwörer um den Mord an Reichsfinanzminister Matthias Erzberger (1875–1921). Die Richter sprachen von Killinger im anschließenden Prozess frei, woraufhin er sich im rechtsradikalen „Bund Wiking“ engagierte.¹¹

**Buchtitel von „Emden
und Ayesha“ von
Hellmuth von Mücke, 1915.**



- ¹⁰ Vgl. Wagner: Manfred von Killinger (wie Anm. 1), S. 257–278, hier S. 257 f. In dem Artikel von Stephan Dehn: Hellmuth von Mücke (1881–1957) und Manfred von Killinger (1886–1944) – zwei adlige Spitzenpolitiker der sächsischen NSDAP, in: Lars-Arne Dannenberg, Matthias Donath (Hrsg.): Lebensbilder des sächsischen Adels I, Bernstadt 2014, S. 124, ist das Gut Lindigt bei Leippen abgebildet. Es ist aber nicht identisch mit dem nahegelegenen Lindigtgut zwischen Ilkendorf und Nossen, wo Manfred von Killinger geboren wurde. Zur Berichtigung bilden wir hier das betreffende Lindigt ab.
- ¹¹ Manfred von Killinger in der digitalen Datenbank der Reichstagsabgeordneten <http://daten.digital-sammlungen.de/~db/bsb00000006/images/index.html> (1. Juli 2014).

Der frühere Kapitänleutnant pflegte mit dieser Gruppierung lange Zeit eine Konkurrenz zur NSDAP. Nachdem der Freistaat Sachsen 1927 ein Verbot gegen den „Bund Wiking“ erlassen hatte, näherte sich von Killinger trotzdem der NS-Bewegung an. Ein Jahr später trat er dann sowohl in die Partei als auch in die Sturmabteilung (SA) ein. Andreas Wagner urteilt, dass beide Seiten davon profitiert hätten: Die Parteiarmee der Nationalsozialisten suchte dringend militärisch erfahrene Führer und von Killinger bot die Anstellung bei der SA ein sicheres Auskommen.¹² Nach seinem Einzug in den Sächsischen Landtag im Mai 1929 übernahm er auch den Fraktionsvorsitz der NSDAP. Gleichzeitig veröffentlichte er Erinnerungsschriften über seine Zeit bei der Marine und rechtsradikalen Gruppen.¹³ Manfred Freiherr von Killinger war mit Gertrud Martin (1886–1945) verheiratet. Aus der Ehe gingen die Töchter Brigitte Freiin von Killinger, verheiratete Volke (1919–1945), und Renate Freiin von Killinger, verheiratete von Holtzendorff (1921–1945), hervor.

Seine große Popularität und sein Machtaufbau in der nationalsozialistischen Bewegung¹⁴ brachten ihn zunehmend in Konflikte mit dem sächsischen NSDAP-Gauleiter Martin Mutschmann.¹⁵ Diese Auseinandersetzung eskalierte, nachdem Adolf Hitler (1889–1945) den früheren Kapitänleutnant zum Reichskommissar und später Ministerpräsident von Sachsen berufen hatte. Der Streit prägte die ersten Monate der „Machtergreifung“. Im Zuge der Röhm-Affäre verlor von Killinger zwar seine Ämter, jedoch nicht sein Leben. Nach seiner Entlassung als sächsischer Ministerpräsident war Freiherr von Killinger ins Auswärtige Amt abgeordnet worden. 1936 schickte ihn Hitler nach Spanien, um General Francisco Franco (1892–1975) im spanischen Bürgerkrieg militärisch zu beraten. 1937 wurde der „verdiente Nationalsozialist“ deutscher Generalkonsul in San Francisco. Im Dezember 1940 übernahm er die Leitung der deutschen Gesandtschaft in Bukarest. Als im September 1944 sowjetische und rumänische Soldaten die Gesandtschaft besetzten, erschoss sich Killinger mit seinem Revolver.¹⁶

Seine Ehefrau und seine beiden Töchter erlebten die letzten Kriegsmonate in Sachsen. Im Mai 1945 flüchteten sie vor der heran nahenden Roten Armee nach Bärenfels auf den Erzgebirgskamm, wo die Familie ein Sommergrundstück besaß. Am 10. Mai 1945 nahmen sie sich in Altenburg das Leben. Gertrud Frei-



SA-Oberführer Manfred von Killinger (1886–1944), hinter ihm SA-Gruppenführer Georg von Detten (1887–1934), 1933.

frau von Killinger und ihre Töchter wurden auf dem Friedhof in Altenburg-Schellerhau begraben, wo sich bis vor kurzem ein Grabstein für sie befand. Eine Erinnerungstafel für Manfred von Killinger mit der Aufschrift „gefallen“ verharmloste dessen Wirken für die NSDAP wie auch seinen Selbstmord im fernen Rumänien.

Hellmuth von Mücke: Versammlungsredner, Parteifunktionär und Landtagsabgeordneter

Für die Nationalsozialisten musste eine Rede – sie war ihr wichtigstes Propagandamittel – den Anspruch erfüllen, möglichst deutlich formuliert und inhaltlich redundant zu sein.¹⁷ Hellmuth von Mücke trat nach seinem Abschied aus dem Militärdienst häufig als Referent vor nationalem wie internationalem Publikum auf. In seinen Referaten schilderte er Erlebnisse und Anekdoten aus dem Weltkrieg.¹⁸ Die Nationalsozialisten hofften, vom großen Prestige und Bekanntheitsgrad Mückes profitieren zu können. Sie wollten den „Kriegshelden“ als propagandistisches Zugpferd für ihre Bewegung gewinnen und versprochen

12 Wagner: Manfred von Killinger (wie Anm. 1), S. 268.

13 Manfred von Killinger: Heiteres aus dem Seemannsleben, Dresden 1923; Ders.: Ernstes und Heiteres aus dem Putschleben, Berlin 1927; Ders.: Kampf um Oberschlesien, Leipzig 1934.

14 Er wurde unterdessen zum Oberführer der SA ernannt.

15 Andreas Wagner: Mutschmann gegen von Killinger. Konfliktlinien zwischen Gauleiter und SA-Führer während des Aufstieges der NSDAP und der „Machtergreifung“ im Freistaat Sachsen, Beucha 2001.

16 Wagner: Manfred von Killinger (wie Anm. 1), S. 276–277.

17 Adolf Hitler: Mein Kampf, München 1925, S. 198.

18 Sächsisches Staatsarchiv, Hauptstaatsarchiv Dresden (HStA Dresden), 10736, Nr. 11120, Bericht der Staatspolizeiverwaltung – Landesinformationsamt an das Ministerium des Innern Sachsens vom 26. April 1924.

sich, dass ihre noch wenig bekannte Partei von der Verpflichtung einer solch bekannten Persönlichkeit profitieren würde.

Ein Blick auf von Mückes Rednertermine im ersten Halbjahr 1927¹⁹ überrascht in mehrfacher Hinsicht: Die wenigen Auftritte in Sachsen wecken Zweifel an seinem Status als propagandistisches „Zugpferd“. Aber es gilt zu bedenken, dass er deutschland- und europaweit auftrat. Seine Termine in Sachsen spiegeln nur einen Teil dieses Engagements wider. In den Jahren 1927 und 1928 unterstützte er als Redner zudem die Expansion der Hitlerjugend über die Grenzen des Vogtlandes und Mitteldeutschlands hinaus.²⁰ Hinzu kam, dass von Mücke im Oktober 1926 in den Sächsischen Landtag gewählt wurde. Die parlamentarische Arbeit beanspruchte ebenfalls ein erhebliches Quantum seiner Zeit.

Der Mandatsgewinn erklärt auch die Konzentration seiner Auftritte in Ostsachsen. Hellmuth von Mücke trat als Spitzenkandidat der NSDAP im Wahlkreis Dresden-Bautzen an und grenzte sein Engagement auf diese, von den Nationalsozialisten bisher organisatorisch und propagandistisch vernachlässigte Region ein.²¹ Neben der geographischen fällt auch die thematische Limitierung seiner Referate auf. Er überschrieb diese selten mit ideologischen Schlagworten, was die Nationalsozialisten auch akzeptierten: Sie präsentierten von Mücke nicht als dezidierten Parteiredner, sondern als den „Kriegshelden“, der nebenbei auch nationalsozialistisches Gedankengut streute.

Nach dem reichsweiten NSDAP-Verbot Ende 1923 gründeten sich rechtsradikale Nachfolgeorganisationen neu, so unter anderem der Völkisch-Soziale Block (VSB). In Ostsachsen übernahm Hellmuth von Mücke dessen Vorsitz.²² Finanzielle Schwierigkeiten und ein akuter Mitgliederschwund bedrohten bald die Partei. Der Erfolg bei den im Dezember 1924 anstehenden Reichstagswahlen schien gefährdet. Mit Vermittlung Erich Ludendorffs (1865–1937), damals ein prominentes Mitglied der Nationalsozialistischen Freiheitspartei, nominierten die Mitglieder von Mücke als Spitzenkandidaten für die Wahlen und bestätigten ihn als Vorsitzenden des VSB in Ostsachsen.²³ Aber selbst der prominente Seekriegsheld konnte den Zerfallsprozess der Partei nicht mehr aufhalten. Sein Einzug in den Reichstag scheiterte ebenfalls.²⁴

So überrascht dessen Nichtberücksichtigung nach Wiedergründung der NSDAP im Frühjahr 1925 kaum. Die Parteigenossen um Tittmann und Mutschmann vertrauten ihm weder in Dresden noch in Ostsachsen Führungsver-

antwortung in der jungen Partei an.²⁵ Trotz des Neuanfanges blieben die Probleme die alten und eskalierten sogar noch. Die Auseinandersetzungen um die Führung der Dresdner NSDAP entwickelten sich bald zu einer persönlichen Fehde zwischen Anton Goß (geb. 1899), der sowohl Ortsgruppenführer und Gauleiter für Ostsachsen war, und dem sächsischen NSDAP-Landesleiter Martin Mutschmann.²⁶ Dieser Kleinkrieg lähmte die Parteiorganisation in Ostsachsen beinahe komplett. Hellmuth von Mücke hielt sich lange aus diesem Streit heraus, griff dann im Sommer 1926 doch ein. Zuvor hatte Mutschmann den NSDAP-Gau Ostsachsen aufgelöst und einen Parteiausschluss gegen Anton Goß bestimmt. Von Mückes Handeln geschah keineswegs uneigennützig: Es ging ihm nicht darum, die Auseinandersetzung im Sinne der Partei zu schlichten. Er hatte sich wenige Tage zuvor mit Adolf Hitler über seine Spitzenkandidatur für die sächsischen Landtagswahlen im Oktober 1926 beraten und diese angenommen.²⁷ Für einen erfolgreichen Wahlkampf war Hellmuth von Mücke auf einen funktionierenden Parteiapparat in Dresden und Ostsachsen angewiesen. Als offizieller Spitzenkandidat fühlte er sich dann berechtigt, den Konflikt zu schlichten und unterstützte Anton Goß. Er verlangte von Martin Mutschmann eine Erklärung, warum dieser in Dresden zwei NSDAP-Ortsgruppen dulde und aktiv fördere. Außerdem mahnte Mücke den Landesleiter, „die nötigen Schritte zu veranlassen, die geeignet sind, der unrechtmäßigen Gruppe das Handwerk zu legen.“ Das Chaos in Dresden sollte nicht „das Ergebnis der Wahl gefährden“. Hellmuth von Mücke wandte sich im gleichen Fall auch an die Reichsparteileitung in München, um den Handlungsdruck auf Mutschmann zu vergrößern. Er bat darum, „den Gauleiter [...] zu veranlassen, die nötigen Schritte gegen diese illegale Gruppe zu tun.“ Diesem Streit zum Trotz gelang 1926 zwei Nationalsozialisten der Einzug in den Sächsischen Landtag, wobei die NSDAP von der geringen Wahlbeteiligung profitierte. Das Wahlergebnis dient auch als Indikator für die Stärke der nationalsozialistischen Parteiorganisation im Freistaat: In Chemnitz-Zwickau votierten mehr als 25.000 Wähler für den dortigen Spitzenkandidaten der NSDAP, Fritz Tittmann. Trotz seines hohen Prestiges erreichte der Kapitänleutnant a.D. im Wahlkreis Dresden-Bautzen eine nicht annähernd so hohe Zustimmungsrate.²⁸ Hellmuth von Mücke reichten knapp 7.500 Stimmen für ein Mandat.

19 Der Verfasser hat im Rahmen seines Dissertationsprojektes die Versammlungspropaganda der sächsischen NSDAP mit Hilfe einer Datenbank sowohl erfasst als auch ausgewertet. Neben einer regionalen und chronologischen Analyse sind auch Untersuchungen zu den Redner-Terminen verschiedener NSDAP-Politiker, unter anderem Hellmut von Mücke und Manfred von Killinger, enthalten.

20 Vgl. Delegiertenversammlung der HJ, in: Hitler-Jugend. Kampfblatt schaffender Jugend 10 (1927), S. 60 f. Hier wird ausführlich die Begeisterung der Teilnehmer von Versammlungen der Hitler-Jugend bei Mückes Referaten beschrieben.

21 Johnpeter Horst Grill: The Nazi's Rural Propaganda Before 1928, in: Central European History 1982/2 (15), S. 149–185; hier: S. 163.

22 Neben von Mücke firmierte auch Philalethes Kuhn (1870–1937) als Vorsitzender. Er verließ die Partei nach persönlichen Zerwürfnissen bald wieder.

23 HStA Dresden, 10736, Nr. 22507, Bl. 48. Bericht über die Zusammenkunft zwischen Ludendorff und von Mücke vom 20. November 1924.

24 Andreas Peschel: Die Entwicklung der Dresdner NSDAP bis 1933, in: Dresdner Geschichtsbuch 18 (2013), S. 151–170, hier S. 153.

25 Bundesarchiv Berlin (BArch Berlin), NS 26, Nr. 2367, Listen für die Gaue Chemnitz, Meißen, Vogtland, Zwickau, Freiberg, Dresden, Leipzig, Grimma-Rochlitz und Döbeln-Oschatz vom Frühjahr 1925.

26 Peschel: Die Entwicklung (wie Anm. 23), S. 155. Eine ausführliche Untersuchung des mehrjährigen Konflikts zwischen Martin Mutschmann und Anton Goß ist weiterhin Desiderat.

27 BArch Berlin (ehem. BDC), OPG, D0058 (Anton Goß). Aus dieser Akte stammen auch die weiteren Zitate.

Als Fraktionsvorsitzender der NSDAP im Landtag spekulierte von Mücke auf den wachsenden Einfluss seiner Partei, denn die Mehrheitsverhältnisse im sächsischen Parlament hatten sich verschoben. Die Majorität der linken Parteien im Landtag existierte nicht mehr, ihre Fraktionen waren mit 45 Abgeordneten nun genau so groß wie die bürgerlichen. Von Mücke verfolgte das Ziel, mit einer „Dritten Front“ zwischen der NSDAP und den vier Abgeordneten der Alten Sozialdemokratischen Partei (ASPS)²⁹ zum Zünglein an der Waage zu werden.³⁰ Er warnte davor, die NSDAP als „*quantité négligeable*“ zu behandeln. Denn es war nicht garantiert, dass „*die Regierung Sachsens nicht einmal in die Lage kommt, auf die beiden nationalsozialistischen Stimmen angewiesen zu sein.*“ Hellmuth von Mücke bekam wenig Gelegenheit, seine rhetorischen Fähigkeiten im Landtag unter Beweis zu stellen, da die Fraktionsstärke das Quantum der Redezeit bestimmte. Die Rede war ein zentraler Bestandteil politischer Kultur der Weimarer Republik. Dementsprechend definierte der nationalsozialistische Propagandakanon sie als zentrales Mittel, um die Bevölkerung zu beeinflussen.³¹ Die NSDAP-Abgeordneten mussten sich entscheiden, ob sie ihre Ansprachen sach- oder parteipolitisch gestalten wollten: „*Sachpolitik meint eine fast komplett ideologiefreie, auf objektiven Argumenten fußende Debatte. Parteipolitik beschreibt das Gegenteil davon, einen Entscheidungsfindungsprozess, der die Sachfragen nach [...] parteiprogrammatischen und weltanschaulichen Grundsätzen behandelt.*“³²

Am 20. Januar 1927 gab Hellmuth von Mücke im Landtag eine ausführliche Stellungnahme zur jüngst gebildeten Regierung unter dem ASPS-Politiker Max Heldt (1872–1933) ab. Er vermied in seinen Ausführungen die damals typische Radikalität der nationalsozialistischen Sprache. Ebenso formulierte er nicht die obligatorischen Drohungen gegen „Feinde“ der NSDAP. Sein Referat war eine klassische sachpolitische Rede, die mit einer Allegorie auf die Regierungsbildung einsetzte. Er verglich diese mit dem Geburtsprozess, betonte aber, „*daß die Geburt des Kabinetts Heldt eine Zangengeburt war.*“³³ Darauf folgte eine kritische Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Vergangenheit, die eher einem Proseminar in Geschichte als einer Stellungnahme im Plenum entsprach. Im Anschluss daran stellte der Redner die Grundpfeiler nationalsozialistischer Weltanschauung an aktuellen wie historischen Beispielen dar. Das Wort „Führer“ diente ihm dabei als klassisches Signalwort. Interessant



ist hier die Äußerung des adligen Kapitänleutnants a.D., dass er sich keinesfalls nach den Monarchen zurücksehnte, „*weil sie nicht das waren, was sie hätten sein müssen: Führer.*“³⁴ Demgegenüber hielt von Mücke ein fast schon pathetisches Plädoyer für die alten Reichsfarben. Er widersetzte sich allerdings gegen die Übernahme durch die Weimarer Demokratie, denn „*die alten Farben, unter denen unsere Besten gestorben sind, sind uns zu gut für den heutigen Staat.*“ Diese populistischen Einschübe unterbrachen seine Rede, in der Mücke objektiv argumentierte und urteilte. Erst am Ende seiner Ausführungen verfiel er in die typische Propaganda-Rhetorik der Nationalsozialisten und verurteilte den Marxismus mit scharfen Worten, warf ihm vor, die wahren Gründe der allgemeinen Krise zu verkennen. Mücke betonte, „*daß dieses Grundübel der Kapitalismus ist, der sich im jüdischen Großkapital zusammengeballt hat.*“³⁵

Am Ende setzte er die typischen Phrasen nationalsozialistischer Sprache ein: Wiederholt benutzte Mücke Formeln wie „*Wir Nationalso-*

Hellmuth von Mücke (1881–1957) als NSDAP-Fraktionsvorsitzender, um 1926.

zialisten“ oder „*schaffende Kräfte des Kopfes und der Faust*“ sowie solche Signalworte wie „*Kapitalismus*“, „*Revolution*“ oder „*Volk*“ in seinen Sätzen.

Der NSDAP-Fraktionsvorsitzende versuchte mit seiner ersten Rede den Spagat zwischen einer argumentativen, sachpolitischen Ansprache und einem propagandistisch wirksamen Vortrag zu schaffen, was ihm nicht gelungen ist, nicht gelingen konnte. Seine breiten ideologischen Einschübe über Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung wirken im Gesamtbild des Referates deplatziert. Auf der einen Seite stören sie Aufbau und Logik des Gesagten, auf der anderen Seite reichte es nicht aus, vor dem Publikum die klassischen Phrasen zu artikulieren. Die Nationalsozialisten versuchten, den Zuhörer mit den Mitteln der Redundanz und Simplifikation zu erreichen.

Hellmuth von Mückes parlamentarisches Engagement dauerte kaum ein Jahr: Anfang November 1927 legte er sein Mandat nieder. Er begründete diesen Entschluss mit den „*Versäumnisse[n] des Landtags im Zusammenhang mit einer Unwetterkatastrophe im Müglitz- und Gottleuba-Tal.*“³⁶ Sein Ausscheiden aus dem Parlament bedeutete noch nicht das Ende seiner Parteikarriere, er engagierte sich weiterhin aktiv als Redner und Organisator in Sachsen. Erst die Aufnahme Manfred von Killingers in die NSDAP gab von Mücke den entscheidenden Anstoß zum Parteiaustritt. Er begründete diesen Schritt mit den ehrverletzenden und verleumderischen Aussagen Killingers in den frühen 1920er Jahren gegen ihn.³⁷ Es bleibt leider nur die Möglichkeit, anhand von indirekter Korrespondenz über Hintergründe dieser Kampagne zu spekulieren. Klar ist, dass beide als adlige Offiziere nach 1918 ihrem Ehrenkodex verpflichtet blieben. Die Behauptungen Killingers könnten weniger ihres Inhalts wegen, sondern aufgrund der nicht erteilten Satisfaktion zum Konflikt geführt haben. Die damalige Situation der rechtsradikalen Verbände muss ebenso berücksichtigt werden. Zu jenem Zeitpunkt spielte die NSDAP in diesem politischen Spektrum keine wichtige Rolle. Die Umgangsformen blieben hart, die persönliche Diffamierung der Konkurrenten gehörte zum politischen Alltagsgeschäft – auch unter ehemaligen Kameraden der kaiserlichen Marine.

Adolf Hitler erkannte das Potential von Killingers für die NSDAP. Er spekulierte auf einen doppelten Gewinn, wenn zwei bekannte „Kriegshelden“ an prominenter Position für den Nationalsozialismus eintraten. Das Zerwürfnis der beiden Politiker gefährdete jedoch

diesen Bonus. Nachdem Mücke bereits den Parteieintritt Killingers verzögert hatte, übernahm Hitler dann selbst die Schlichtung dieses Konflikts. Er ließ keinen Zweifel daran aufkommen, „*dass die Bereinigung dieser Angelegenheit [...] Voraussetzung ist für einen Eintritt [...] von Killingers in die Partei.*“³⁸ Am Anfang stand der Parteiausschluss des ehemaligen Marineoffiziers. Eine Wiederaufnahme sollte erst nach erfolgter Ehrerklärung gegenüber Mücke erfolgen.

Der „Führer“ behauptete, die Schriftstücke ehrverletzenden Inhaltes aus den Jahren 1924 seien von Killinger lediglich in seiner Aufgabe als Vertreter der Organisation Consul unterzeichnet worden, die aber keinesfalls „*einem inneren Wunsche oder der Absicht [...] ihre Existenz verdanken.*“ Sicherheitshalber hatte Hitler diese Verlautbarung selbst formuliert, in der von Killinger zugab, dass die damaligen Beleidigungen jeglicher Grundlage entbehrten. Vorsorglich wies das Schreiben darauf hin, dass auch alle anderen Verleumdungen, „*schriftlich oder mündlich die gleiche Angelegenheit betreffend irgendwann oder irgendwo von mir aufgestellt worden sind*“, gegenstandslos seien.

Hitlers persönlicher Einsatz blieb erfolglos, selbst die eigens formulierte Erklärung änderte nichts an Mückes Entschluss, die NSDAP zu verlassen. Hinzu kam die Skandalisierung seines Angebotes einer Koalition zwischen Nationalsozialisten und Sozialdemokraten beziehungsweise Kommunisten im Sächsischen Landtag. Die Presse griff diesen Konflikt dankbar auf. Hellmuth von Mücke zeigte sich kaum zurückhaltend gegenüber Journalisten: Gegenüber der „*Fränkische Tagespost*“ zählte er Gründe seines Rückzuges auf: Mücke sah keine Zukunft in einer Bewegung, „*deren Führer sich nicht [...] durchsetzen kann, wobei es ein offenes Geheimnis ist, dass der Einfluss des Herrn Mutschmann darauf beruht, dass er als reicher Fabrikant Herrn Hitler sich finanziell verpflichtet.*“³⁹ Darüber hinaus warf er dem „Führer“ vor, trotz besseren Wissens von der Eignung Manfred von Killingers als Nationalsozialist überzeugt gewesen zu sein. Mücke prophezeite der NSDAP eine baldige Zersetzung in absoluter Führerlosigkeit und Chaos. In einer abschließenden Stellungnahme fand er deutliche Worte für seine Verbitterung über die vieldiskutierte Personalentscheidung: Neben diversen persönlichen Vorwürfen gegen von Killinger unterstreicht er am Ende, dass „*mein persönliches Reinlichkeitsgefühl es mir verbietet, in einer Partei zu bleiben, welche Menschen aufnimmt, die solche Handlungsweisen begangen haben, wie Herr von Killinger.*“

28 Stephan Dehn: Sachsens Südwesten als frühe Hochburg der NSDAP, in: Konstantin Hermann (Hrsg.): Führerschule, Thingplatz, „Judenhaus“. Orte und Gebäude der nationalsozialistischen Diktatur in Sachsen, Dresden 2014, S. 49–51. Die 5.000 Stimmen für Theodor Fritsch (1852–1933), dem Spitzenkandidaten der NSDAP im Wahlkreis Leipzig, verdeutlichen die Schwäche der Nationalsozialisten abseits ihrer Hochburg. Alle Zahlen zu den Wählerstimmen aus Statistisches Jahrbuch für den Freistaat Sachsen 1924/1926, Dresden 1927, S. 461.

29 Benjamin Lapp: A ‚National‘ Socialism. The Old Socialist Party of Saxony, 1926–32, in: Journal of Contemporary History 30 (1995), S. 291–309.

30 Hellmuth von Mücke: Zur sächsischen Landtagswahl, in: Der Nationale Sozialist für Sachsen, Ausgabe vom 28. November 1926.

31 Haig Bosmajian: The Magic Word in Nazi Persuasion, in: ETC. A Review of General Semantics 23 (1966), S. 9–23, hier S. 14.

32 Anita Maaß: Politische Kommunikation in der Weimarer Republik. Das Dresdner Stadtverordnetenkollegium 1918–1933, Leipzig 2009, S. 50.

33 Verhandlungen des Sächsischen Landtages. 3. Wahlperiode 1926/1927, Dresden 1926, S. 166.

34 Ebd., S. 167.

35 Ebd., S. 170.

36 Peschel: Kurt Hellmuth von Mücke (wie Anm. 3).

37 BArch Berlin (ehem. BDC), Personalakten, Nr. 1355, Lebenslauf Manfred von Killinger. Bisher konnten diese Äußerungen weder als Notiz noch im Original recherchiert werden.

38 Ebd., Adolf Hitler an den Obersten SA-Führer vom 14. November 1928.

39 Ebd., Hellmuth von Mücke an die „Fränkische Tagespost“ vom 1. August 1929.

Manfred von Killinger: vom Terroristen zum Fraktionsvorsitzenden

Trotz der Konflikte um seinen Parteieintritt bewies Manfred von Killinger seit Anfang 1929 großen Einsatz als Redner für die sächsische NSDAP. In diesem Jahr musste die nationalsozialistische Propaganda im Freistaat Landtags- und Kommunalwahlen sowie die Volksabstimmung gegen den Young-Plan begleiten. Killinger, Spitzenkandidat der NSDAP bei den Landtagswahlen im Mai 1929, sprach mehrmals wöchentlich auf Parteiversammlungen und begrenzte sein Engagement auch nicht regional. Sein Terminkalender steht jedoch exemplarisch für das Kardinalproblem der nationalsozialistischen Propaganda in jener Zeit: Die Bewegung konzentrierte ihre Veranstaltungen weiterhin in den Städten.

So bestimmte der 1925 ausgerufene „urban plan“⁴⁰ auch die Versammlungsorte Manfred von Killingers in Sachsen. Nur selten sprach er vor einem dörflichen Publikum, sondern bevorzugte Auftritte in größeren Gemeinden. In den darauffolgenden Jahren nahm das Engagement Manfred von Killingers als NSDAP-Parteiredner noch deutlich zu. Entgegen dem Parteitrend – seit Ende 1930 konzentrierten die sächsischen Nationalsozialisten ihre Propaganda vordringlich auf ländliche Regionen des Freistaats – trat er auch dann fast ausschließlich vor städtischem Publikum auf.

Anders als Hellmuth von Mücke sprach Killinger auf seinen Veranstaltungen nicht nur über Erlebnisse im Weltkrieg und den Freikorps, er referierte vordringlich über ideologische Fragen. Aber die Menschen sollten mit Titeln wie „Vom Putschisten zum Nationalsozialisten“⁴¹ wieder Geschichten eines „Helden“ im Dienste der Bewegung Adolf Hitlers geboten bekommen. Wie bereits angedeutet, profitierten die Nationalsozialisten propagandistisch und militärisch von der Verpflichtung Manfred von Killingers. Noch im Jahr 1929 erhielt er seine Ernennung zum Oberführer der SA. Die sozialen und wirtschaftlichen Umstände der späten 1920er Jahre trieben zahlreiche junge Männer in die Reihen der radikalen Parteien, auch die SA profitierte davon.⁴² Manfred von Killinger organisierte die sächsischen „Braunhemden“ nach militärischen Prinzipien und legte so den Grundstein für die nationalsozialistische „Eroberung“ Dresdens und Ostsachsens. Sein Machtausbau führte zu einer Distanzierung von der NSDAP-Gauleitung, die ihren Sitz in Plauen hatte. Hierin lag der Keim des Konfliktes zwischen Martin Mutschmann und Manfred von Killinger.⁴³ Der Karrieresprung des

ehemaligen Kapitänleutnants und Freikorpsmannes blieb den staatlichen Behörden nicht verborgen. Bereits zu Jahresbeginn 1929 nahmen sie die „Rückkehr“ von Killingers hinter dem Banner der NSDAP aufmerksam zur Kenntnis.⁴⁴ In einem Bericht an den Berliner Polizeipräsidenten beschrieben die Mitarbeiter des sächsischen Innenministeriums den früheren Terroristen als hervorragenden Nationalsozialisten und SA-Führer.⁴⁵ Warnend verwies das Schreiben auf Killingers „Vorgeschichte“ und seine „Verurteilung wegen Geheimbündelei in Sachsen“ und auf die „Anklage wegen des Erzbergermordes“. Das Innenministerium betonte auch seine Karriere als Offizier in der Brigade-Erhard und Organisator rechtsradikaler Gruppen. Manfred von Killinger war zwar in einem Prozess verurteilt worden, hatte aber aufgrund einer allgemeinen Amnestie seine Haft nicht antreten müssen. Indem er 1929 in den sächsischen Landtag gewählt wurde, genoss er juristische Immunität.

Manfred von Killinger wusste diese einzusetzen. Zahlreiche Massenschlägereien im Umfeld von Parteiversammlungen führten auf seine aggressive Rhetorik zurück.⁴⁶ Selbst im Plenarsaal des Landtages bediente er sich dieser derben Worte: Am 12. Dezember 1929 sprach er wiederholt von einer „Mordssauerei“ der sächsischen Regierung und versprach wiederholt, den „Saustall auszumisten“.⁴⁷ Daneben wandte sich von Killinger ebenso häufig an seinen politischen Gegner, wenn er zur SPD-Fraktion meinte: „Warum brüllt Ihr denn schon vorher? Weil es sich um einen roten Genossen und um einen Juden handelt?“ Auf Störungen reagierte der NSDAP-Fraktionsvorsitzende ungehalten mit dem Hinweis „halt mal den Schnabel!“⁴⁸

Diese Rhetorik war bei von Killinger weniger die Ausnahme als die Regel. Er reagierte auf Zwischenrufe mit deutlichen Erwidern. Im Februar 1930 drohte der nationalsozialistische Fraktionsführer einigen Abgeordneten „Ich werde am Schluß [...] mit Ihnen abrechnen!“ oder „Mach Deinen Kopf dicht, Demokrat!“⁴⁹ Im Mai 1930 wandte er sich an den sächsischen Ministerpräsidenten Wilhelm Bünger (1870–1937) und stellte fest, die Regierungsbeamten „sind aber solche ausgefuchsten Trottel, daß sie niemals fähig sind, Minister zu werden.“ In Bezug auf eine Regierungsbildung nach Neuwahlen in Sachsen meinte von Killinger zu den Fraktionen von SPD und KPD, „ihr kriegt aber Dresche bei der Geschichte!“⁵⁰

Daneben beinhalteten seine Reden auch die typischen Phrasen nationalsozialistischer Rhetorik. Um den einheitlichen und geschlossenen Willen der Parteigenossen auch verbal zu

40 Grill: The Nazi's Rural Propaganda (wie Anm. 20), S. 163.

41 Vgl. Terminankündigungen der sächsischen NSDAP, in der „Berliner Arbeiterzeitung“ vom 10. März 1929.

42 Andreas Peschel gab 2012 eine Edition der Erinnerungen zur Entwicklung der sächsischen SA von Heinrich Bennecke heraus. Vgl. Andreas Peschel: Die SA in Sachsen vor der „Machtübernahme“. Nachgelassenes von Heinrich Bennecke (1902–1972), Beucha 2012; vgl. hier auch die kritische Rezension dieser Edition von Thomas Wiedera im Neuen Archiv für Sächsische Geschichte 84 (2013), S. 344 f.

43 Wagner: Manfred von Killinger (wie Anm. 1), S. 269 f.

44 Staatsarchiv Bremen (StA Bremen), 4,65-1729, Band 3, Bl. 3, Monatsbericht über die politische Lage im Freistaate Sachsen im Januar 1929 vom 18. Februar 1929.

45 HStA Dresden, 10736, Nr. 19086, Bl. 75, Berliner Polizeipräsident an das sächsische Innenministerium des Innern vom 20. August 1930.

46 StA Bremen, 4,65-1729, Bd. 3, Bl. 11, Bericht über die politische Lage im Freistaate Sachsen vom 22.5.1930.

47 Verhandlungen des Sächsischen Landtags. 4. Wahlperiode 1929/1930. Bd. 1, S. 630.

48 Ebd., S. 631.

49 Ebd., S. 1024.

50 Ebd., S. 1439.

unterstreichen, setzte von Killinger die Wortgruppe „Wir Nationalsozialisten“ inflationär ein.⁵¹ Nie fehlten Angriffe gegen „Die Juden“ und alles „Jüdische“ in der Welt. Killinger machte reichlich Gebrauch der beiden Lexeme „marxistisch“ und „antimarxistisch“.⁵² Damit wird seine Absicht offenkundig, dass es ihm vordringlich um Provokation ging. Der Fraktionsvorsitzende setzte auf Drohungen, vulgäre Sprache und eine Redundanz ideologischer Schlagworte.

Zwei sächsische Adlige für Adolf Hitler

Die Biographien der beiden vorgestellten Protagonisten enthalten einige Kongruenzen: Hellmuth von Mücke war nur unwesentlich älter als Manfred von Killinger. Beide begannen ihre Karriere in der kaiserlichen Marine. Ihre Wege kreuzten sich wieder als prominente Parteimitglieder der NSDAP in Sachsen. Sie traten als Spitzenkandidaten bei Landtagswahlen an und übernahmen danach das Amt des Fraktionsführers im sächsischen Parlament. Etwas anderes vereint die beiden Feinde zusätzlich: ihre Konkurrenz zum sächsischen NSDAP-Landesleiter Martin Mutschmann. Dieser sah sowohl durch Mücke als auch durch Killinger sein eigenes Machtaufstreben gefährdet und bekämpfte die beiden Politiker mit allen Mitteln.⁵³

Beide adeligen Nationalsozialisten vertraten unterschiedliche Flügel innerhalb der NSDAP. Neben den rhetorischen Elemente können diese beiden Gruppen auch programmatisch-ideologischen gefasst werden: Hellmuth von Mücke gehörte dem linken Flügel der nationalsozialistischen Bewegung an. Mit der Konstituierung des sogenannten Straßer-Kreises bekam diese Richtung einen organisatorischen Hintergrund.⁵⁴ Diese Idee griff von Mücke auf, der seine Reden nach einem logischen Konzept strukturierte und versuchte, die Zuhörer aufgrund von möglichst objektiv präsentierten Fakten zu überzeugen. Seine Triebfedern waren eindeutig Bildung und Erziehung.

Ganz im Gegenteil dazu Manfred von Killinger, ein treuer Anhänger des Parteiflügels um Adolf Hitler. Dementsprechend verließ er sich auf dessen Propagandakonzept. Deren Taktik lässt sich auf die beiden Schlagworte „Angriff“ und „Kritik“ zusammenfassen. Besonders Joseph Goebbels (1897–1945) wollte mit einer derben Wortwahl die „die Partei ins Gespräch“ bringen.⁵⁵ Nach diesen Prämissen gestaltete von Killinger seine Ansprachen im Sächsi-

schen Landtag und nicht nur dort: eine derbe, fast schon pornographische Sprache vermengte sich mit direkten Drohungen, Verwendung von vulgärer Mimik und Gestik sowie einer penetranten Redundanz nationalsozialistischer Signalworte. Für die NSDAP hätten die beiden Adeligen einen doppelten Bonus bedeutet. Auf der einen Seite brachten sowohl von Mücke als „Seekriegsheld“ als auch von Killinger als Terrorist der frühen 1920er Jahre ein „im rechtsradikalen Sinne“ vorzügliches Prestige mit sich. Beide gehörten zu den prominentesten Politikern im Deutschen Reich zwischen 1918 und 1933. Im Windschatten dieser berühmten Namen erhoffte sich die junge sächsische NSDAP ihre Expansion. Persönliche Differenzen machten eine effektive Doppelspitze unmöglich. Also brachten die beiden Adeligen ihren Ruf in Sachsen getrennt ein. Beide trugen erheblich zur Expansion der nationalsozialistischen Bewegung in Sachsen bei.

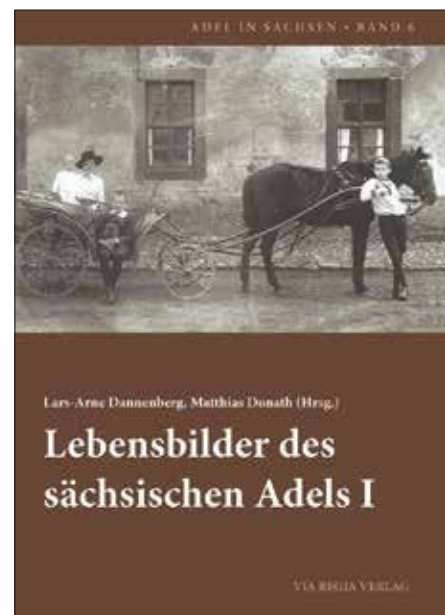
51 Ebd., S. 394.

52 Vgl. ebd., S. 1301.

53 Im Falle des „Helden der Emden“ überdeckte die damalige Irrelevanz der Nationalsozialisten im rechtsradikalen Spektrum diesen Konflikt. Dagegen dominierte die Auseinandersetzung mit Killinger nicht nur die interne Parteiarbeit seit 1930, auch die Öffentlichkeit nahm regen Anteil an dieser Fehde zwischen Gauleiter und SA-Führer.

54 Die Brüder Gregor Straßer (1892–1934) und Otto Straßer (1897–1974) waren Verfechter einer starken sozialistischen Prägung der NSDAP und verfolgten sowohl mit ihrer Publizistik als auch ihren Propagandaauftritten ein argumentatives Konzept, vgl. Otto Straßer: Die nationalsozialistische Presse, in: Nationalsozialistische Briefe vom 1. Juni 1926, S. 1.

55 Gerhard Paul: Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933, Bonn 1990, S. 50.



Dieser Artikel ist eine überarbeitete Fassung von Stephan Dehn: Hellmuth von Mücke (1881–1957) und Manfred von Killinger (1886–1944) – zwei adlige Spitzenpolitiker der sächsischen NSDAP, in: Lars-Arne Dannenberg, Matthias Donath (Hrsg.): Lebensbilder des sächsischen Adels I, Bernstadt 2014, S. 121–138. Der Band „Lebensbilder des Sächsischen Adels I“ (198 Seiten, ISBN 978-3-944104-09-6, 17,90 Euro) kann bezogen werden bei:

Via Regia Verlag,
Dr. Andreas Bednarek,
Görlitzer Straße 21,
02748 Bernstadt a.d.E.,
Telefon: 03581 / 7250040,
E-Mail: info@via-regia-verlag.de.

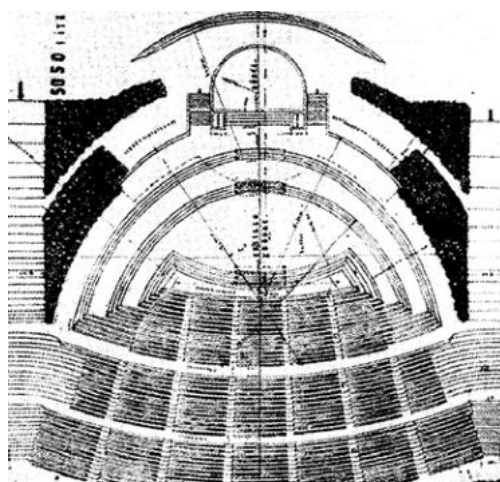
Thingspiel und „Bombenstimmung“ – Freilichttheater in Sachsen 1933–1945

Volker Knüpfer

Die nationalsozialistische Propaganda und Kulturpolitik konzentrierten sich unbestritten auf die geschickte Nutzung der Massenmedien Presse, Rundfunk und Film. Zugleich versuchte der NS-Staat, prinzipiell alle sich bietenden geistig-kulturellen Räume für seine Ziele einzusetzen. In diesem Zusammenhang spielten auch Medien, wie die Freilichttheater, die auf den ersten Blick wohl kaum mit politischer Steuerung und Wirkungsabsicht in Verbindung gebracht werden, eine nicht zu unterschätzende Rolle. Gerade das Theaterspiel im Freien galt zeitweilig als eine bevorzugte Domäne nationalsozialistischer Theaterpolitik. Mit dem sogenannten „Thingspiel“ auf eigens dafür auch in Sachsen errichteten Großanlagen sollten neue Theater- und Feierformen erprobt werden. Zudem bot die sächsische Mittelgebirgs- und Burgenlandschaft zahlreiche attraktive Spielplätze für das traditionelle Freilichttheater, das gleichfalls in das Visier der nationalsozialistischen Theaterpolitik geriet. Folgender Beitrag versucht nach einer einführenden knappen Skizze über die theaterpolitischen Rahmenbedingungen im „Dritten Reich“ zunächst die Entwicklung der Thingspielbewegung in Sachsen näher auszuleuchten. In einem weiteren Abschnitt wird am Beispiel der Greifenstein-Naturbühne im Erzgebirge – sie zählt zu den wichtigsten mitteldeutschen Naturbühnen – der Frage nachgegangen, inwieweit es der nationalsozialistischen Theaterpolitik gelang, auch das traditionelle Freilichttheater in ihren Dienst zu stellen.¹

Nationalsozialistische Kulturpolitik und Freilichttheater

Das im März 1933 neu gegründete „Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda“ war mit seiner in mehrere Referate gegliederten Theaterabteilung die entscheidende Lenkungs-

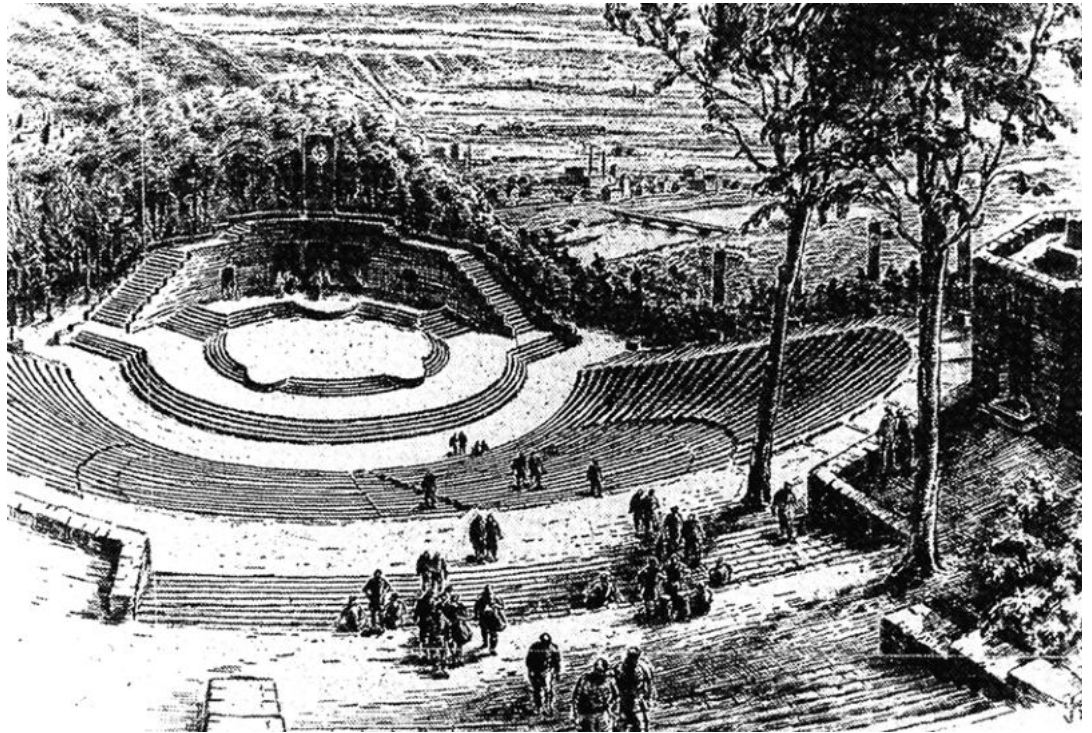


Grundrisszeichnung Thingspielplatz Halle/Brandberge. Hier fand Anfang Juli 1934 die erste offizielle Thingspielaufführung statt.

zentrale der nationalsozialistischen Theaterpolitik.² Innerhalb der Theaterabteilung fungierte ein sogenannter Reichsdramaturg, dem jedes Theater den jährlichen Spielplan zur Bestätigung vorzulegen hatte. Der ebenfalls 1933 gebildeten Reichstheaterkammer mussten als berufsständische Zwangsorganisation alle Bühnenschaffenden angehören. Nach dem 1934 erlassenen Theatergesetz konnte das Propagandaministerium die Aufführung bestimmter Werke verbieten oder auch verlangen. Zu dem sich rasch ausdehnenden Apparat des Ministeriums gehörten auf Länderebene die seit Juli 1933 gebildeten Landesstellen, die bis in den regionalen und lokalen Raum hinein den „Minister in allen seinen Aufgaben unterstützen“ sollten und „seine Anordnungen durchzuführen“ hatten. Damit entstand mit der Sächsischen Landesstelle in Dresden eine wichtige Instanz zur Durchsetzung der NS-Kulturpolitik auch im Bereich der Freilichttheater.³ Innerhalb dieser Rahmenbedingungen wirkte seit Juli 1933 der Reichsbund der deutschen

1 Die regionale Forschung hat das Freilichttheater in Sachsen während der NS-Zeit bisher wenig beachtet. Auch neuere einschlägige Darstellungen zur Landesgeschichte setzen andere Schwerpunkte und gehen nur am Rande auf diese Thematik ein. Dazu vgl. Schaarschmidt, Thomas, *Regionalkultur und Diktatur. Sächsische Heimatbewegung und Heimat-Propaganda im Dritten Reich und in der SBZ/DDR*, Köln, Weimar, Wien 2004, S. 180 f., 203 f.; Ders., *Kulturpolitik im Lande eines Kunstbananens? Die sächsische Gauleitung und das „Heimatwerk Sachsen“*, in: Vollnhals, Clemens (Hrsg.), *Sachsen in der NS-Zeit*, Leipzig 2002, S. 108. Nach Manuskriptabschluss für vorliegenden Aufsatz erschien Dannenberg, Lars-Arne, *Thingplatz Kamenz*, in: Hermann, Konstantin (Hrsg.), *Führerschule, Thingplatz, „Judenhaus“. Orte und Gebäude der nationalsozialistischen Diktatur in Sachsen*, Dresden 2014, S. 111–115. Aufgrund des Forschungsstandes insgesamt kann der vorliegende Beitrag nur als erster Schritt einer umfassenden Darstellung gesehen werden. Als lokale Studie vgl. Knüpfer, Volker, „Stählerne Helden“ und „Bombenstimmung“. Faschistische Kulturpolitik und Greifenstein-Naturbühne, *Limbach-Oberfrohna* 1990. Eine ständige Ausstellung zur Geschichte der Greifenstein-Bühne im früheren Bergbau- und Greifensteinmuseum Ehrenfriedersdorf, die auch ausführlicher die Zeit zwischen 1933 und 1945 thematisierte, wurde mit der Schließung des Museums 1999 zugunsten einer Tourismus-Information bedauerlicherweise gleichfalls aufgelöst.

**Thingspielplatz in Heidelberg/
Heiligenberg, Zeichnung, 1935.**



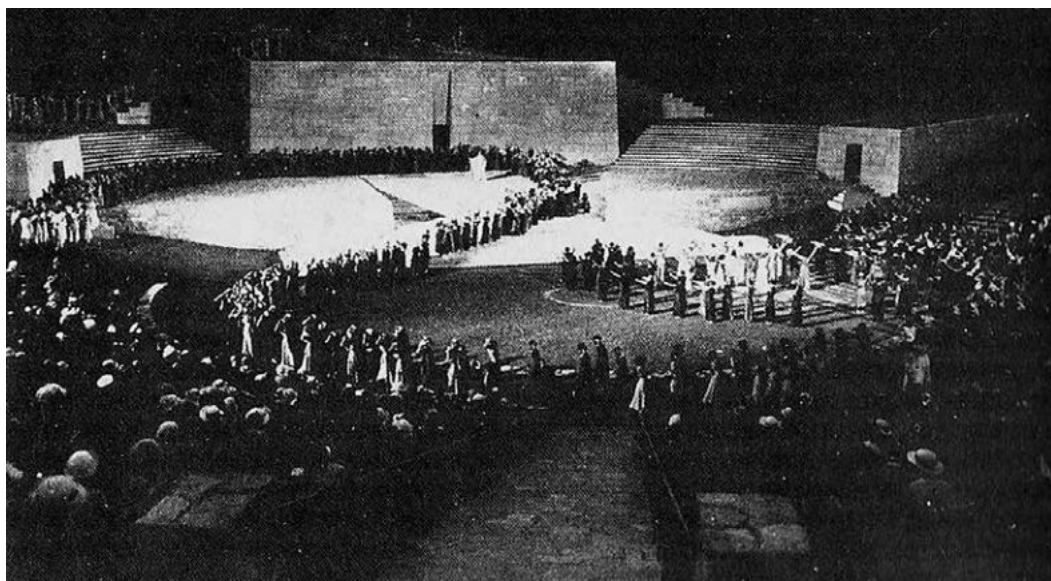
- 2 Zur NS-Theaterpolitik vgl. von den neueren Darstellungen grundlegend: Rischbieter, Henning (HG), Eicher, Thomas, Panse, Barbara, Theater im Dritten Reich, Theaterpolitik, Spielplanstruktur, NS-Dramatik, Seelze-Weber 2000; Dussel, Konrad, Ein neues, ein heroisches Theater? Nationalsozialistische Theaterpolitik und ihre Auswirkungen in der Provinz, Bonn 1988; Drewniak, Bodeslaw, Das Theater im NS-Staat, Düsseldorf 1987; Haken, Boris v., Der „Reichsdramaturg“, Rainer Schlösser und die Musiktheater-Politik in der NS-Zeit, Hamburg 2007. Von Interesse ist auch die Diskussion neuer Forschungsansätze zur NS-Medienpolitik in Zimmermann, Clemens, Medien im Nationalsozialismus, Deutschland, Italien und Spanien in den 1930er und 1940er Jahren, Wien Köln Weimar 2007, bes. S. 9–50.
- 3 Handbuch für das Deutsche Reich 1936, hrsg. v. Reichs- und Preußischen Minist. d. J., Berlin 1936, S. 295. Die Leiter der Landesstellen standen zugleich an der Spitze der mit den Landesstellen verbundenen Gaupropagandaleitungen der NSDAP und fungierten gleichzeitig als „Landeskulturwalter“ der Reichskulturkammer. Leiter der Landesstelle Sachsen war seit 1933 Heinrich Salzmann (zu Salzmann vgl. Schaarschmidt, Kulturpolitik, S. 107, 262). Seit September 1937 wurden die Landesstellen als Reichspropagandäämter bezeichnet (vgl. Rischbieter, Theater, S. 24). Die grundlegend zentralistische Ausrichtung der Landesstelle schloss jedoch nicht aus, dass sie im Einzelfall auch regionale Interessen und Vorhaben bei den zuständigen Reichsstellen durchzusetzen versuchte, wie die noch folgenden Ausführungen zum Bau des Thingspielplatzes in Schwarzenberg zeigen.

Freilicht- und Volksschauspiele als spezielle Lenkungs- und Überwachungsorganisation, der alle Träger von Freilichttheatern beitreten mussten.⁴ Der Reichsbund war eng verflochten mit dem Propagandaministerium. Er handelte „nach [...] Weisungen“ des zum Schirmherren bestimmten Propagandaministers. An der Spitze des Reichsbundes stand mit Otto Laubinger (1892–1935) der Leiter der Theaterabteilung des Ministeriums und Präsident der Reichstheaterkammer.⁵

Im Freilichtspiel sahen führende NS-Theaterfunktionäre zeitweise ein besonderes Mobilisierungspotential. Insbesondere Laubinger machte sich immer wieder für die Aufwertung dieser Spielform stark. So erinnerte er anlässlich der Konstituierung des Reichsbundes an nationalistische und völkische Tendenzen in der seit den 1920er Jahren schnell anwachsenden Freilicht- und Volksschauspielbewegung und meinte, dass die Freilichttheater „*Bannträger des nationalsozialistischen Gedankens waren, als bolschewistische Experimente die städtischen Bühnen beherrschten*“.⁶ Das Theaterspiel im Freien erschien prädestiniert für die Entwicklung nationalsozialistisch geprägter „Theatergroßformen“. Das Theater war hier am ehesten mit nationalsozialistischen Kult- und Feierformen zu verbinden. Grandiose Aufführungen auf möglichst historischen Schauplätzen oder bei romantischer Naturstimmung versprachen eine nachhaltige Wirkung.

Ihren konzentrierten Ausdruck sollte die NS-Ideologie auf der Freilichtbühne im „Thingspiel“ finden. Der Name „Thingsplatz“ und „Thingspiel“ entstand in Anlehnung an die Bezeichnung „Thing“ für die germanischen Volks- und Gerichtsversammlungen unter freiem Himmel. Man dachte an eine „*monumentale Kanzel, von der aus der Nationalsozialismus gepredigt wird*“, an „*völkische Liturgie*“ und „*deutsches Weihespiel*“.⁷ Nach „Reichsdramaturg“ Rainer Schlösser (1899–1945) sollte das NS-Massentheater mehrere Darstellungsmittel aufnehmen: „*Erstens das Oratorium, will heißen ein Programm aus Chören und Einzelsprüchen, zweitens die Pantomime – die Allegorie, lebende Bilder, Fahnenweihe, Festakte – drittens der Aufzug – Paraden, Festzüge, Versammlungen – und viertens Tanz – Ballett, Ausdruckstanz, Gymnastik, Sportfeste*“. Eine „*einheitliche dramatische Fabel*“ und Musik müsse „*alle verschiedenartige Elemente zu einem Ganzen*“ zusammenführen.⁸

Das „*neue kultische Schauspiel*“ verfolgte insbesondere das Ziel, in Anlehnung an den Stil nationalsozialistischer Massenversammlungen eindrucksvolle Gemeinschaftserlebnisse im Zeichen der proklamierten „Volksgemeinschaft“ in Szene zu setzen. Der Ideologie der nationalsozialistischen Gesinnungs- und Willensformierung entsprach die enge Verbindung von Bühne, Spiel und Zuschauer auf der sogenannten Thingstätte. Darsteller und Chor konnten sich aus den Zuschauer-



Abendaufführung mit Bewegungschor auf der „Dietrich-Eckart-Bühne“ in Berlin (heute: Waldbühne Berlin), 1936. Die anlässlich der Olympischen Spiele 1936 eingeweihte Anlage gehört zu den wichtigsten Bauten des Berliner Olympiageländes.

rängen heraus bewegen oder einzelne Spielszenen verlegte man unmittelbar in den Zuschauerraum. Die Zuschauer wurden durch Gemeinschaftsgesang mit einbezogen, mitspielende Laien umgaben als Chor die Berufsschauspieler.

Entsprechend war die architektonische Gestaltung der Thingspielplätze. Der hier führende Architekt Ludwig Moshamer (1885–1946), der mehrere solcher Spielstätten entworfen hatte, erläuterte deren Raumkonzeption folgendermaßen: *„Die Thingstätte hat auf der einen Seite den ansteigenden, durch breite Zu- und Quergänge durchzogenen Zuschauerraum, auf der anderen Seite die terrassenförmig gestaffelten, frei durch Stufen untereinander verbundenen Spielflächen, Vor-, Mittel-, Hoch- und Seitenspielflächen. Diese Spielfeldterrassen schwingen zurück zu den Gängen des Zuschauerraumes und bilden mit diesem ein architektonisches Ganzes [...]“*⁹

Ein umfangreiches Bauprogramm sah die Schaffung zahlreicher groß angelegter „Thingplätze für Freilichttheater und festliche Kundgebungen“ vor. Nach ersten Plänen sollten in wenigen Jahren 400 Thingplätze für je 5.000–10.000 Zuschauer entstehen.¹⁰ Auch wenn diese Vorstellungen insgesamt völlig unrealistisch blieben – Ende 1935 gab es lediglich 17 Thingspielplätze – kam es zum Bau von mehreren Großanlagen.¹¹ Die erste offizielle Thingspielaufführung fand, verbunden mit einer großen Propagandawelle für das NS-Theater, in Mitteldeutschland auf dem Thingplatz in Halle/Brandberge am 5. Juli 1934 statt. Gespielt wurde bei etwa 1.000 Mitwirkenden das Stück „Neurode-Spiel von deutscher Arbeit“ von Kurt Heynicke (1891–1985).¹²

Unter der Verantwortung des Reichsbundes entstanden 1933/34 sogenannte „Spielgemeinschaften für nationale Festgestaltung“, denen insbesondere die Aufführung der Thingspiele oblag. Diese jeweils für eine bestimmte Region wirksamen Vereinigungen sollten durch den Einsatz von Berufsschauspielern Dilettantismus ausschalten und eine möglichst hohe Qualität der Aufführungen sichern, nicht zuletzt aber auch die Beschäftigungssituation der Schauspieler verbessern. Die „Sächsische Spielgemeinschaft für nationale Festgestaltung“ wurde am 10. März 1934 in Anwesenheit des geschäftsführenden Vorsitzenden des Reichsbundes Wilhelm K. Gerst gegründet. Ihre Tätigkeit richtete sich „ausschließlich“ auf die „national-kulturelle Kunstpflege und Volksbildung“. Die Spielgemeinschaft arbeitete auf Weisung des Propagandaministeriums, dessen sächsischer Landesstellenleiter zugleich als Vorsitzender des Aufsichtsrates der Gesellschaft fungierte.¹³ Mit dem Theaterspiel im Freien sollten besonders die Bevölkerungsteile erreicht werden, die sonst kaum ein Theater aufsuchten. Die Aufwertung des Freilichtspiels ließ die Anzahl der Bühnen und Zuschauer beträchtlich anwachsen. Wies die offizielle Statistik für 1934 nur 98 Freilichtbühnen mit 940.000 Zuschauern auf, so soll es 1936 schon 202 Freilichtbühnen mit 1,6 Millionen Besuchern gegeben haben.¹⁴ Zu den bekanntesten Freilichtspielstätten in Sachsen zählten neben den neu erbauten Thingspielplätzen in Borna, Kamenz und Schwarzenberg die Felsenbühne Rathen, das Waldtheater Oybin, die Naturbühne Schwarzenberg und nicht zuletzt die Greifenstein-Bühne Ehrenfriedersdorf. Freilichtaufführungen fanden u. a. auch auf reizvollen

4 Bereits im Dezember 1932 gründeten die Besucherorganisationen Volksbühne und Bühnenvolksbund sowie die Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger einen Reichsbund zur Förderung des Freilichtspiels, der Aktivitäten zur Aufwertung und weiteren Entwicklung der Freilichtspiele bündeln und koordinieren sollte. Nach der Machtergreifung wurde diese Organisation zunächst gleichgeschaltet, am 7.7.1933 dann die Gründung des NS-Reichsbundes als neue Organisation verkündet (vgl. Rischbieter, Theater, S. 35).

5 Stommer, Rainer, Die inszenierte Volksgemeinschaft, Die Thing-Bewegung im Dritten Reich, Marburg 1985, S. 262 f., 268 ff.; zu Laubinger vgl. Rischbieter, Theater, S. 23. Nach Laubingers Tod im Oktober 1935 wurde „Reichsdramaturg“ Rainer Schlösser dessen Nachfolger.

6 Stommer, Volksgemeinschaft, S. 29.

7 Fischer-Lichte, Erika, Kurze Geschichte des deutschen Theaters, Tübingen, Basel 1993, S. 293, 297.

8 Schlösser, Rainer, Das Volk und seine Bühne, Berlin 1935, S. 57; Die NS-Thingspielbewegung nahm zugleich überkommene theaterpolitische Überlegungen und Theaterformen auf. Hier spielten bestimmte Elemente des linken Agitprop-Theaters und andere Vorstellungen unterschiedlicher politischer Gruppierungen zur Etablierung des Massentheaters eine Rolle (vgl. Fischer-Lichte, Geschichte, S. 295; Stommer, Volksgemeinschaft, S. 160).

9 Zitiert nach: Rischbieter, Theater, S. 57; zu Moshamer (eigentlich Mooshammer) vgl. Stommer, Volksgemeinschaft, S. 279.

10 Vgl. Bauamt und Gemeindebau, Sonderdruck, 16. Jahrgang, o. S.; Stommer, Volksgemeinschaft, S. 13.

11 Rischbieter, Theater, S. 39.

12 Zum Inhalt des Stückes vgl. die folgenden Ausführungen über den Thingplatz in Kamenz; Stommer, Volksgemeinschaft, S. 64 ff.

historischen Plätzen, wie auf dem Burgberg in Meißen, unterhalb der landschaftsbeherrschenden Augustusburg oder in den Anlagen des Gohliser Schlösschens in Leipzig statt.¹⁵ Trotz dieses Aufschwungs blieb jedoch die Entwicklung weit hinter den euphorischen Erwartungen der NS-Theaterfunktionäre, die bereits für 1934 drei Millionen Besucher planten, zurück. Insbesondere die Thingspiel-aufführungen enttäuschten. Es war wohl vor allem die im Vergleich zum enormen propagandistischen und materiell-finanziellen Aufwand mäßige Zuschauerresonanz, die seit Ende 1935 ein deutliches kulturpolitisches Abrücken von der Thingbewegung bewirkte. Man musste erkennen, dass nicht nur der Mangel an brauchbaren Stücken spürbare Grenzen setzte, sondern auch die aufgeführten kultischen Sprechchordramen mit ihrer Handlungsarmut und Konfliktlosigkeit bald an Zuschauergunst verloren. Die politischen Massenaufmärsche und Großkundgebungen erschienen in ihrer Wirksamkeit erfolgversprechender. Für die wachsende Distanz zur Thingspielbewegung gab es jedoch noch weitere Gründe. Mit der Konsolidierung des NS-Systems, der Ausschaltung des Unruhepotenzials der SA und dem Ende der Revolutionsrhetorik wurden nunmehr auch die Agitationsformen aus der Zeit vor 1933, wie der Sprechchor, und radikale experimentelle Gegenentwürfe zum traditionellen Kulturbetrieb nicht mehr favorisiert. Seit Anfang 1936 wurden die Thingspielplätze offiziell nur noch allgemein als „Feierstätten“ bezeichnet. 1937 verfügte Goebbels die Einstellung der staatlichen Förderung für das Thingspiel, nachdem bereits im Mai 1936 ein Sprechchorverbot für die Veranstaltungen der NSDAP und ihrer Gliederungen ergangen war.¹⁶ Gefragt waren jetzt umso mehr aktionsreiche Stücke des traditionellen Theaters, die den Bedingungen des Freilichtspiels entsprachen. Eine vordergründige Politisierung sollte vermieden werden und die unterhaltende Funktion wieder mehr Beachtung finden. Gleichwohl spielten im Bereich des Freilichttheaters die direkt auf politische Mobilisierung angelegten Aufführungen weiterhin keine unbeträchtliche Rolle. Neben den traditionellen Freilichtbühnen, deren Bepielung auch in Sachsen zumeist bis 1944 aufrechterhalten wurde, blieben zugleich die einmal entstandenen Thingspielplätze als „Großfeierstätten“ nicht ungenutzt.¹⁷ Hier bot sich noch immer ein entsprechender Raum für das „festliche Weihepiel“ und andere Massenszenierungen im Sinne der NS-Ideologie.

Die Thingspielplätze in Kamenz, Borna und Schwarzenberg

Auf dem Hutberg in Kamenz begannen bereits Anfang März 1934 die Arbeiten zum Bau des ersten sächsischen Thingspielplatzes (heute: Hutberg-Bühne).¹⁸ Damit entstand zugleich einer der ersten Thingplätze im Reichsgebiet insgesamt. Die Bauarbeiten führten vorwiegend etwa 400 bis 500 Arbeiter des Arbeitsdienstes aus. Den reichsweiten Einsatz des zu diesem Zeitpunkt noch freiwilligen Arbeitsdienstes für die Errichtung von Thingspielplätzen hatte das Reichspropagandaministerium durchgesetzt.¹⁹

Am 2. Juni 1935 wurde mit einer groß angelegten Propaganda-Inszenierung und mehreren „Weihereden“ bei Anwesenheit des Reichsstattalters und sächsischen Gauleiters Martin Mutschmann (1879–1947) „Sachsens erster Thingplatz“ übergeben. Das Propagandaministerium vertrat dessen Landesstellenleiter Heinrich Salzmann (1891–nach 1944), der in seiner Rede den Thingplatz als „*Symbol des angebrochenen nationalsozialistischen Zeitalters*“ und „*weithin sichtbares Zeichen der Volksgemeinschaft*“ hervorhob. Die bis zu 10.000 Zuschauerplätze umfassende Spielstätte überragte auf der Höhe des Hutberges ein ebenfalls neu gebautes Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Weltkrieges, eine architektonische Verbindung, die für Thingspielplätze typisch war und den nationalsozialistischen Todesverklärungen und „Heldengedenken“ einen besonders eindrucksvollen Raum bieten sollte.²⁰ Die Instrumentalisierung des Totengedenkens für den politischen Kult der Nationalsozialisten trat deutlich in Mutschmanns „Weiherede“ hervor: „*Die fünf granitenen Säulen des Ehrenmales zeugen von den Heldentaten unserer Toten. Sie sollen aber auch den Lebenden ein Mahnmal sein, dass sie so hart wie dieser Stein sein sollen, wenn es um das deutsche Schicksal geht.*“²¹ In Kamenz wurde, wie in Halle/Brandberge, der Thingspielplatz mit Heynickes Stück „Neurode-Spiel von deutscher Arbeit“ der Öffentlichkeit übergeben. Führende NS-Theaterfunktionäre priesen das 1934 uraufgeführte Stück als Musterbeispiel für Thingspiele. Es thematisierte wesentliche geschichts- und gesellschaftspolitische Ideologeme des Regimes. Heynickes griff den Kampf von Arbeitern in den 20er Jahren gegen die Schließung des Bergwerkes Neurode in Schlesien auf. Die soziale Auseinandersetzung wurde mystifiziert als Kampf für heimatlichen Boden und nationale Rettung. So verkündete man in pathetischer Weise: „*Hört mich an, ihr alle! Es war ja nicht nur die Grube*

13 Vgl. Bundesarchiv Berlin (zitiert als BAArch.) R55/264, Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, Ausbau des Thingplatzes Schwarzenberg/Sachsen 1934–1940, Bl. 130 ff.

14 Stommer, Volksgemeinschaft, S. 147. Die statistischen Angaben zu den Spielstätten sind in den Quellen je nach Erfassungskriterium unterschiedlich, was jedoch die Tendenz nicht in Frage stellt (vgl. dazu auch Stommer, Volksgemeinschaft, S. 81 f., 283, 291).

15 Kartenskizze zu Freilicht- und Thingspielstätten im westerzgebirgisch-vogtländischen Raum bei Knüpfer, Greifenstein-Naturtheater, o. S.; vgl. auch Chemnitzer Tageblatt und Anzeiger, 10.7.1941. Die seit 1924/25 bestehende Naturbühne Schwarzenberg liegt wie die ehemalige Thingspielstätte ebenfalls am Rockelmannberg und wurde in der NS-Zeit als KdF-Bühne betrieben.

16 Vgl. Rischbieter, Theater, S. 39 f.; Stommer, Volksgemeinschaft, S. 81 f., 130 ff., 154 ff.; Wardetzky, Jutta, Theaterpolitik im faschistischen Deutschland, Berlin 1983, S. 88, 96 ff.

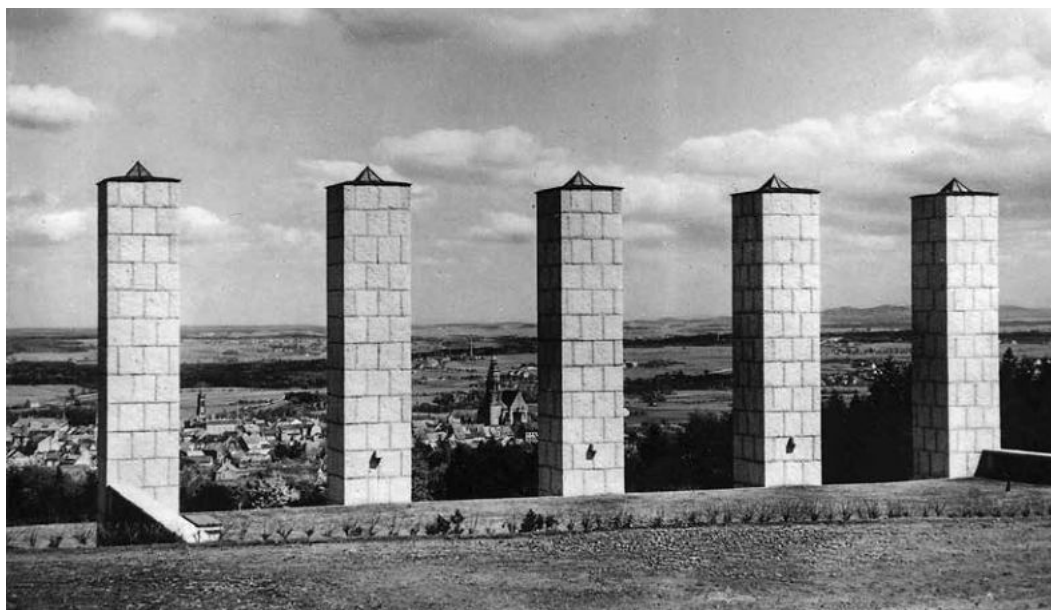
17 Vgl. Chemnitzer Tageblatt, 23.4.1939.

18 Hier wird nur auf die sogenannten offiziellen sächsischen Thingspielplätze eingegangen. Darüber hinaus wurden weitere Spielstätten als Thingplatz bezeichnet. Die Nutzung, Funktion und gesellschaftliche Wahrnehmung der ehemaligen Thingspielplätze nach 1945 ist ein eigenständig zu erschließendes Thema und kann nicht Gegenstand dieses Aufsatzes sein.

19 Allgemeine Zeitung Chemnitz, 3.6.1935; Rischbieter, Theater, S. 36; Stommer, Volksgemeinschaft, S. 213.

20 Vgl. Allgemeine Zeitung Chemnitz, 24.5., 3.6.1935; Chemnitzer Tageszeitung, 3.6.1935.

21 Chemnitzer Tageszeitung, 3.6.1935.



Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges oberhalb des Thingspielplatzes auf dem Hutberg in Kamenz, Mitte der 1930er Jahre. Die Thingspielplätze waren im Sinne des „Heldengedenkens“ und der Todesverklärung der Nationalsozialisten architektonisch zumeist mit einem Kriegerehrenmahl verbunden.

*in Gefahr! Ganz Deutschland war in Gefahr! Und wir sind aufgebrochen und haben uns in den Sturm gestellt“.*²² Zugleich sollten die soziallegalitären Verheißungen und Gemeinschaftsparolen des NS-Staates als Verwirklichung der Interessen der Arbeiterschaft glaubhaft gemacht werden. So hieß es in einer Rezension: *„In dem Kampf des Kapitals gegen die Arbeit tritt ein Sendbote des Dritten Reiches, der das Ringen zugunsten der Arbeiter entscheidet.“*²³

In den folgenden Jahren bot die „Hutberg-Feierstätte“ Raum für weitere Großinszenierungen nationalsozialistischer Massenveranstaltungen. Sie reichten von Sonnenwendfeiern bis zur Aufführung von „Feierstättenspielen“, die sich an die Thingspiel-Dramatik anlehnten und Hunderte von Mitwirkenden zählten. Hier war stets die ideologische Botschaft eindeutig. Immer ging es darum, *„kulturelles Erleben im Geiste unserer Weltanschauung festlich und symbolisch zu begehen“*, wie die NS-Presse zu Beginn der Spielzeit 1939 programmatisch festhielt.²⁴ Der Kult um „nationale Ehre“ und „Heldentum“ sowie um „Einsatz- und Opferbereitschaft“ fand u.a. in dem 1939 aufgeführten Stück „Tannenberg“ von Georg Basner besonders sichtbaren Ausdruck. Die „Tannenberg“-Aufführung ist der Propagandawelle im Zusammenhang mit dem 25. Jahrestag der Schlacht von Tannenberg zuzurechnen. Etwa dort, wo 1410 der Deutsche Orden in der Schlacht gegen das polnisch-litauische Heer eine schwere Niederlage erlitten hatte, waren im August 1914 unter der militärischen Führung Hindenburgs die in Ostpreußen eingedrungenen russischen Truppen vernichtend

geschlagen worden. Das Stück heroisierte die Schlacht des 1. Weltkrieges und den Kampf des mittelalterlichen Deutschen Ordens in Preußen als *„Kampf um den deutschen Osten“* und führte als Höhepunkt zur *„Jugend Adolf Hitlers“* als *„Wacht für die Ostland-Heimat“*.²⁵

Den Tannenberg-Mythos vom siegreichen Opfergeist der wehrhaften Nation, bereits vor 1933 vorwiegend vom politisch rechten Lager immer wieder aufgegriffen, nutzte das Regime in der Zeit der Zuspitzung der Beziehungen zu Polen im Sommer 1939 gezielt, um die antipolnische Stimmung anzuheizen. Vor diesem Hintergrund war die Aufführung des Stückes durchaus Teil der massenpsychologischen Einstimmung auf den kommenden Krieg.

Für den Thingspielplatz Borna (heute: Volkspfad) stammen die ersten Planungsunterlagen

22 Zitiert nach: Stommer, Volksgemeinschaft, S. 72; dazu vgl. auch Rischbieter, Theater, S. 38.

23 Stadtarchiv Ehrenfriedersdorf, Die städtischen Unternehmen, Der Greifenstein, Das Naturtheater (zitiert als St.A.E), KV / Cc 10, Bl. 33.

24 Chemnitzer Tageblatt, 23.4.1939.

25 Vgl. Chemnitzer Tageblatt, 7.6.1939; Allgemeine Zeitung Chemnitz, 27.8.1939.

26 Chemnitzer Tageszeitung, 2.9.1935.

Relikte der Granitsäulen des Kriegerdenkmals auf dem Kamenzer Hutberg, 2012. Das Denkmal wurde nach Kriegsende 1945 abgetragen.

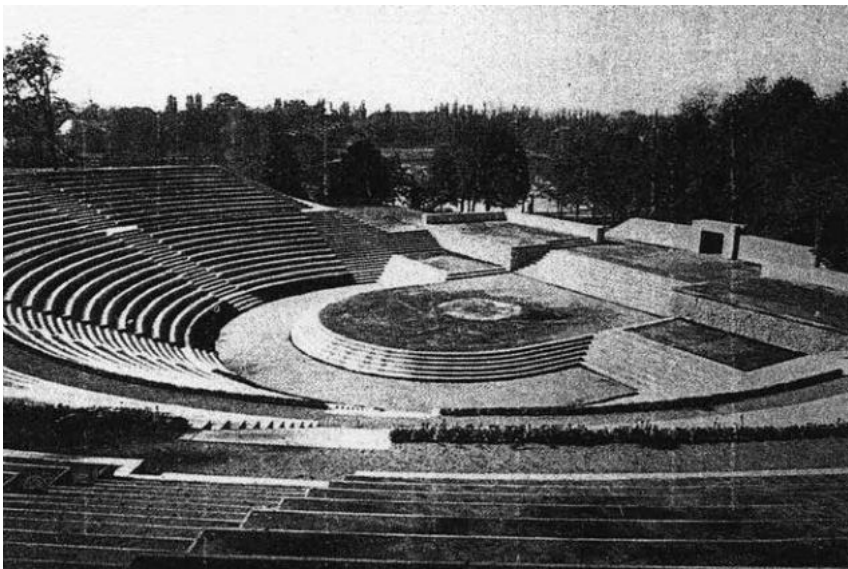


Vorbereitungen für eine Konzertveranstaltung auf der Hutberg-Bühne, August 2012. Die Freilichtbühnen der ehemaligen Thingspielplätze in Kamenz, Borna und Schwarzenberg werden auch heute als Veranstaltungsstätten genutzt.



gen aus dem Jahre 1934. Die Einweihung der Bornaer Spielstätte erfolgte am 31. August 1935. Damit wurde in diesem Jahr nach Kamenz die zweite Thingspielstätte in Sachsen übergeben. Die „Weiherede“ hielt Franz Moraller (1903–1986), ein führender Vertreter der Reichskulturkammer und des Reichsbundes der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele. Zur Eröffnung kam das Stück „Ein Thingplatz wurde gebaut“ von Anneliese Schröder zur Aufführung. Diese feierte voller Volksgemeinschaftsrhetorik den Thingplatzbau als eine von der nationalsozialistischen Weltanschauung erfüllte „Gemeinschaftshandlung“. Der angestrebte Besuch von Goeb-

Thingspielplatz Borna, Mitte der 1930er Jahre.



bels zur Eröffnung der Bühne kam nicht zu Stande – das Propagandaministerium wurde wie in Kamenz auch hier von Landstellenleiter Salzmann vertreten. Ebenfalls nicht zugegen war Mutschmann; die sächsische Landesregierung entsandte lediglich die Minister Rudolf Kamps (geb. 1885) (Finanzen) und Arthur Göpfert (1902–1986) (Volksebildung).²⁶ Dies deutet wohl darauf hin, dass die erste Euphorie für die Thingplatzbauten bereits spürbar nachgelassen hatte.

Die Anlage in Borna, die ebenfalls etwa 10.000 Besucher aufnehmen konnte, war von dem Berliner Architekten Fritz Schaller (1904–2002) entworfen worden und gehörte zu den architektonisch eindrucksvollsten Thingspielplätzen.²⁷ An die Eigenheiten der Region anknüpfend, hatte hier 1937 anlässlich der 800-Jahrfeier Bornas das chorische Feierspiel „Schicksal Kohle“ des sächsischen Autors Albin Tröltzsch (1893–1973) seine Uraufführung. Das Stück thematisierte den heimischen Braunkohlebergbau als „ein allen zu Gute kommendes“ Werk der „Volksgemeinschaft“, als „Blut der Gemeinschaft“. Damit wurde nicht nur Agitation für die gängige Gemeinschaftsideologie betrieben. Auch passte das Stück in die Linie der Propagierung der rüstungswirtschaftlich bestimmten Autarkiepolitik, die insbesondere durch die Förderung von Braunkohlebergbau und -veredlung weitgehende Unabhängigkeit von Ölimporten anstrebte. „Schicksal Kohle“ wurde 1938 nochmals in Borna aufgeführt; die Spielzeit 1939 eröffnete hier, wie auf allen

sächsischen „Großfeierstätten“, das Stück „Tannenberg“.²⁸

Sachsens größte Freilichtspielstätte entstand im erzgebirgischen Schwarzenberg (heute: Waldbühne Schwarzenberg). Auch hier begannen die Planungen für einen Thingspielplatz bereits 1934. Im März des Jahres stimmte sich der geschäftsführende Vorsitzende des Reichsbundes der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele Gerst mit der Sächsischen Landesstelle des Propagandaministeriums und der Stadt Schwarzenberg über den Bau eines Thingspielplatzes ab. Er sollte auf dem Rockelmann, einem in unmittelbarer Nähe der Stadt gelegenen bewaldeten Höhenzug entstehen. Wie bei dem Bau in Kamenz, beauftragte auch hier der Reichsbund den Architekten Moshammer mit den Planungsvorbereitungen. Ein Kostenvoranschlag sah zunächst 65.000 RM für das Vorhaben vor. Obgleich die Finanzierung nicht eindeutig geklärt war, wurde noch 1934 mit der Bauausführung begonnen. Mit großer propagandistischer Aufmachung führte der sächsische Gauleiter Mutschmann den ersten Spatenstich aus.²⁹

Schon 1935 geriet der Bau ins Stocken, da die Bezuschussung vonseiten des Reichsbundes und Propagandaministeriums und die von der sächsischen Regierung in Aussicht gestellten Mittel nicht eingegangen waren. Trotzdem trieben die Dresdner Landesstelle und die Stadtverwaltung Schwarzenberg in der Hoffnung auf Einhaltung der finanziellen Zusagen den Weiterbau mit zunächst ungedeckten Mitteln voran. Ein neuer Kostenanschlag 1935 belief sich auf insgesamt 208.000 RM.³⁰ Ende des Jahres war die Spielstätte zu etwa zwei Dritteln fertiggestellt, der Abschluss des Baus aber auf Grund der noch immer ausgebliebenen Fördermittel gefährdet. Inzwischen gestalteten sich die Verhandlungen zwischen Stadt, regionalen Behörden, Landesstelle und den zuständigen Reichsstellen zunehmend komplizierter, da das Propagandaministerium zu diesem Zeitpunkt bereits von der gezielten Förderung der Thingspielbewegung abrückte. Der zuständige Amtshauptmann sah sich angesichts der finanziellen Überforderung der Stadt Schwarzenberg veranlasst, in einem Schreiben vom Dezember 1935 an die Landesstelle in Dresden die geplanten Fördermittel dringend einzufordern: „Dieser Zustand bedarf, wenn eine finanzielle Katastrophe der Stadt verhütet werden soll, sofortiger Änderung. Ich muss die Stadt Schwarzenberg von aufsichtswegen zur Einstellung der Arbeiten zwingen, wenn die Finanzierung jetzt nicht



umgehend sichergestellt wird.“³¹ Das großspurig begonnene Projekt drohte nunmehr zu einem überaus blamablen Vorgang für die nationalsozialistische Kulturpolitik zu werden. So befürchtete der Amtshauptmann bei Einstellung der Bauarbeiten Missstimmungen und Glaubwürdigkeitsverlust in der Bevölkerung, da sowohl Vertreter des Propagandaministeriums, NSDAP-Gauleitung Sachsen und „alle politischen Stellen des oberen Erzgebirges“ die „nationalsozialistische Weihestätte“ vehement befürwortet hätten.³² Anfang 1936 spitzte sich die Situation weiter zu. Der Leiter der Landesstelle Salzmann verwies am 10. Januar 1936 in einem Fernschreiben an den Präsidenten der Reichstheaterkammer Schlösser auf die prekäre Lage. Falls eine finanzielle Unterstützung vonseiten des Propagandaministeriums weiterhin ausbliebe und die Bauarbeiten eingestellt werden müssten, so Salzmann, würde das Vorhaben „der Bevölkerung gegenüber als

Sonnenwendfeier auf dem Thingspielplatz in Borna, 1936.

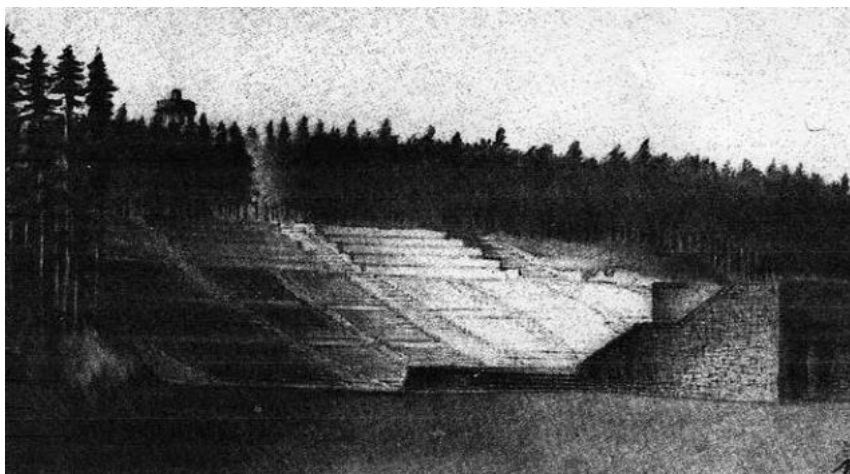
27 Stommer, Volksgemeinschaft, S. 208.

28 Vgl. Chemnitzer Tageblatt, 28.5.1938, 23.4.1939; Schaarschmidt, Regionalkultur, S. 203 f.; Ders., Kulturpolitik, S. 108; Tooze, Adam, Ökonomie der Zerstörung, Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus, München 2007, S. 148 ff., 261 f., 265 f.

29 BArch. R55/264, Bl. 140.

30 Ebd., Bl. 135 f.

Entwurfszeichnung des Architekten Ludwig Moshamer für den Thingspielplatz in Schwarzenberg, 1934.





Waldbühne Schwarzenberg, ehemals „Feierstätte Grenzland Erzgebirge“, Februar 2011.

ausgesprochenes Schwindelmanöver erscheinen“. Damit wären die „Auswirkungen für das Ansehen der Bewegung im Reich und für das Ansehen des nationalsozialistischen Staates im angrenzenden Ausland“ äußerst „schädlich“.³¹ Mit der grenzlandpolitischen Argumentation für staatliche Zuschüsse sollten mit Nachdruck Prioritäten gesetzt werden, die das Vorhaben mit wesentlichen Zielstellungen des Regimes verbanden. So sah der NS-Staat in der besonderen Förderung von Kultur- und Propagandaeinrichtungen in grenznahen Regionen, wie dem Erzgebirge, ein wichtiges Instrument seiner „Volkstumspolitik“ und der damit verbundenen Durchsetzung grenzrevisionistischer und expansiver Forderungen. Seit 1934 orientierten sich die zuständigen staatlichen Dienststellen in Sachsen auf eine verstärkte Grenzland-Propaganda. In einer programmatischen Schrift erörterte der Leiter der Nachrichtenstelle der Sächsischen Staatskanzlei, Arthur Graefe (1890–1967), die politische Stoßrichtung des Konzepts. Danach ging es um die Hervorhebung „der historischen und völkischen Verflochtenheit des sächsischen und sudetendeutschen Raumes“. Die NS-Kulturpropaganda sollte unmittelbar in das tschechoslowakische Grenzgebiet einwirken und so „volksdeutschen Gemeinschaftsgeist über die politische Grenze hinweg“ fördern. Dies bedeute, dass der „sächsisch-sudetendeutsche Grenzraum“ als „ein gefährdetes Stück deutscher Heimerde“ in „der ersten

Linie der Front“ marschiere. In diesen Zusammenhängen hob Graefe u.a. die Grenzlandtheater ausdrücklich als „bedeutende Kultur-faktoren“ hervor.³⁴ Infiltration und Destabilisierung jenseits der Grenze, aber auch Prestige- und Glaubwürdigkeitsgründe, waren ausschlaggebend, dass, obgleich die Förderung der Thingspielplätze nicht mehr auf dem Plan stand, aus Grenzlandmitteln des Reiches und anderen Mitteln des Propagandaministeriums doch noch insgesamt 70.000 RM für den Bau der Schwarzenberger Spielstätte zur Verfügung gestellt wurde.³⁵ Die eindeutigen politischen Beweggründe für die Zahlung dieser Summe, welche die beigesteuerten Eigenmittel der Stadt weit übertraf, erläuterte der Vertreter des Ministeriums auf einer Besprechung in Schwarzenberg im April 1936: „Lediglich mit Rücksicht auf die besondere Lage des Falles und aus grenzpolitischen propagandistischen Gründen sei das Propagandaministerium ausnahmsweise zur Hergabe einer Beihilfe bereit.“³⁶

Mit der Einweihung der Spielstätte am 26. Juni 1938 war eine der größten derartigen „Feierstätten“ des „Dritten Reiches“ entstanden. Das weite Halbrund des Zuschauerraumes bot etwa 20.000 Besuchern Platz. Eröffnet wurde die Bühne mit dem „Frankenburger Würfelspiel“ von Eberhard Wolfgang Möller (1906–1972). Möllers Stück, das im Auftrag des Propagandaministeriums entstand und 1936 im Rahmen der Olympiade auf der neu entstandenen Dietrich-Eckart-Bühne in Berlin (heute: Waldbühne Berlin) zur Uraufführung kam, galt als Höhepunkt der Thingspielbewegung. Inhaltlich befasste es sich mit Oberösterreich zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die Bauern des Dorfes Frankenburg weigerten sich, den katholischen Glauben wieder anzunehmen und rechtfertigten ihre Rebellion vor dem Gericht der Obrigkeit. Ihren Widerstand sahen sie als Tat für Deutschland. Der Auftritt der Gestalt eines Schwarzen Ritters, der das Führerprinzip und die eigentliche oberste Instanz verkörpern sollte, wendete den Gang der Ereignisse. Die schon abgeurteilten Bauern erhielten nunmehr als frühe Vorreiter nationaler Einheitsbestrebungen einen Freispruch „vor der Geschichte“.³⁷

Es liegt auf der Hand, dass sowohl die Aufführung von Möllers Stück als auch die gesamte „Weihefeier“ für die „Grenzlandfeierstätte“ kurze Zeit nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich und angesichts der Verschärfung der Lage im böhmischen Grenzgebiet im engen Kontext mit der Propagandaoffensive zur Legitimation der eingeschlagenen

31 Ebd., Bl. 139.

32 Ebd.

33 Ebd., Bl. 146 f.

34 Vgl. Graefe, Arthur: Grenzland Sachsen, Ein Vorposten im deutschen Schicksalskampf, 3. ergänzte Aufl., Dresden 1937, S. 4, 17, 93 f.; auch Schaarschmidt, Regionalkultur, S. 108 ff. Zu Graefe neuerdings auch Schaarschmidt, Thomas, Arthur Graefe „Der Sachsenmacher“ und das „Heimatwerk Sachsen“, in: Pieper, Christine, Schmeitzner, Mike, Naser, Gerhard (HG), Braune Karrieren, NS-Protagonisten in Sachsen am Beispiel Dresdens, (Sonderausgabe f. d. Sächsische Landeszentrale für politische Bildung), Dresden 2012, S. 248 ff.

35 BArch. R55/264, Bl. 193.

36 Ebd., Bl. 28.

37 Rischbieter, Theater, S. 40, 654 ff.; Chemnitzer Tageblatt, 28.5.1938.

Annexionspolitik standen. So verwies der sächsische Innenminister Karl Fritsch (1901–1944) in seiner „Weiherede“ ausdrücklich auf die „geistige Verbundenheit mit den Sudeten-deutschen“.³⁸

Auch das 1938 uraufgeführte Feierspiel des Chemnitzer Autors Otto Sobbe „Ein Volk stand auf“ nahm mit den Befreiungskriegen gegen Napoleon Bezug auf die Geschichte und versuchte nationale Traditionen im Sinne der nationalsozialistischen Helden- und Opferideologie zu vereinnahmen. Ein erheblicher Organisationsaufwand sollte den Zustrom zahlreicher Besucher sichern. So setzte die Reichsbahn für die Abendaufführungen Nachtzüge ein und der Omnibusverkehr bot zahlreiche Sonderfahrten an.³⁹

Die Greifenstein-Naturbühne 1933–1945

Mit der wachsenden Popularität der Freilichttheater- und Laienspielbewegung seit den 1920er Jahren prüfte man mehrfach auch die Eignung der Greifenstein-Steinbrüche im Erzgebirge für eine Naturbühne. Unter Leitung von Hans Heinz Kämpff, der von 1919 bis 1931 das Theater in Freiberg führte, begann mit der Eröffnung der „Greifenstein-Festspiele“ im August 1931 die regelmäßige Bespielung der Naturbühne. Die Ehrenfriedersdorfer Stadtverwaltung versprach sich von dieser professionellen Führung der Naturbühne eine große Zuschauerresonanz, was die weitere Entwicklung bestätigen sollte. Die erste geschlossene Sommerspielzeit 1932 zählte bereits 20.000 Zuschauer. Auf dem Spielplan stand u.a. die von dem Annaberger Studienrat Hans Reh verfassten „Obererzgebirgischen Passionsspiele“, an denen etwa 100 Personen mitwirkten.⁴⁰

Nach 1933 geriet die populäre Spielstätte bald in das Blickfeld führender NS Kulturfunktionäre. Anfang 1934 zählte Laubinger in einer programmatischen Rede die Greifenstein-Bühne zu den „insgesamt 12 großen Freilichtbühnen“, die er nach den „Reichsfestspielorten“ und „reichswichtigen Spielstätten“ als „Landschaftsbühnen“ von überlokaler Bedeutung einstufte.⁴¹ Bereits im Dezember 1933 hatte der Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele die Stadt Ehrenfriedersdorf als Träger der Greifenstein-Bühne aufgefordert, der Dachorganisation der NS-Freilichtbühnen beizutreten. Das betreffende Schreiben des Reichsbundes drohte mit generellem Aufführungsverbot, falls der Beitritt nicht erfolgen

sollte. Unter diesen Umständen stimmte der Stadtrat Anfang Januar 1934 einer Mitgliedschaft im Reichsbund zu.⁴² Der Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele schaltete sich erstmals massiv bei der Vorbereitung der Spielzeit 1934 ein. Dabei ging es sowohl um personalpolitische Fragen als auch um die Spielplangestaltung. Eine effektive Wirksamkeit der Freilichttheater für die Ziele der NS-Kulturfunktionäre verlangte nicht nur die Spielplanbesetzung mit entsprechenden Stücken sondern auch ihre Aufführung mit der notwendigen Qualität. Orientiert wurde deshalb auf die Zurückdrängung des Dilettantismus und den verstärkten Einsatz von Berufskünstlern. Das war nicht zuletzt mit der Absicht verbunden, erwerbslosen Künstlern Arbeitsmöglichkeiten zu geben und sie so an das System zu binden. Der Reichsbund forderte deshalb vom Rat der Stadt Angaben über die unmittelbar mit der organisatorischen und künstlerischen Durchführung der Freilichtspiele Beauftragten und deren Vertragsbedingungen. Die Stadt hatte für die Spielzeit 1934 die Bühne an den Chemnitzer Schauspieler Blankmeister und den Oberspielleiter Marschall aus Stendal verpachtet. Dem Reichsbund wurde versichert, dass die Pächter den Ablauf der Spielzeit „im Sinne der Reichskulturkammer“ gewährleisten würden. Die Kommune informierte in diesem Zusammenhang über den Pachtvertrag, der ausdrücklich die Aufnahme von „völkisch-patriotischen Stücken“, in den Spielplan forderte, die „der

38 Chemnitzer Tageblatt, 27.6.1938.

39 Chemnitzer Tageblatt, 11.8.1938.

40 Freilichtspiele Greifenstein im Silbernen Erzgebirge, Ehrenfriedersdorf 1938, S. 7 f.; Annaberger Wochenblatt, 17.5.1932; Zwickauer Wochenblatt 28.6.1932; zu Kämpff auch Rischbieter, Theater, S. 200.

41 Theater-Tageblatt, Deutscher Theaterdienst, 25.1.1934.

42 Vgl. St.A.E. KV / Cc 8, Bl. 69.

43 Ebd., Bl. 26, 92.

44 Ebd., Bl. 161.

Steinbruch auf dem Areal der heutigen Greifenstein- Freilichtspielstätte, um 1900

Foto: Sammlung des ehemaligen Bergbau- und Greifensteinmuseums Ehrenfriedersdorf.





Aufführung auf der Greifenstein-Bühne, 1938.

Foto: Sammlung des ehemaligen Bergbau- und Greifensteinmuseums Ehrenfriedersdorf

nationalsozialistischen Erhebung Rechnung [...] tragen.⁴³ Im März 1934 verwies Goebbels in einem Rundschreiben darauf, dass das „*Auftreten von Nichtariern*“ zu unterbinden ist. Zur Kontrolle dieser Weisung ging eine „*Aufstellung des darstellenden Personals auf der Greifenstein-Bühne*“ an das Propagandaministerium.⁴⁴

Der Durchsetzung nationalsozialistischer Theaterpolitik von oben kam das Bestreben von kommunaler Seite nach engen Kontakten mit dem Reichsbund und der Dresdner Landesstelle des Propagandaministeriums entgegen. Die lokale Kulturpolitik versprach sich davon vor allem eine großzügige staatliche Förderung der Greifenstein-Bühne. 1934 bemühten sich die kommunalen Stellen um den Anschluss der Bühne an die Thingspielbewegung. Die Ehrenfriedersdorfer Stadtverwaltung nahm mit der Landesstelle intensive Verhandlungen über die Anerkennung als Thingspielplatz auf und legte den Entwurf eines „chorisch-kultischen Spieles“ vor. Für die Spielzeit 1935 wurde die „Spielgemeinschaft für nationale Festgestaltung“, die allein zur Aufführung von Thingspielen berechtigt war, gebunden.

Allerdings konnten die ehrgeizigen Pläne für Thingspiele auf den Greifensteinen nicht verwirklicht werden. Die natürlichen Bedingungen der Felsenbühne entsprachen nicht den Vorstellungen, die NS-Theaterpolitiker von einem Thingspielplatz hatten. Vor allem aber mangelte es an geeigneten Stücken für das Thingspiel; die dafür vom Rat der Stadt Ehrenfriedersdorf unterbreiteten Vorschläge lehnte die Landesstelle in Dresden ab.⁴⁵

Eine Aufwertung der Freilichtbühne erwartete man auch von der Verbindung des Greifenstein-Theaters mit den Namen führender Nationalsozialisten. Von kommunaler Seite angefragt, übernahm Goebbels im April 1933 die Schirmherrschaft über die Bühne. Im gleichen Jahr trat der nationalsozialistische sächsische Ministerpräsident Manfred v. Killinger in das „Ehrenpräsidium“ für die „Obererzgebirgischen Passionsspiele“ ein.⁴⁶

1934 begann eine bis dahin nicht gekannte systematische Besucherpolitik. Unter Ausschaltung traditionsreicher Besucherorganisationen, wie der Volksbühnen-Bewegung, entfaltete die Landesverwaltung der NS-Besucherorganisation „Deutsche Bühne“ eine umfassende Wer-

bekampagne für die Freilichtbühnen. Die NSDAP und nationalsozialistische Berufsverbände, so u.a. die der Lehrer und der Beamten, wurden angehalten für den regelmäßigen Theaterbesuch, der teilweise durch verbilligte Eintrittskarten erleichtert wurde, zu werben.⁴⁷ Die von verschiedenen NS-Organisationen veranstalteten Theaterfahrten erweiterten zeitweilig den Einzugsbereich der Greifenstein-Bühne beträchtlich. Vorverkaufskassen gab es in 14 sächsischen Städten, darunter in Dresden, Chemnitz und Zwickau. Die Besucherzahl steigerte sich von 15.000 im Jahre 1933 auf 33.000 Zuschauer 1937.⁴⁸ Die Werbung für die Greifenstein-Bühne ging mit der Popularisierung der NS-Theaterpolitik einher. So legte der Präsident des Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele die nationalsozialistischen Auffassungen zur Funktion der Freilichttheater in der 1933 erschienen Festschrift zu den „Obererzgebirgischen Passionsspielen“ dar. Im gleichen Jahr stellte der Rat der Stadt Ehrenfriedersdorf Material über die Spielstätte für eine in Köln unter der Schirmherrschaft des Reichsbundes gezeigte Ausstellung über deutsche Freilichtbühnen zur Verfügung. Ein Werbebeitrag von 1934 für die Presse der NS-Besucherorganisation „Deutsche Bühne“ versprach auf der Greifenstein-Bühne „*Weihstunden deutscher Kunst*“ im „*Dom erzgebirgischer Wälder*“.⁴⁹

Seit 1936 bemühten sich die Veranstalter verstärkt, nationalsozialistische Stücke auf den Spielplan zu setzen. In seiner Rede zur Eröffnung der Spielzeit 1936 forderte der Ehrenfriedersdorfer Bürgermeister Becker, dass auf der Bühne „*auch die jungen Talente der neuen Zeit zu Wort kommen*“ müssten.⁵⁰ So wurde Heynickses Stück „*Neurode*“ 1936 erstmals auf der Greifenstein-Bühne aufgeführt.⁵¹

In den folgenden Jahren kam es dann zu vermehrten Inszenierungen von historisch-nationalistischen Dramen, die auf die jeweils aktuellen Propagandainhalte abgestimmt waren. 1938 stand die Aufführung des Stücks „*Die Fahne weht*“ von dem national-konservativen Autor Karl Schönherr (1867–1943) im Zeichen der sich nach dem „Anschluss“ Österreichs ausbreitenden Jubelpropaganda. Die Aufführung des Dramas, das in der Zeit des Tiroler Volksaufstandes gegen Napoleon 1809 spielte, sollte die Annexion Österreichs im März 1938 als Willensvollstreckung des Tiroler Freiheitskampfes erscheinen lassen. So stilisierte das Programmheft den „Anschluss“ des Landes an das Deutsche Reich zur Erfüllung eines bis auf die napoleonische Zeit zurück gehenden Kampfes für die „*deutsche*

Ostmark“ gegen „*gewaltsame Unterdrückungsmaßnahmen*“ und „*volksfremde Machthaber*“.⁵² In diesen Zusammenhängen ist es nicht verwunderlich, wenn der Reichsstatthalter für das einverleibten Österreich („*Ostmark*“) Arthur Seyß-Inquart (1892–1946) die Inszenierung des Stücks in einem Schreiben an den Ehrenfriedersdorfer Bürgermeister ausdrücklich begrüßte.⁵³

Ebenfalls 1938 wurde das nationalistische Völkerschlachtdrama „*Der 18. Oktober*“ von Walter Erich Schäfer (1901–1981) auf der Greifenstein-Bühne gespielt. Die Inszenierung versuchte, anknüpfend an die tradierte nationalistische Deutung des Erbes der Leipziger Völkerschlacht 1813, nationale Einheits- und Emanzipationsbestrebungen für die Legitimation der Ziele des NS-Staates zu vereinnahmen. Ganz in diesem Sinne hieß es in einer Begleitschrift zur Inszenierung, dass 1813 „*Großdeutschland zum ersten Male seine Schwingen reckte*“. Der freiwillige Opfertod des Helden „*in der Stunde des gefühlsmäßigen Durchbruchs des Deutschbewusstseins*“ zielte auf Kriegsbegeisterung; die Stoßrichtung gegen die napoleonische Fremdherrschaft sollte für aktuelle antifranzösische Feindbilder motivieren.⁵⁴

Auch die Greifenstein-Bühne war, grenznah zur Tschechoslowakei gelegen, fest in die Grenzlandpropaganda eingebunden. Bespielt wurde sie 1936 vom Annaberger „*Grenzlandtheater Obererzgebirge*“, das vom Propagandaministerium erhebliche Zuschüsse für „*Grenzlandaufgaben*“ erhielt.⁵⁵ Die Stadt Ehrenfriedersdorf bekam im Sommer 1938 – zu einem Zeitpunkt als sich die Konfrontation mit der Tschechoslowakei weiter zuspitzte – für den Ausbau der Freilichtbühne aus Mitteln für Grenzlandmaßnahmen eine außerordentliche Beihilfe von 25.000 RM. Diese finanzielle Unterstützung war ausdrücklich mit der Auflage verbunden, im Sinne der Grenzlandpropaganda bei Leitung und Spielplan der Bühne einen noch „*strengeren Maßstab als bisher*“ anzuwenden.⁵⁶ Bezeichnend ist, dass die kommunalen Stellen während der Sommerspielzeit 1938 mit Konrad Henlein (1898–1945), dem Führer der Sudetendeutschen Partei, direkt Kontakt aufnahmen und ihm zum Besuch der Freilichtbühne einluden.⁵⁷

Um die Breitenwirkung insbesondere der historisch-nationalistischen Stücke zu erhöhen, wurden neue Formen der Aufführung erprobt. So waren „*Abendvorstellungen bei Scheinwerfer- und Fackelbeleuchtung*“ mit Schönherr's Schauspiel „*Die Fahne weht*“ als besondere Besucherattraktion gedacht. Bis

45 Ebd., Bl. 138.

46 Ebd., KV / Cc 4, Bl. 29.

47 Ebd., KV / Cc 15, Bl. 41,43.

48 Freilichtspiele Greifensteine im Silbernen Erzgebirge, Ehrenfriedersdorf 1938, S. 7.

49 Vgl. St.A.E, K V / Cc 8, Bl. 53, 114, K V / Cc 4, Bl. 124; Stommer, Volksgemeinschaft, S. 27; Wardetzky, Theaterpolitik, S. 96.

50 Zschopauer Tageblatt und Anzeiger, 2.6.1936.

51 Vgl. St.A.E, K V / Cc 10, Bl. 33 ff.; Chemnitzer Tageszeitung, 18.3.1936.

52 Programm „*Die Fahne weht*“, Dresden 1938, o. S.

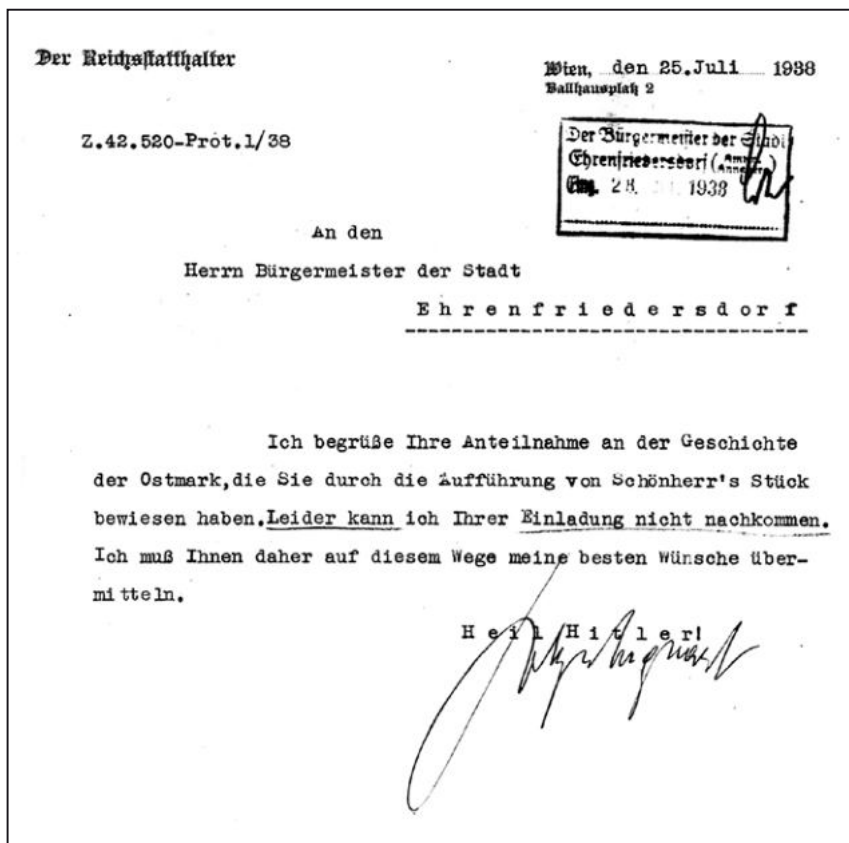
53 Sammlung des ehemaligen Bergbau- und Greifensteinmuseums Ehrenfriedersdorf, Schreiben von A. Seyß-Inquart an den Bürgermeister der Stadt Ehrenfriedersdorf vom 25.7.1938.

54 Freilichtspiele Greifensteine im Silbernen Erzgebirge, Ehrenfriedersdorf 1938, S. 8; zum Inhalt des Stücks vgl. Rischbieter, Theater, S. 613 ff.

55 Ebd., Bl. 161.

56 St.A.E, KV / Cc 15, Bl. 106.

57 Sammlung des ehemaligen Bergbau- und Greifensteinmuseums Ehrenfriedersdorf, Schreiben K. Henlein, Privatkanzlei an das Verkehrsamt Ehrenfriedersdorf vom 1.8.1938.



Schreiben des Reichsstatthalter Seyß-Inquart an den Bürgermeister von Ehrenfriedersdorf, 25. Juli 1938
Foto: Sammlung des ehemaligen Bergbau- und Greifensteinmuseums Ehrenfriedersdorf.

Ende der 30er Jahre entwickelte sich das Naturtheater zu einer Bühne, die „weit über die Grenzen ihres engeren Wirkungsbereiches hinaus“ bekannt war. „Busse aus allen Himmelsrichtungen Sachsens“ fuhren Besucher zu den Vorstellungen.⁵⁸

Allerdings erreichte die politisch-nationalistisch angelegte Dramatik nicht annähernd die Besucherzahlen der Heimatstücke, die zumeist auch in den Jahren 1933–44 auf dem Spielplan standen und sich nach wie vor der Gunst des Publikums erfreuten. Kamen 1938 und 1939 zu 27 bzw. 19 Aufführungen eines Stückes um den erzgebirgischen Volkshelden Karl Stulpner (1762–1841) von Kanut Schäfer (1894–1971) über 26.000 bzw. 10.000 Zuschauer, so sahen 1938 das Schauspiel „Der 18. Oktober“ bei insgesamt fünf Aufführungen nur 2.200 Besucher und 1939 Schönherr's Drama „Die Fahne weht“ ebenfalls nur knapp 2.000 Zuschauer in acht Aufführungen.⁵⁹

Die relativ geringe Anziehungskraft der für die politische Mobilisierung gedachten nationalistischen Stücke sowie das Defizit an brauchbarer nationalsozialistischer Dramatik, aber auch Prestige Gründe begünstigten die Aufnahme von Werken der Deutschen Klassik in den Spielplan. Doch auch hier kam der politischen Funktionalisierung eine wichtige Rolle zu, wie die Inszenierung von Schillers

„Wilhelm Tell“, mit der 1939 die Spielzeit auf der Greifenstein-Bühne „in Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste von Partei und Staat“ eröffnet wurde, deutlich zeigt. In seiner Eröffnungsrede rückte der Kreisleiter der NSDAP Obererzgebirge, Werner Vogelsang (1895–1945), Schillers Stück in die Nähe der nationalsozialistischen Heimatideologie. Die NS-Besucherwerbung versuchte, ebenfalls in kaum zu überbietender Schiller-Vereinnahmung, die Annexionspolitik des Jahres 1938 als Erfüllung dessen, was Schiller „[...] als heiligen Schwur auf den Rütli zum Himmel aufklingen“ ließ, glaubhaft zu machen.⁶⁰

Auch während des Krieges wurde, wie bei den meisten sächsischen Freilichttheatern, die jährliche Sommerspielzeit weiterhin durchgeführt. Von 1940 bis 1943 fanden auf der Greifenstein-Bühne insgesamt 159 Vorstellungen mit etwa 110.000 Besuchern statt.⁶¹ Noch in der letzten Spielzeit während des Krieges 1944 wurde die Bühne mehrmals in der Woche mit drei verschiedenen Stücken bespielt. Allerdings blieb jetzt das Einzugsgebiet eng begrenzt. Infolge der kriegswirtschaftlich bedingten Verkehrseinschränkungen durfte nur noch in der näheren Umgebung für den Besuch der Naturbühne geworben werden. Das Publikum kam jetzt fast ausschließlich aus dem Raum Annaberg, Marienberg und Flöha.⁶²

Mit der Verschlechterung der Kriegslage orientierte sich auch der Spielplan des Greifensteintheaters mehr und mehr auf Ablenkung und Zerstreuung. Um die Weiterführung der Greifenstein-Spiele auch unter den unmittelbaren Kriegseinwirkungen zu begründen, verwiesen kommunale Stellen auf „Hunderte von Bombengeschädigten im ‚Greifensteingebiet‘, die der Ablenkung und Entspannung bedürfen.“ Als besondere Zielgruppe wurde die Arbeiterschaft der umliegenden Rüstungsbetriebe ausdrücklich genannt.⁶³ Hatte das Unterhaltungsstück schon immer einen festen Platz bei den sommerlichen Freilichtspielen eingenommen, so dominierte es in den Kriegsjahren vollends. Geboten wurde nahezu ausschließlich die von Goebbels geforderte „handfeste Hausmannskost“ als Ablenkung von den Kriegsbelastungen.⁶⁴ Der Bombenkrieg bedurfte der „Bombenstimmung“, um die Aufnahmebereitschaft für Durchhalteparolen weiter zu erhalten.

Einen wichtigen Platz im Programm des Naturtheaters nahmen jetzt die Stücke von August Hinrichs (1879–1956) ein. Seine im niederdeutschen, ländlichen Milieu handelnden Komödien „Krach um Jolande“, „Der

58 Annaberger Wochenblatt, Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt, 9.7.1939.

59 St.A.E, K V / Cc 13, Bl. 5.

60 Vgl. Rund um die Greifensteine, Ehrenfriedersdorf 1939, o. S.; Chemnitzer Tageblatt, 30.5.1939. Die NS-Kulturpolitik nahm zu Schiller-Inszenierungen eine widersprüchliche Stellung ein. 1941 kam es zum reichsweiten Aufführungsverbot des Tell-Stückes (vgl. dazu Rischbieter, Theater, S. 324 ff.).

61 Vgl. Chemnitzer Tageblatt, 10.7.1941; St.A.E, K V / Cc 14, Bl. 26.

62 Ebd., Bl. 26, 27; Chemnitzer Tageblatt, 15.6.1944.

63 Vgl. St.A.E, K V / Cc 14, Bl. 10.

64 Wardetzky, Theaterpolitik, S. 215.

Musterbauer“ und „Wenn der Hahn kräht“ wurden auch hier mit Erfolg gespielt. Gleichsam gab es Bestrebungen, die Aufführung dieser Stücke auch in Kontext zur NS-Ideologie zu setzen. So schlug die Lokalpresse bei der Ankündigung der Inszenierungen den Bogen zur Agrarpolitik des Regimes, die als „*Neuordnung des Bauerntums*“ und Abkehr von der Verschuldung und Ruinierung der Bauernwirtschaften in der Weimarer Zeit gefeiert wurde.⁶⁵

Außerdem war nunmehr das Heimatstück besonders gefragt. Es ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert, dass zur Bereicherung des Bühnenrepertoires mit heimatlichen Stoffen die Stadt Ehrenfriedersdorf jetzt einen Auftrag für ein Volksstück über eine Begebenheit aus der erzgebirgischen Bergbaugeschichte vergab. Das von dem Berliner Autor Erich Janke geschaffene Drama „Die lange Schicht von Ehrenfriedersdorf“ wurde im Juni 1944 uraufgeführt und griff die überlieferte, im Greifensteingebiet sehr bekannte Geschichte um den 1508 verschütteten Bergmann Oswald Barthel auf.⁶⁶

Die letzte Spielzeit unter den Bedingungen des Regimes fand im Sommer 1944 ihren Abschluss. Die Freilichtbühne wurde jedoch bis kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch der NS-Herrschaft für die politische Kriegsmobilisierung genutzt. Nur wenige Wochen vor Kriegsende, am 12. April 1945, fand hier noch ein Durchhalteappell der Hitlerjugend statt.⁶⁷

Zusammenfassung

Im Bereich der Freilichttheater wirkten vor allem der vom Reichspropagandaministerium dirigierte Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele und die Sächsische Landesstelle des Ministeriums als Reglementierungs- und Kontrollinstanzen für eine möglichst effiziente Durchsetzung der nationalsozialistischen Theaterpolitik. Dem Zugriff von oben kam das Bestreben kommunaler Stellen nach engen Kontakten zum zentralen Lenkungsapparat entgegen, wobei die lokale Bürokratie zumeist vorrangig eine umfassende finanzielle und öffentlichkeitswirksame Theaterförderung anstrebte.

Mit der Thingspielbewegung versuchte die nationalsozialistische Kulturpolitik eine eigenständige Form des Theaters und festlich-kultischen Spieles zu installieren, das direkt im Sinne der NS-Ideologie mobilisieren sollte. Obgleich das Thingspiel als neues

Massentheater scheiterte und die nationalsozialistische Theaterpolitik bald wieder von der Thingbewegung abrückte, wurde mit der aufwendigen Propagierung und Ausrichtung von Aufführungen auf den neu errichteten monumentalen Thingspielplätzen ein Erlebnisraum geschaffen, der Anteil an der Inszenierung eines Bildes von Erneuerung und Aufstieg hatte und damit Zustimmung zur Politik des Regimes begünstigte. Der 1934/35 gebaute Thingplatz im sächsischen Kamenz war reichsweit einer der ersten Thingsplätze als Großspielstätten des Freilichtspiels. Die 1938 eröffnete Freilichtanlage in Schwarzenberg gehörte zu den größten derartigen „Feierstätten“ im „Dritten Reich“. Am sächsischen Beispiel wird besonders deutlich, dass auch nach dem theaterpolitischen Kurswechsel Mitte der 1930er Jahre die als Thingsplätze geplanten und entstandenen Großspielstätten weiterhin für Masseninszenierungen genutzt bzw. wie im Falle von Schwarzenberg aus grenzlandpolitischen Erwägungen und Prestige Gründen zu Ende gebaut wurden.

Auch das traditionelle Freilichttheater war fest in das Mediensystem des NS-Staates integriert und hat eine entsprechende Förderung erfahren. Auf der Greifenstein-Naturbühne Ehrenfriedersdorf sollten vor allem die Inszenierungen historisch-nationalistischer Schauspiele die beabsichtigten Assoziationen zum NS-Staat und seiner Ideologie herstellen, während direkte nationalsozialistische Tendenzdramatik hier eher die Ausnahme blieb. Nach Aufführungszahl und Zuschauerresonanz dominierten Lustspiele, Schwänke und das landschaftsgebundene Heimatstück. Die Untersuchung von Spielplanstruktur und Öffentlichkeitsarbeit des Greifenstein-Freilichttheaters verdeutlicht, dass nicht nur bei der Aufführung von Schauspielen mit direkten Mobilisierungsbotschaften, sondern auch bei der Inszenierung der insbesondere nach Kriegsbeginn fast vollständig den Spielplan ausmachenden Unterhaltungsstücke und der klassischen Dramatik jeweils aktuelle politische Interessen des Regimes einen beträchtlichen Stellenwert einnahmen. Unter diesem Gesichtspunkt war einerseits vor allem die auf vordergründige Propaganda verzichtende Funktionalisierung zur Ablenkung von den Kriegseinwirkungen von Bedeutung. Andererseits sollte eine politisch offenkundige, gezielte inszenatorische Interpretation und theaterpublizistische Auslegung von Stücken deren Wahrnehmung im Sinne des NS-Systems fördern.



Programmschrift für das Greifenstein-Naturtheater mit Verweis auf die traditionellen „Karl Stülpner“-Aufführungen, 2010.

Der Stülpnerstoff wurde hier seit 1931 in verschiedenen Bühnenfassungen und in nahezu jeder Spielsaison aufgeführt. Nach dem Krieg erfolgte bereits seit 1946 eine sporadische Bespielung der Bühne durch das Theater Annaberg. 1957 begann wieder der regelmäßige sommerliche Spielbetrieb mit einer Vielzahl von Vorstellungen.

Autor

Dr. Volker Knüpfer
Chemnitz

65 Lichtensteiner Anzeiger, 29.7.1940.

66 Vgl. Chemnitzer Tageblatt,

13.6.1944. Eine Bühnenfassung des Stoffes von Hans Reh kam bereits 1934 zur Aufführung (vgl. dazu St.A.E, K V / Cc 8, Bl.72).

67 Chemnitzer Zeitung, 13.4.1945.

Kurt Hennenberg (1887–1955) – ein Architektenleben zwischen den Weltkriegen

Fritz Hennenberg



Architekt Kurt Hennenberg,
Foto um 1930.

Die berufliche Laufbahn des lange Zeit in Döbeln wirkenden Architekten Kurt Hennenberg fiel in die Phase großer politischer Veränderungen, die durch zwei Weltkriege geprägt wurde. Er erlebte die Zeit vom Kaiserreich über die Weimarer Republik, die Diktatur der Nationalsozialisten bis in die DDR hinein.¹ Sein Schaffen war dadurch von Brüchen geprägt und erstreckte sich dementsprechend über die Umsetzung einer modernen Gartenstadt, über das Ideal von Sachlichkeit und Funktionalität, welches er in den 1920er Jahren in Berlin-Siemensstadt im Umkreis des „Neuen Bauens“ umsetzen konnte, bis hin zu individuellen Villenbauten in der sächsischen Provinz während der NS-Zeit und der Entwicklung von Typenbauten

für Neubauerngehöfte unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges im Zuge der „Bodenreform“ in der sowjetischen Besatzungszone.² Sein berufliches Leben wurde durch die weltpolitischen Ereignisse beeinflusst und in neue Richtungen gelenkt. Die Krisen, welche die Gesellschaft erlebte, spiegeln sich in der Biographie.

Ausbildung und erste Leipziger Bauerfahrungen

Kurt Hennenberg wurde 1887 in Leipzig als Sohn eines Buchhandlungsgehilfen geboren. Er trat 1902 nach dem Besuch der Ersten Bürgerschule in das Baugeschäft Max & Woldemar Vogel als Maurerlehrling ein, wo er 1905 die Gesellenprüfung ablegte. Anschließend studierte er an der von Albert Geutebrück begründeten Königlich Sächsischen Baugewerkeschule (später Sächsische Staatsbauschule/Hochschule für Bauwesen). Während dieser Zeit war er aushilfsweise als Maurer bei wechselnden Leipziger Arbeitgebern tätig, um sein Studium zu finanzieren.

Am 15. Oktober 1908 wurde Kurt Hennenberg als technischer Hilfsarbeiter in das Hochbauamt der Stadt Leipzig aufgenommen. Nach einem Jahr wechselte er in das Baupolizeiamt. 1912 übernahm ihn Stadtbauinspektor Hans Strobel in das von ihm gegründete Stadterweiterungsamt. Umgehend wurde er in die anstehenden Arbeiten, vor allem im Krankenhausbau, einbezogen. Er beteiligte sich an der Umsetzung der Neubauten des Krankenhauses St. Georg in Wiederitzsch und der Krankenpavillons für die Heilanstalt Dösen.

Strobel setzte ihn auch für die Planung der von der Internationalen Baufach-Ausstellung 1913

1 Dieser Artikel verbindet einen Fachbeitrag mit Erinnerungen an meinen Vater.

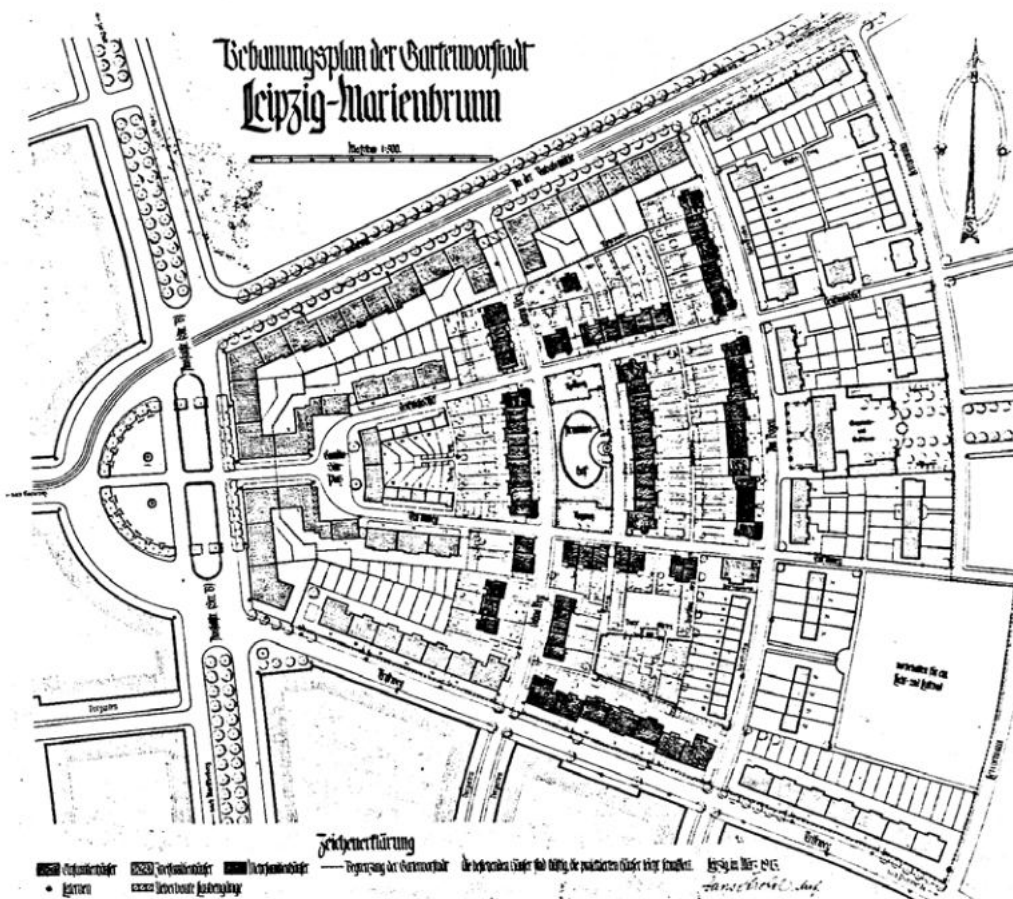
2 Die dazugehörigen Dokumente sind im Archiv der Stiftung Sächsischer Architekten verwahrt. Die Bauzeichnungen befinden sich im Stadtarchiv Döbeln.

in Leipzig angestoßenen Gartenvorstadt Leipzig-Marienbrunn ein. Dies sollte ein Referenzprojekt für die seit der Jahrhundertwende in Abkehr von den Mietskasernen des 19. Jahrhunderts aufgekommene Idee einer „Gartenstadt“ sein – das bekannteste Modell dazu war das bereits 1908 entwickelte Hellerau bei Dresden.“ In Leipzig sollte nach diesem Vorbild ein Pendant mit zweigeschossigen Reihenhäusern und Gärten entstehen. Der Bebauungsplan der Baukommission wurde unter der Leitung von Strobel erstellt und die Ausführung auf neun Architekten übertragen. Mit der Abkehr von einer strengen Quadratur – die Straßen waren stattdessen leicht gebogen – wurde den Ideen des englischen Pioniers der Gartenstadt-Idee, Ebenezer Howard (1850–1928), gefolgt; aus der Vogelperspektive gesehen, zeigt sich deshalb der Ausschnitt eines Kreises.

In Hennenbergs Bauzeichnung für ein Gebäude in der damaligen Brunnstraße ist deutlich erkennbar, dass das Reihenhause für drei Parteien gedacht war. Der eine Eingang erfolgte von der Straße her, wobei die anderen beiden von der jeweiligen Giebelseite in das Gebäude



Examensfoto von 1907, vorn auf den Stühlen sitzen die Professoren Richter, Töpel, Stade und Glaser (von links nach rechts). In der Mitte ist der Königliche Baurat Heinrich Joseph Kayser (1842–1917) zu sehen, der sich in die Leipziger Baugeschichte mit seinem Deutschen Buchhändlerhaus eingeschrieben hat. Kurt Hennenberg steht in der ersten Reihe, 2. v. l.



Bebauungsplan der Gartenvorstadt Leipzig-Marienbrunn, an dem Kurt Hennenberg mitwirkte.

führten. Damit war eine gewisse Wahrung der Privatsphäre gewährleistet. Die Raumaufteilung im Inneren war funktional und stimmig. Die Außenfassaden beeindruckten sowohl von der Straße wie auch vom Garten her mit kleinen Dachgauben, die als nostalgisches Element fast den Eindruck einer in die Stadt geholten Dorfarchitektur vermittelten. Dies wurde durch die Anregung zur Begrünung mit Blumenkästen und Holzgattern für Efeu oder Wilden Wein verstärkt. Das Wohnen hier sollte „gemütlich“ wirken. Besonders hervorzuheben ist eine für Hennenberg typische Extravaganz, die in seinen künftigen Bauten geradezu obligatorisch wurde: die Rundfenster oben an den Giebelseiten.

Durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs kamen die Arbeiten in Marienbrunn ins Stocken und wurden erst in den zwanziger Jahren fortgeführt. Am 31. März 1915 verließ Hennenberg das Stadterweiterungsamt, da er zum Militär einberufen wurde. In seinem Zeugnis bescheinigte man ihm neben großem Fleiß, Zuverlässigkeit und Willigkeit, dass er ein „großes Geschick für zeichnerische Arbeiten“ entwickelt habe.

Während des Ersten Weltkrieges wurde Hennenberg 1915/16 beim Einsatz an der Flandernfront mehrfach verwundet. In der Zeit der Rekonvaleszenz in Datteln im nördlichen Ruhrgebiet half er bei Bauprojekten aus, darunter auch die Gestaltung eines Gemeindehauses. Anschließend wurde er als Architekt zur Militärverwaltung von Litauen in Wilna delegiert und ließ dort Fabrikbauten und eine Anlage zur Torfgewinnung errichten. Nach seiner Genesung beorderte man ihn im Frühjahr 1918 an die Westfront zurück.

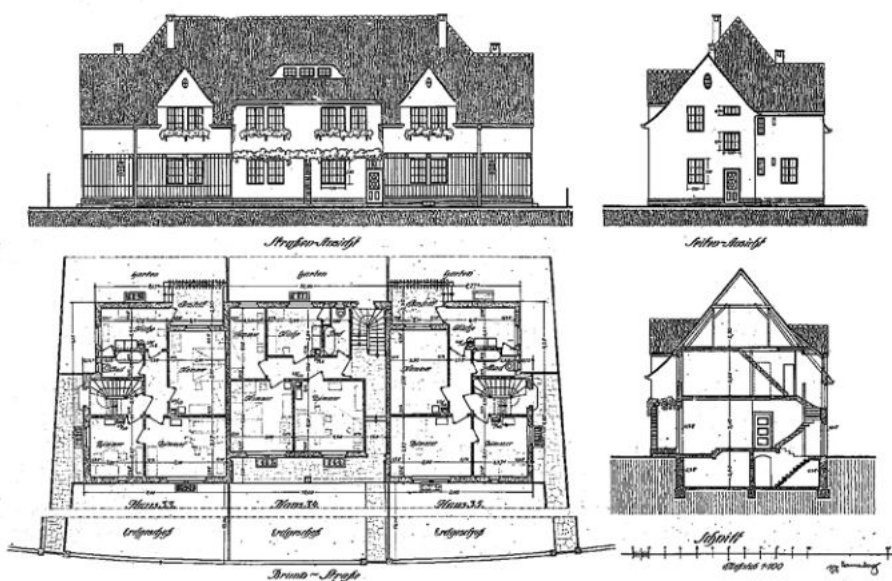
Nach dem Kriegsende war ein Wiedereinstieg beim Rat der Stadt Leipzig nicht möglich. Im Januar 1919 zog Hennenberg als Untermieter bei dem als Bauunternehmer tätigen Maurermeister Friedrich Wilhelm Klotzsch in Leipzig-Eutritzsch ein und empfahl sich mit einer „Werkstätte für Baukunst und Bauleitung“. Beabsichtigt war, Hand in Hand zu arbeiten, doch das gemeinsame Projekt rentierte sich nicht. Der Architekt musste sich mit Zeitungsannoncen um eine Anstellung bewerben. Allerdings hatte das Leipziger Intermezzo als „Freischaffender“ Folgen für sein Privatleben: In der Parterrewohnung lebte ein Witwer mit seinen fünf Kindern, und eine seiner Töchter wurde 1922 Hennenbergs Ehefrau.

Industriebauten und moderne Wohnkonzepte

Im Sommer 1921 erhielt der Architekt eine Anstellung bei der Gewerkschaft Frielendorf, einer bis in die sechziger Jahre hinein betriebenen Braunkohlezeche im Hessischen. In der Funktion eines Abteilungsvorstehers wurde Hennenberg als selbständiger Bauleiter verpflichtet. Er war zuständig für alle Betriebs- und Wohnungsbauten und deren Projektierung. Damit verbunden war eine gleichartige Tätigkeit in der der Gewerkschaft nahestehenden „Siedlung Hessenland“, wo Hennenberg Bergmannswohnungen auf der Grundlage einer Förderungsmaßnahme des Reicharbeitsministeriums errichten ließ.

Der Arbeitsvertrag wurde am 6. August 1921 mit einem jährlichen Gehalt von 24.000 Mark geschlossen. Darin waren auch eine „Dienstaufwandsentschädigung“ für ein Fahrrad (!) und sechzig Zentner Kohlendeputat inbegriffen. Den Arbeitsort durfte er bei auswärtiger Übernachtung nur mit einer Genehmigung der Direktion verlassen. Ausdrücklich wurde darauf hingewiesen, dass dies keine dauerhafte Anstellung sei, da nach Abschluss der Bautätigkeit, die voraussichtlich zwei Jahre dauern würde, die Zusammenarbeit beendet sei. Bereits im Herbst 1922 erfolgte vorsorglich die Kündigung zum 1. April 1923. Die Gewerkschaft Frielendorf unterstand dem Konzern der Braunkohlen- und Brikettindustrie AG (Bubiag), und in der Berliner Zentrale war ein Bau- und Siedlungsbüro eingerichtet worden. Dort bewarb sich Hennenberg mit Empfehlung der Frielendorfer Direktion. Bereits am 11. Dezember 1922 trat er seine neue Stellung an und bezog in Berlin-Südende eine Dienstwohnung. Sein Arbeitsgebiet

Bauzeichnung von Kurt Hennenberg für ein Reihenhaus in der Brunnsstraße.



war vielseitig: Er gestaltete Entwürfe für den Umbau eines Geschäftshauses in der Potsdamer Straße, ein Villenprojekt für ein Mitglied des Bubiag-Vorstands, arbeitete an einem Mehrfamilienhaus mit und plante verschiedene Werksbauten. Zusätzlich war er für die an die „Bubiag“ angeschlossene Bergmannssiedlungsgesellschaft „Heimat“ in Poley in der Niederlausitz und in Schwiebus im Brandenburgischen tätig. Die Folgen der Inflation ließen jedoch alle baulichen Aktivitäten versanden. Die Reichsregierung stellte die Beihilfezahlungen für Bergmannssiedlungen ein, und Hennenberg wurde mit dieser Begründung am 13. November 1923 bereits wieder entlassen.

Die Arbeitssuche in dieser krisengeplagten Zeit gestaltete sich schwierig. Erst ein halbes Jahr später, am 23. Juni 1924 gelang Hennenberg der Einstieg als „Bauführer“ bei der Bauleitung Siemensstadt der „Siemens & Halske AG/Siemens-Schuckertwerke GmbH“. Siemens war damals zu einem der weltweit führenden fünf Elektrokonzerne aufgestiegen und zeigte seine Expansion auch mit einer regen Bautätigkeit. Zahlreiche Fabrik- und Verwaltungsgebäude, aber auch ausgedehnte Wohnsiedlungen für die Belegschaft wurden gebaut. Am Ostrand von Berlin-Spandau entstand sogar ein eigener neuer, nach der Firma benannter Stadtteil: Berlin-Siemensstadt.

Die Weimarer Verfassung verkündete in ihrem Artikel 155 das Ziel, jedem Deutschen eine „gesunde Wohnung“ zu verschaffen. Deshalb wurden zahlreiche Siedlungskonzepte mit Wohnungsbaugesellschaften oder -genossenschaften als Bauträgern entwickelt. Das Ideal der nach der Jahrhundertwende von England aus angestoßene „Gartenstadt“ wurde neu aufgegriffen. Hinzu kamen Forderungen des sogenannten „Neuen Bauens“: weg vom Maurermeister-Stil mit seinem Schmuckwerk, stattdessen eine sachliche, funktionsbezogene Form. Berlin-Siemensstadt entstand zwischen 1922 und 1932 unter der Mitwirkung von Hennenberg in vier Bauabschnitten. Der leitende Architekt war Hans C. Hertlein (1881–1963). Ende der Zwanziger mischte sich mit der „Ringsiedlung“ („Reformsiedlung“) auch die Architektenvereinigung „Der Ring“ mit Größen wie Hans Scharoun (1893–1972), Otto Bartning (1883–1959), Hugo Häring (1882–1958) und Walter Gropius (1883–1963) ein. 2008 wurden die Siedlungen in Berlin-Siemensstadt als neuer Typ des sozialen Wohnungsbaus aus der Zeit der Klassischen Moderne von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärt.

Dieses große Projekt begann 1922 mit dem Bau von Wohnungen in der Siedlung am Rohrdamm. Jede der Wohneinheiten verfügte über zwei bis vier Zimmer, einen Balkon, Bad und Ofenheizung. Nach Möglichkeit wurde ein kleiner Garten angeschlossen. Man verzichtete bewusst auf schematische Planung und verbindliche Bautypen, sondern betonte das individuelle Element. Beispielsweise war die Höhe der Gebäude unterschiedlich; manche verfügten über drei Stockwerke, andere nur über eines. Mit Sattel-, Giebel- und Walmdächern knüpfte man durchaus wieder an die „traditionelle Typen an; sogar Ornamente bei der Fassadengestaltung orientierten sich an herkömmlichen Formen. Bei der von Hertlein ab 1928 entwickelten Siedlung „Heimat“ mit 1500 Wohnungen saßen beispielsweise auf den drei Geschossen hohe Mansardenwalmdächer, und die Fassaden waren durch Fensterläden aufgelockert. Trotz der angestrebten „Wohndichte“ erreichte man dadurch eine dorftartige Planstruktur, die weit von den späteren durch den Architekten Le Corbusier (1887–1965) entwickelten „Wohnmaschinen“ abwich.

Hennenberg wurde sogleich in die Wohnungsbauprojekte einbezogen: Er übernahm verschiedenste Aufgaben, die von der Planung mit Detailzeichnungen bis zur Bauüberwachung reichten. Auch Platz- und Gartengestaltungen fielen in seine Verantwortung. Außerdem beteiligte er sich an der Planung der Siemensstädter Christophorus-Kirche im Stil der „Neuen Sachlichkeit“, an einem großen Postamt und an einer Fabrik in Berlin-Charlotten-

Das Wohnhaus Rohrdamm 53 in Berlin-Siemensstadt.



burg. Sogar für den Bau des Hochhauses des Wernerwerkes, welches als zentrales Verwaltungs- und Direktionsgebäude diente, wurde er herangezogen. Außerdem übernahm er die Innengestaltung des Angestelltencasinos. 1928 verdiente er 4.800 Reichsmark jährlich. Hinzu kam, dass er als Siemens-Angestellter im Sommer 1925 eine Wohnung mit vier hellen Zimmern in grüner Umgebung in der Siedlung am Rohrdamm erhielt. Aber die Idylle dauerte nur kurz.

Der Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1929 riss Deutschland erneut in einen Strudel – innerhalb kürzester Zeit gab es drei Millionen Arbeitslose. Die Rezession wirkte sich auch auf den Siemens-Konzern aus. Hennenberg erhielt am 27. November 1930 ein Kündigungsschreiben mit Wirkung zum 31. März 1931. Da die Neubauten in Kürze fertiggestellt und abgerechnet sein würden und mit einer Belebung der Bautätigkeit infolge der schlechten Wirtschaftslage nicht zu rechnen sei, zahlte man Hennenberg trotz einer vom Angestelltenrat der Siemens-Bauabteilung einstimmig festgestellten „unbilligen Härte“ nur 850 Mark Übergangshilfe. Danach erhielt er eine Arbeitslosenunterstützung in Höhe von 105 Mark.

Als Architekt in der sächsischen Provinz

Kurt Hennenberg begab sich wieder auf Arbeitssuche. Eine Anstellung als Architekt, die er sich bei dem Berliner Engelhardt-Brau-

ereikonzern erhoffte, scheiterte kurz vor dem Abschluss. Ein Onkel riet zu einer Bewerbung als „Rentverwalter“ bei der Gräflisch-Schönburgischen Dominialkanzlei Glauchau, doch auch dies kam nicht zustande. Auch die angestrebte Generalvertretung für eine Grundstücksbank in Sachsen scheiterte. Über den Döbelner Architekten Werner Retzlaff suchte der Onkel eine Anstellung bei einem Leipziger Kollegen einzufädeln, aber Hennenberg blieb skeptisch und sah sich in den Fängen eines Privatmanns nach einem halben Jahr auf die Straße gesetzt. Inserate in der Fachzeitschrift „Bauwelt“ waren aufgrund der miesen Wirtschaftslage mit tausenden Stellungsuchenden ebenfalls zwecklos. So wurde sogar das fantastische Vorhaben einer Emigration in die Sowjetunion zur Mitarbeit am sozialistischen Städtebau ins Auge gefasst. Deutsche Bauspezialisten seien dort gefragt – so hatte sich beispielsweise 1930 der Frankfurter Städteplaner Ernst May in Moskau etabliert!

Alle Überlegungen blieben ohne Resultat. Als einzige Zufluchtsmöglichkeit blieb ein Rückzug nach Döbeln. Kurt Hennenbergs Ehefrau war bei einer Tante im sächsischen Döbeln aufgewachsen, die eine gut florierende Kohlenhandlung samt Immobilie in dieser Stadt geerbt hatte. Die Döbelner Verwandtschaft hatte zudem schon mehrfach in Geldangelegenheiten ausgeholfen. Im September 1931 musste sich Hennenberg eingestehen, dass die Berliner Wohnung nicht mehr zu halten sei. Er wollte sich nunmehr im Geschäft des Onkels nützlich machen, der ohnehin schon angeboten hatte, die Familie im Notfall aufzunehmen.

Die Architekten Werner Retzlaff (1890–1960) und Karl Gersdorf, die sich in der Kleinstadt niedergelassen hatten, deckten den lokalen Bedarf an Architektenleistungen bei weitem ab und handelten die Aufträge unter sich aus. Für einen weiteren Kollegen war in dieser kleinstädtischen Atmosphäre und der Krisenzeit nichts zu erhoffen. 1932 bezogen allein in Döbeln 253 Personen Arbeitslosen- und 806 Krisenunterstützung.

Hennenberg, seit 1930 Mitglied im Bund Deutscher Architekten und berechtigt, auch den Baumeistertitel zu führen, eröffnete gleichwohl sein eigenes Büro. Anfänglich gingen keine Aufträge ein. Bis Mitte 1934 war er auf eine Unterstützung durch die Volkswohlfahrt angewiesen. Doch das Wohlfahrtamt drängte: Durch die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen gäbe es doch Möglichkeiten, und künftig sollten alle noch arbeitsfähigen Unterstützten von der öffentlichen Fürsorge freige-



Hauseingang Rohrdamm 53
in Berlin-Siemensstadt.

macht werden. Aber weiterhin lagen sämtliche Döbelner Projekte in den Händen der alteingesessenen Architekten. Sie waren mit Aufträgen gemeinnütziger Döbelner Bauvereine gut versorgt. Zusätzlich entstanden in der Umgebung für die Siedlungsgesellschaft „Sächsisches Heim“ 140 Wohnungen. Überhaupt erlebte der Wohnungsbau einen Aufschwung. Dies wurde durch die ursprünglich den Gewerkschaften verbundene, 1933 in die „Deutsche Arbeitsfront“ überführte „Gagfah“ (Gemeinnützige Aktiengesellschaft für Angestellten-Heimstätten) begünstigt. Die Döbelner Baugebiete lagen am Geyersberg, in der Bärenalstraße, in der Siedlung Rossweiner Straße und am Leipziger Berg.

Für einen Schulerweiterungsbau in Döbeln-Großbauchlitz veranstaltete die Stadt einen Wettbewerb, der aber im Gegensatz zu den Gepflogenheiten ohne Unkostenvergütung und die Auslobung eines Preises stattfand. Die städtischen Behörden behielten sich die Auswahl vor und entschieden sich für Gersdorf, sodass sich Hennenberg wieder enttäuscht sah. Als 1934 ein weiteres Großprojekt, der Bau eines Hallenbades auf einem bereits 1914 erworbenen Grundstück, in Angriff genommen wurde, Hennenberg erneut auf einen Wettbewerb verströset wurde und das Vorhaben schließlich in die Hände von Retzlaff kam und das aufwendige Vorhaben schließlich doch in die Hände von Retzlaff gelegt wurde, richtete Hennenberg am 5. Juli 1934 eine Beschwerde an den Präsidenten der Reichskulturkammer, Joseph Goebbels (1897–1945), der seit kurzem für den zwangsweise angeschlossenen Bund Deutscher Architekten verantwortlich war. Auf eine Anfrage vom 5. November 1933 beim Rat der Stadt Döbeln sei ihm versichert worden, dass zurzeit keine Hochbauten ausgeführt würden, aber wenig später löste man doch Aufträge aus! Zudem werde er in seiner fachlichen Solidität verleumdet. Ein Kollege sei so weit gegangen, zu prophezeien, dass er in Döbeln niemals Aufträge erhalten werde. Er bat um Beistand, sich endlich wieder einmal beruflich betätigen zu können. Zumindest wolle er die Gründe für den gegen ihn ausgeübten Boykott erfahren. Eine Antwort auf diesen Beschwerdebrief ist nicht überliefert.

1934 beteiligte er sich an einem Wettbewerb der Zeitschrift „Bauwelt“ für ein teilbares steuerfreies Einfamilienhaus. Sein Entwurf gehörte zu den fünfzig veröffentlichten Projekten. Die Aufgabe zielte auf ein Kleinhaus für 8.000 bis 12.000 RM, das mit den geringsten Mitteln in zwei vollwertige Wohnungen geteilt werden könne, um so bei Bedarf eine flexible Wohnsituation zu schaffen. Der abgetrennte Bereich

sollte dabei in sich abgeschlossen und in der Wasser-, Gas- und Wärmeversorgung autark sein. Auch sollte der Teilungsvorgang keine aufwendigen Bauarbeiten erfordern. Die Gesamtwohnfläche wurde auf maximal 150 m² beschränkt, denn nur dann erhielt der Bauherr eine neu eingeführte, für zehn Jahre gewährte Befreiung von der Einkommens-, Vermögens- und Grundsteuer.

Hennenbergs Entwurf sah eine geschossweise Teilung vor – ein Nebeneingang mutierte für die obere Wohnung zum Haupteingang. Für den Terrassenbereich unten entschädigte ein ausgedehnter Balkon im Obergeschoss. Die Wärmeversorgung erfolgte über eine von der Küche aus gesteuerte, trennbare Sammelheizung.

Ende 1934 erhielt er endlich ein erstes Bauprojekt in Leisnig bei Döbeln. Es entstand ein großzügig dimensioniertes zweigeschossiges Wohnhaus, das auf der Rückseite zu nur einem Geschoss, über den Giebel hinausgezogen, abflachte. Sonderbar wirkte die Durchbrechung der Fenstersymmetrie durch ein kleines Badfenster. Das „Bullauge“ darunter durfte nicht fehlen. Die Fassadenbegrünung wurde durch Spaliere vorgenommen. Das Richtfest feierte man Ende März 1935, und der Einzug erfolgte bereits im Spätsommer.

Sein zweites Leisniger Projekt wurde 1935 der aufwendige Umbau der Gaststätte „Johannistal“, die mit einem Tanz- und Theatersaal und einem großen Garten ausgestattet war. Hennenberg widmete sich allen Detailarbeiten einschließlich der Bühnenbeleuchtung und der Auswahl des Linoleumbelages für die Tische. Die Sanierung zog sich bis ins nächste Jahr hinein.

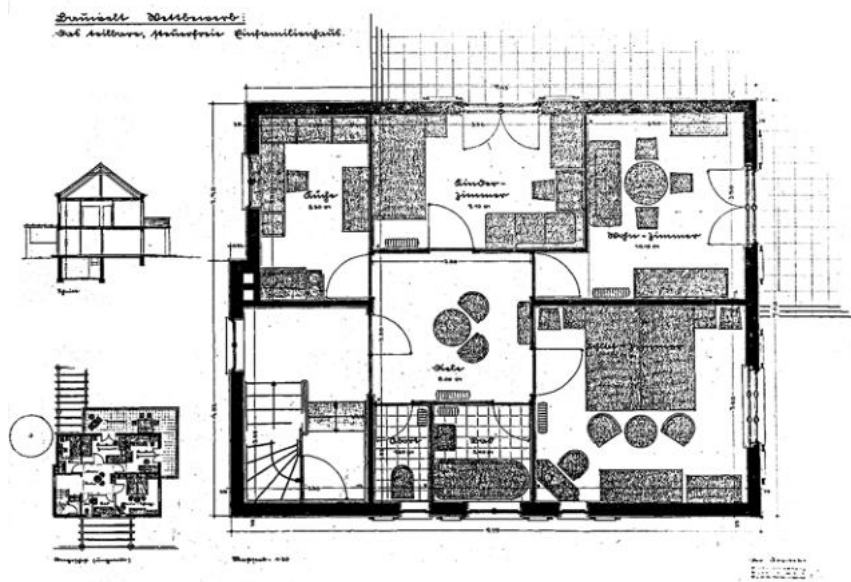
1935 kam es laut Arbeitskalender zu verschiedenen Aussprachen mit dem Döbelner Bürgermeister Dr. Herbert Denecke und dem Kreisleiter der NSDAP Rudolf Behr. Daraufhin erhielt Hennenberg erste, vereinzelte Aufträge. Er übernahm beispielsweise Umbauten an der Zigarrenfabrik Stockmann und an der Döbelner Vereinsbrauerei. Weiterhin nahm er (erfolglos) an Wettbewerben für das Amtsgericht Augustusburg und das Rathaus in Insterburg teil.

1935 begann Hennenberg mit der Planung seines ersten Döbelner Villenprojekts. Der gebürtige Döbelner Maler und Grafiker Walter Eckhard war seit Anfang der dreißiger Jahre im Reklameatelier der Philips-Radiofabriken in Holland tätig und wollte sich einen Rückzugsort in der Heimat schaffen. Hennenberg machte ein Grundstück in dem Vorort Greußnig ausfindig, das etwa drei Kilometer vom



Entwurf eines teilbaren Einfamilienhauses von Kurt Hennenberg für einen Wettbewerb der Zeitschrift „Bauwelt“, 1934.

Wald - Ansicht



Innenraumaufteilung des Entwurfes für ein teilbares Einfamilienhaus, 1934.



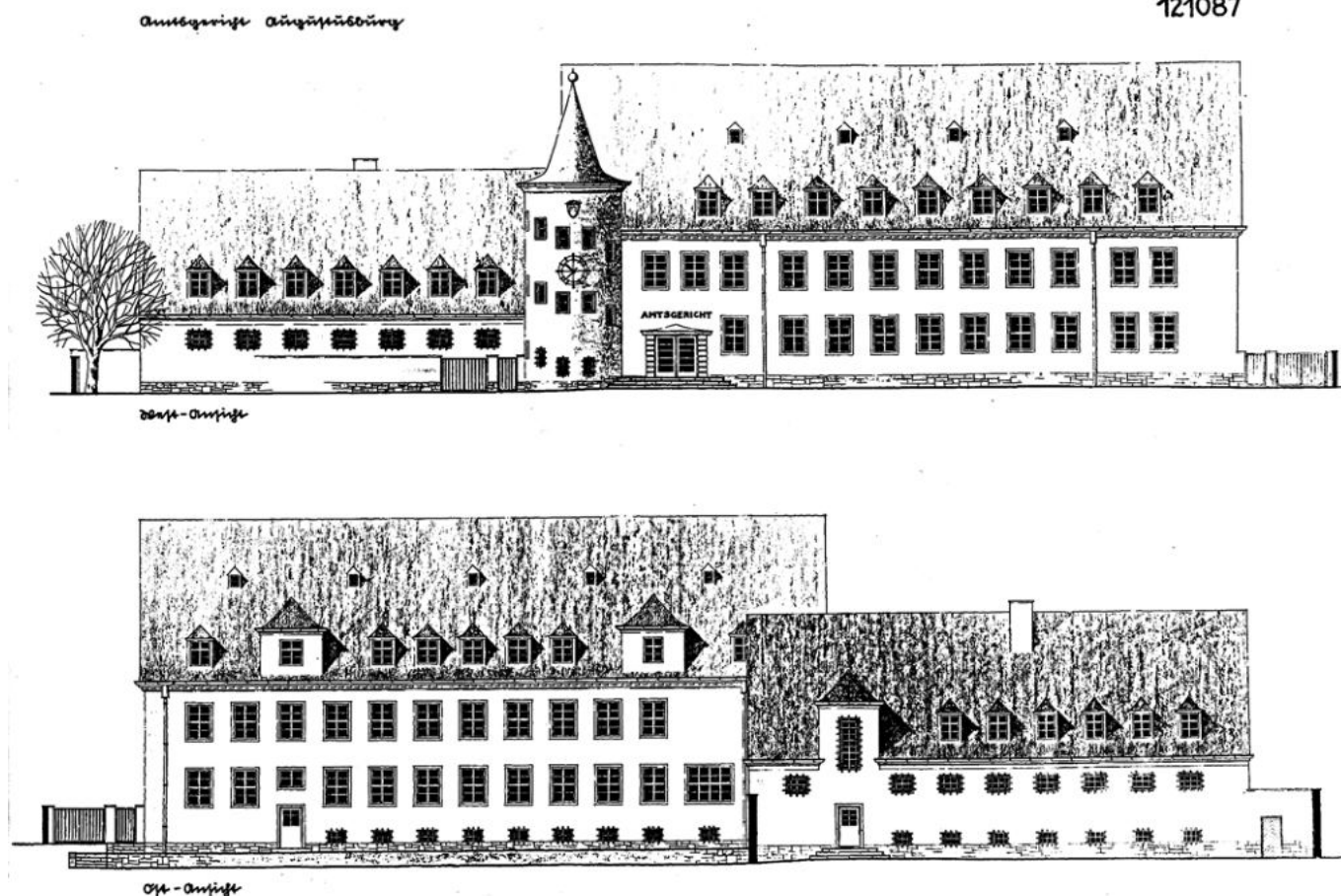
Modell des 1934 erbauten, zweigeschossigen Wohnhauses in Leisnig bei Döbeln.

Stadtzentrum entfernt liegt. Es handelte sich um die letzte Parzelle am „Pferdeberg“ und umfasste eine ca. 700 m² große Fläche, die direkt am Wald lag. Bereits am 5. Januar 1935 sandte er erste Hausentwürfe nach Holland, die auf Zustimmung trafen. Am 24. August 1935 feierte man schon das Richtfest. Im Oktober wurde ein von Eckhard entworfenes Sgraffito auf einer Außenwand aufgetragen, um an den Dreißigjährigen Krieg, der auch in der Döbelner Gegend gewütet hatte, zu erinnern. Darauf war ein Landsknecht, der Pferde vor den Schweden versteckt hatte und Ausschau nach dem Feind hielt, abgebildet.

Der Abschluss der Arbeiten einschließlich der Inneneinrichtung zog sich ein weiteres Jahr hin. Bei der Fertigstellung Anfang 1937 waren die Eckhards mit der Übersiedelung noch unschlüssig und stellten lediglich einige Möbel unter. Um einen Leerstand zu vermeiden, der zu Diebstahl und Vandalismus führen konnte, aber auch eine anderweitige Nutzung durch die Wohnraumbewirtschaftung nicht ausschloss, sollte für eine befristete Zeit der Architekt selbst mit seiner Familie einziehen. Die Wohnverhältnisse in der Döbelner Zwingerstraße im Untermietverhältnis beim Onkel waren ohnehin unbefriedigend, und Hennenberg nahm das Angebot dankend an. Lediglich sein Büro verblieb an der alten Adresse. Der Mietvertrag für die Villa am Pferdeberg begann am 1. September 1937 und sollte nach zwei Jahren auslaufen. Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges forcierte den Wunsch der Familie Eckhard, nach Döbeln zurückzukehren, doch Hennenberg weigerte sich anfangs, auszuziehen. Erst nach langem Verhandeln fand im Juli 1940 der Umzug statt. Eckhard etablierte sich gut in Döbeln. Seine Sgraffito-Arbeiten erfreuten sich in der DDR als „Kunst am Bau“ großer Beliebtheit. Er lebte bis zu seinem Tode 1982 in diesem Haus, das seine Witwe bis 1998 bewohnte. 1990 benannte man eine Straße nach diesem Künstler und 1998 veranstaltete die Stadt sogar eine Personalausstellung. Die Erben verkauften das Haus, welches nun grundlegend renoviert wurde. Das große Sgraffito am Giebel fiel einer brutalen Übermalung zum Opfer.

Die Fassade des Hauses am Pferdeberg ist durch Fenster und Türen bestens proportioniert; das „Bullauge“ als Hennenbergs Markenzeichen erscheint hier gleich mehrfach. Das Haus verfügt über zwei große Terrassen: eine über die gesamte Gartenfront hin, mit Flügeltür zum Wohnzimmer und einem Treppenaufstieg von der Giebelseite her, die andere im ersten Stockwerk über der Garage. Unter der

121087



Entwurf Hennenbergs für den Umbau des Amtsgerichtes Augustusburg anlässlich eines Wettbewerbes.

Gartenterrasse führen Rundbögen zu einem offenen Vorraum mit Kellereingang. Im oberen Bereich des stark abschüssigen Geländes liegt ein von Natursteinen eingefasster Teich mit einem Harmonika spielenden Knaben als Zierfigur. Dafür wurde der aus Döbeln gebürtige Bildhauer Otto Rost (1887–1917) gewonnen, der seinerzeit freischaffend in Dresden tätig war und ab 1939 als Professor an der dortigen Kunstakademie wirkte.

Hennenberg erhielt weitere Aufträge und musste deshalb im August 1935 einen Mitarbeiter einstellen. Er erhielt den Auftrag einer Torgauer Familie, der weite Flächen am Eingang zu den idyllisch gelegenen sogenannten „Klostergärten“ gehörten, diese zu veräußern und eventuell auch zu bebauen. Die Absicht, sich später dort selbst niederzulassen, scheiterte. Er vermittelte hingegen den Bauplatz für ein Dienstwohnungsgebäude des Döbelner Oberbürgermeisters Dr. Walter Gottschalk und wurde auch mit der Ausführung beauftragt. Im April 1936 erfolgte der Baubeginn, im Juni feierte man schon das Richtfest, und Anfang Oktober war der Bau fertiggestellt. Die Klagen

über schleppende Zahlungen mit Mahnschreiben zogen sich jedoch bis 1937 hin.

Auf dem Nachbargrundstück schloss sich ein Bau für den HNO-Arzt Dr. Willy Teller an: Hennenberg konzipierte ein Wohnhaus, das mit einer Arztpraxis kombiniert wurde. Auch hier blieb er sich in seinem ländlich geprägten Villenstil treu. Die Gebäude gehen gleichsam nahtlos in die parkähnliche Gartenlandschaft über. Obligatorisch verwendete er wieder grüne Fensterläden. Trotz größeren Aufwands benötigte man erneut nur eine kurze Bauzeit: am 15. März 1937 wurde die Baugenehmigung erteilt und am 20. Oktober 1937 erfolgte bereits der Einzug. Zusammen mit dem Bürgermeisterhaus setzte die Tellersche Villa einen markanten, bleibenden Akzent in das Döbelner Baugeschehen.

1937 entstanden zudem Villen am Leipziger Berg (Raschke) und Sonneneck (Landhaus Junghans) und ein langgestrecktes Ladengebäude am „Roten Kreuz“ (Hüttig). Als letzte größere Döbelner Bauaufgabe errichtete Hennenberg 1938 die Villa für den Spielwarenhändler Wilke in der Rossweiner Straße.



Nach Hennenbergs Entwürfen fertiggestellte Villa in Greußnig, 1935.



Ein 1936 errichtetes Wohnhaus in Döbeln.

Die Konjunktur begann wieder abzuflachen. Schon 1937 hatte sich der Architekt von seinem Mitarbeiter getrennt. Aber noch Anfang 1942 wurden weitere Bebauungspläne für die „Klostergärten“ diskutiert – nach dem zu erwartenden siegreichen Kriegsende sollte die Umsetzung der Pläne beginnen.

Konfliktreiche Kriegsjahre

Nach Kriegsausbruch 1939 wurde Hennenberg als Architekt in die Wohnungsbau AG, Abteilung Häuserumbau, der „Reichswerke Hermann Göring“ in Watenstedt-Salzgitter verpflichtet. Er zog, getrennt von seiner in Döbeln zurückbleibenden Familie, nach Wolfenbüttel. Im Zuge der Autarkiebestrebungen wurde im Großraum Salzgitter unter schwierigen Ver-

hältnissen Eisenerz abgebaut. Die Arbeitsbedingungen waren für den Architekten, der es gewohnt war, selbstständig tätig zu sein, schwierig, da er sich nicht erneut einem Kollektiv unterordnen wollte. Die Monate dort gehörten zu den schwersten in seinem Leben. Hennenberg unternahm verzweifelte Versuche, aus dieser Situation auszubrechen, und erwoog Bewerbungen im „Generalgouvernement Polen“, im „Protectorat Böhmen und Mähren“ oder auch Graz. Auch Königsberg geriet in sein Blickfeld, wo Architekten zur Aufbauarbeit im besetzten „polnischen Korridor“ gesucht wurden. Nach einem knappen Jahr wurde ihm im Sommer 1940 die Kündigung nahegelegt, da er hohe, krankheitsbedingte Ausfallzeiten vorwies und unerlaubt Döbeler Projekte weiterbetrieben hätte.

Tatsächlich hatte er Pläne zum Ausbau eines Kinderheims in Mügeln angefertigt und mit der Planung einer Mittelschule begonnen. Der Ort zirka achtzehn Kilometer nördlich von Döbeln erwies sich überhaupt als ertragreich. Es kam zu einem Saalumbau am „Roten Hirsch“, und die Chemiefabrik Hanel & Co. lieferte kontinuierlich über lange Jahre vielfältige Aufträge. So schrieb Hennenberg am 9. September 1940 in sein Kalendarium: „*Reichswerke Schluss! (letzter Tag)*“. Er entschloss sich dazu, als Selbstständiger wieder in Döbeln Aufträge zu suchen. Im Oktober 1940 sprach er deshalb bei der Dresdner HJ-Führung vor. Bereits bestehende Gebäude sollten für Ausbildungs- oder Kinderlandverschickungslager umgerüstet werden. 1943 standen allein im HJ-Bann Döbeln neun Objekte und in Oschatz weitere vier für Umbauarbeiten bereit. Hen-

³ Dazu detaillierte Informationen von Hans Prescher auf der Website <http://www.weissig-sachsen.de>.

nenberg musste sogar wieder einen Mitarbeiter einstellen. Er wählte den Architekten Erich Patzer aus Pirna, der im besten Alter um die vierzig und „wehrunfähig“ war, weil er wegen Systemkritik im KZ eingesessen hatte.

Laut Hennenbergs Kalendarium inspizierte im Juni 1941 der Dresdner Ministerialrat Martin Hammitzsch (1878–1945) die Döbelner Bautätigkeit und forderte den Architekten auf, Fotoaufnahmen seiner Projekte einzureichen. Hoffnungsvoll bemerkte Hennenberg, dass es sich bei Hammitzsch um den „*Schwager vom Führer!!!*“ handle – er war mit Angela Raubal, geb. Hitler (1883–1949), verheiratet. Für ein weiteres Vorwärtskommen im Berufsleben und die Schaffung einer stabilen Existenzmöglichkeit war politische Anpassung nötig geworden. Deshalb wurde Hennenberg 1942 NSDAP-Anwärter und schließlich Mitglied der Partei. Noch im Dezember 1944 wurde ihm der Rang eines HJ-Führers verliehen.

Als ein größeres Vorhaben standen Arbeiten am Schloss Weißig in der Niederlausitz nahe Bautzen an. Es sollte in ein HJ-Umschulungslager für auslandsdeutsche Mädchen umgebaut werden, dann sollte ein Kinderlandverschickungsheim daraus werden, und am Ende entschied man sich für ein Wehrrertüchtigungslager. Parallel zum Umbau des Schlosses übernahm Hennenberg die Einrichtung des Verwaltungsgebäudes für die ehemalige Besitzerin, eine adlige Offizierswitwe. Die Arbeiten zogen sich über Jahre bis zum Kriegsende hin.³ Allerdings gestaltete sich die Finanzierung des Projektes zunehmend schwierig. Hennenberg erhielt im Juli 1945 Anfragen eines Bauunternehmers, der Außenstände bei der HJ hatte. Der Architekt wies die ordnungsgemäße Weiterleitung nach – er selber blieb auf hohen Rechnungen sitzen. Wegen der schlechten Zahlungsmoral habe er seinerzeit weitere Bauprojekte abgelehnt, weswegen ihm der Status „unabkömmlich aberkannt worden sei.“

Im November 1944 verpflichtete man Hennenberg zwangsweise mit der „Organisation Todt“ in die Gegend von Breslau zu Schanzarbeiten. Er verrichtete Schwerstarbeit mit dem Spaten zur Aushebung von Verteidigungsstellungen. Nach der Rückkehr im Dezember 1944 wurden neue Einsätze angekündigt. Stattdessen erfolgte am 6. März 1945, obwohl er mit achtundfünfzig Jahren knapp unter der Altersgrenze lag, die Einberufung zum Volkssturm und der Einsatz in Niederschlesien in einer Panzerjagd-Kompanie unter dem als „Bluthund“ berüchtigten Generaloberst Ferdinand Schörner (1892–1973). Im April 1945 geriet Hennenberg in russische Kriegsgefangenschaft, die er aber bereits im August 1945 verlassen konnte.



Anbau einer Arztpraxis an ein Wohnhaus in Döbeln.



„Haus Junghans“ in Döbeln.



„Haus Wilke“ in Döbeln.



„Haus Raschke“ in Döbeln.

Neubauernegehöfte im Zuge der „Bodenreform“

In dem vom Krieg verschonten Döbeln gab es für einen Architekten keine Arbeit. Alle Baukapazität konzentrierte sich auf die zerstörten Städte. Die eingehenden Aufträge konnten den Lebensunterhalt der Familie mit zwei schulpflichtigen Kindern nicht decken. Deshalb meldete sich Hennenberg Anfang 1946 beim Arbeitsamt. Aber durch die politischen Veränderungen eröffneten sich auch neue Möglichkeiten.

Bereits im September 1945 war in der sowjetischen Besatzungszone eine Verordnung über die Bodenreform erlassen worden: Alle Gehöfte von Kriegsverbrechern sowie solche mit einer Betriebsfläche über hundert Hektar wurden entschädigungslos enteignet. Das Land sollte an Kleinbauern und die zahlreichen Flüchtlinge aus Schlesien, Ost- und Westpreußen verteilt werden. Die Größe der einzelnen Parzellen betrug zirka fünf Hektar. Die Bauern sollten in neuerrichteten kombinierten Wohn- und Stallgebäuden möglichst direkt an ihrem Land angesiedelt werden. In Sachsen wollte man laut Beschluss der Landesverwaltung rund 25.000 Neubauernstellen schaffen und dafür die entsprechenden Kredite bereitstellen. Im Döbelner Gebiet wurde mit dem Rittergut Schweta am 7. Oktober 1945 die erste Landaufteilung vorgenommen.

Schon Anfang 1946 erfolgte eine Strategiebesprechung aller Architekten und Bauunternehmer des Kreises Döbeln beim Landrat. Im Kreis Döbeln sollten 1.266 Neubauernstellen entstehen. Um Wirtschaftlichkeit vor allem auch in finanzieller Hinsicht zu gewährleisten, wurde ein Grundmodell bzw. Vorentwurf für die zu errichtenden Häuser vorgegeben. Weitere verbindliche Richtlinien folgten. Sogar die Größe der Fenster, der Türen und die Raumhöhe wurden festgelegt. Die Obergrenze für die Baukosten betrug 13.500 Mark. Manche Bauern hatten jedoch Sonderwünsche und versuchten diese mit Hilfe von Bestechungsgeldern durchzusetzen, was jedoch das verant-

wortliche Amt für Bodenordnung beim Landratsamt strikt ahndete.

Da nun in Serie gebaut wurde, war das Architektenhonorar auf 200 Mark pro Gehöft begrenzt. Dieser Betrag verdoppelte sich später, da die Architekten dagegen Einspruch erhoben hatten. Für dieses Honorar wurden der Vorentwurf, ein Entwurf 1:100, ein Lageplan 1:1500, die Bauvorlagen, Ausführungs- und Teilzeichnungen, die örtliche Überwachung und eine Überprüfung der Rechnungen gefordert. Hennenberg betreute laut einer Aufstellung vom Mai 1947 nicht weniger als 129 Objekte in vierzehn Ortschaften. Ständig war er im Kreis Döbeln unterwegs, obwohl es nur schlechte oder gar keine Verkehrsanschlüsse gab. Der Antrag auf ein Auto hatte nicht die geringste Chance. Überhaupt fehlten elementare Voraussetzungen für eine funktionierende Kommunikation – bis in das Jahr 1949 hinein besaß sein Büro keinen eigenen Telefonanschluss.

Der von Hennenberg entwickelte Gebäudetyp schließt, der Vorgabe nach, Wohngebäude und Stallung in sich ein und verfügt über einen direkten Übergang. Die Zimmer waren aufs Knappste kalkuliert: die Wohnküche umfasste 19,30 m², ein Schlafraum 14 m², eine Kammer 10 m². Als Alternative konnte das Dachgeschoss mit zwei weiteren Kammern ausgebaut werden. Der Stall war für ein Pferd, drei Kühe, Jungvieh, Schweine und Geflügel konzipiert. Separat dazu gehörte eine Scheune von 96 m². Die Baukosten für das kombinierte Wohn- und Stallgebäude waren mit 12.800 Mark kalkuliert – bei Ausbau des Dachgeschosses 15.500 Mark. Am 27. März 1946 lobte das Landratsamt Döbeln den „schönen Entwurf“ und erteilte die Baugenehmigung unter der Berücksichtigung der örtlichen Bedingungen.

Die Landesregierung Sachsen sah die Errichtung von Neubauernegehöften im Kreis Döbeln in bautechnischer wie finanzieller Hinsicht für alle anderen Kreise als richtungweisend an. Ein Protokoll Ende 1948 belegt, dass der Jahresplan an Bauvorhaben mit 441 Objekten zu mehr als hundert Prozent erfüllt worden sei. Für 1949 standen nochmals 488 Objekte an. 1950 lief allerdings das Programm zur Unterstützung von Neubauern aus. Deshalb widmete sich Hennenberg wieder vermehrt anderen Projekten, wie beispielsweise der Riebeck-Brauerei in Leipzig. Er empfahl sich auch – vergeblich – für Bauvorhaben an der dortigen Universität. Hennenberg wusste, dass eine freischaffende Tätigkeit in Döbeln bei dem Mangel an lokalen Aufträgen keine finanzielle Lebensgrundlage schaffen würde. Sanierungsmaßnahmen am Stadttheater brachten nur ein geringes Honorar ein. Deshalb bewarb er sich am 3. April 1950 beim Kommunalen Wirt-

Zwangsarbeiter und Kriegs- gefangene im Zinnwalder Bergbau

Gabriele Meißner

„Bei uns, den Ukrainern, gibt es so eine Redensart, dass – wenn sich beim [...] Anfertigen der Schuhe der Faden zum Knoten verfitzt – der Besitzer [...] dieser Schuhe solange er sie trägt, nicht stirbt. Glaub es nun. Oder glaubt es nicht, aber auf mich trifft das zu. Mein Vater hat mir 1942 aus selbst gegebten Leder Stiefel gemacht [...]. Die besonderen Fäden (Pechdraht) verfitzten sich beim Annähen der Stiefelschäfte zu Knoten. Und mein Vater sagte mir damals ‚Söhnchen, in diesen Stiefeln wirst Du nicht sterben‘. Ich habe diese Worte niemals vergessen.“

Petro Grigorovitch Gorbarenko



Petro Grigorovitch Gorbarenko
(geb. 1926).

In der gut dokumentierten sächsischen Bergbaugeschichte blieb der Einsatz von Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen während des Zweiten Weltkrieges bisher weitgehend ausgeblendet. Heute kann man im Besucherbergwerk „Vereinigtes Zwitterfeld zu Zinnwald“ eine Vitrine mit Fundstücken aus dieser Zeit betrachten. Den Anstoß für die Suche nach derartigen Artefakten hatte ein Brief aus Char'kiw (Ukraine) von Petro Grigorovitch Gorbarenko (geb. 1926) gegeben, der im April 2000 den Ortsvorsteher von Zinnwald-Georgenfeld erreichte.¹

Gorbarenko bat um Hilfe bei der Beschaffung von Nachweisen über seinen Zwangsarbeits-einsatz, nachdem er aus den ukrainischen Medien von einem Entschädigungsfonds der Bundesrepublik Deutschland erfahren hatte. Er gehörte zu den rund zwei Millionen Ukrainern, die im Deutschen Reich eingesetzt wor-

den waren.² 2001 schätzte man, dass es ca. 538.000 ukrainische „Leistungsberechtigte“ für diesen Fonds gäbe.³ Voraussetzung für eine Zahlung aus dem Fonds der neu eingerichteten Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ (EVZ) waren allerdings Einzelnachweise, die jeder der Betroffenen selbst beschaffen musste.⁴

Wolfgang Barsch⁵, der damalige Leiter des Zinnwalder Besucherbergwerkes, widmete sich der Aufarbeitung dieses Teils der Zinnwalder Geschichte und unterstützte Gorbarenko bei der Suche nach fundierte Belegen. Aus dem so zustande gekommenen Briefwechsel konnte die Situation vor Ort rekonstruiert und dokumentiert werden. Anhand der sehr detaillierten Erinnerungen von Petro Gorbarenko konnten später auch einige Ausstellungsstücke gefunden werden. Die Nachweisbeschaffung und die Suche nach weiteren ehemaligen Zwangsarbeitern erwiesen sich als schwierig, da viele Dokumente vernichtet worden waren. Die gleichen Probleme trafen auch für andere Standorte und Betriebe zu, wobei Bernhild Vögel im Auftrag des Bergbaumuseums Rammelsberg eine Dokumentation über die dortige Vorgehensweise erarbeitet hat.⁶

Die Geschichte der Fundstücke in der Zinnwalder Vitrine und die Hintergründe über das Zustandekommen dieser kleinen Sammlung soll hier dargestellt und vor allem an das Schicksal der Menschen erinnert werden, welche dieses Schicksal durchlebt hatten – ganz im Sinne des Stiftungsmottos: „Erinnerung – Verantwortung – Zukunft“.

Hintergründe zur Gründung der Stiftung „Erinnerung – Verantwortung – Zukunft“

Der Deutsche Bundestag hatte sich 55 Jahre nach Kriegsende zwar „zur politischen und moralischen Verantwortung bekannt“, wollte jedoch im eigentlichen Sinne „ein ausreichendes Maß an Rechtssicherheit deutscher Unter-

- 1 Brief von Petro in Gorbarenko vom 6. April 2000.
- 2 Vgl. www.zwangsarbeit-archiv.de Von den Zwangsarbeitern aus der gesamten ehemaligen Sowjetunion hatten 1945 ca. 3.550.000 überlebt.
- 3 Stand September 2001, in: Deutscher Bundestag, Drucksache 14/7728, Anlage zum Kapitel 11 des Berichtes an den Deutschen Bundestag.
- 4 Gesetz zur Errichtung einer Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ vom 02. August 2000, BGBl. 2000 I 1263 (Stiftung EVZ).

nehmen und der Bundesrepublik Deutschland in den Vereinigten Staaten von Amerika“ schaffen, wie es schon in der Präambel des Gesetzes heißt. Es wurde festgeschrieben, dass die geleistete Zwangsarbeit „durch Dokumente nachgewiesen oder auf andere Weise glaubhaft gemacht werden muss“.⁷ In den eingerichteten Entschädigungsfonds zahlten einige deutsche Unternehmen auf freiwilliger Basis lediglich 5 Mrd. DM ein; für weitere 5 Mrd. DM hatte der deutsche Steuerzahler aufzukommen.⁸

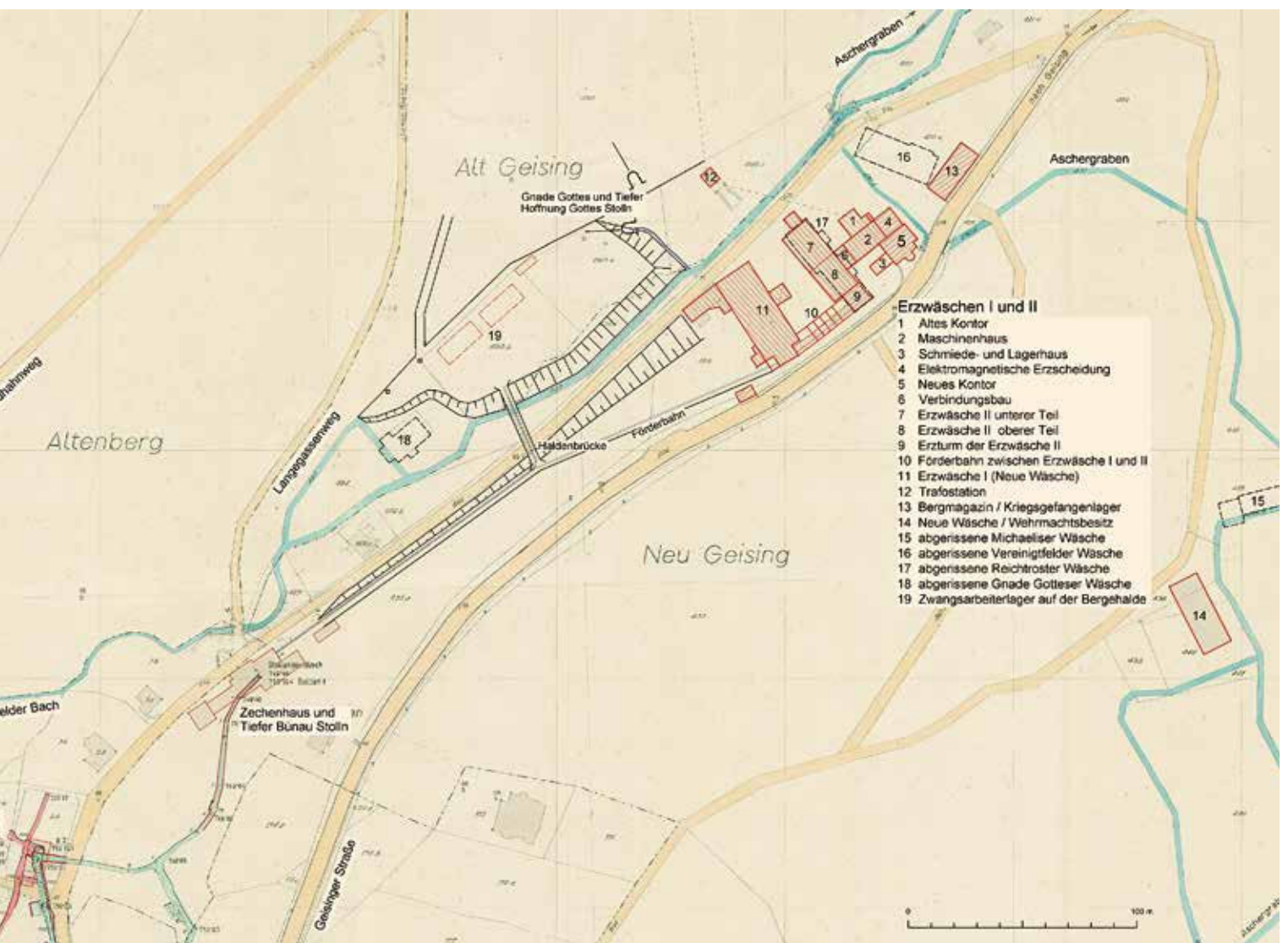
Hinweise und Erinnerrsorte in Zinnwald

Wolfgang Barsch erinnert sich: „Erste Ansatzpunkte für meine Nachforschungen hatte Petro Gorbarenko mit den detaillierten Angaben zu seiner Tätigkeit und den Namen der damaligen Vorgesetzten, die ich dem Namen nach kannte,

geliefert.“ Gorbarenko gab an, dass er im September 1943 mit einem Transport ukrainischer Arbeitskräfte für den Zinnwalder Bergbau eingetroffen sein musste. Diese Angaben wurden durch den Brief eines anderen ehemaligen Ostarbeiters bekräftigt, der einige Tage später beim Ortsvorsteher in Zinnwald-Georgenfeld eingegangen war. Die Namen, sowie den Tag der Ankunft fand Wolfgang Barsch im Registrierbuch des zuständigen Einwohnermeldeamtes der Stadt Geising. Demnach waren am 17. September 1943 insgesamt 49 Jugendliche im Alter zwischen 16 und 18 Jahren, über Dresden kommend, in Zinnwald eingetroffen.⁹ Beide Briefe mit übereinstimmenden Informationen, die Erinnerung an konkrete Namen von Personal, sowie der amtlich bestätigten namentlichen Registrierung genügten jedoch nicht, um die Zwangsarbeit glaubhaft zu machen, denn im Chaos der letzten Kriegstage waren die Ostar-

5 Wolfgang Barsch (geb. 1946), Geologe, arbeitete nach dem Studium zunächst bei der SDAG Wismut in der Bohrerkundung, danach viele Jahre in der Analysengruppe der Bergsicherung Dresden, bevor er das Bergbaumuseum Altenberg (Pochwäsche) als Leiter übernahm. Bis zum Renteneintritt leitete er das Besucherbergwerk „Vereinigtes Zwitterfeld zu Zinnwald“ und lebt in Geising.

Zinnwald, Übersichtskarte der Gruben- und Tagessituation Gewerkschaft Zinnwalder Bergbau, 1940, mit Beschriftung (Zechenhaus, Zwangsarbeiterlager, Glimmeraufbereitung).



- 6 Bernhild Vögel: „Wir waren fast noch Kinder“ – Die Ostarbeiter vom Rammelsberg. Im Lager Wintertal/ Rammelsberg waren 1942 registriert: 100 sowjetische Arbeiter und 21 Arbeiterinnen – hinzu kamen ab 1943 französische, belgische, holländische und italienische Kriegsgefangene, so dass im Arbeitslager 320 Männer und Frauen unter Bewachung untergebracht waren.
- 7 Vgl. www.stiftung-evz.de: Gesetz zu Errichtung einer Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ vom 2. August 2000 (BGBl. 2000/1263), Präambel: „In Anerkennung, dass der nationalsozialistische Staat Sklaven- und Zwangsarbeitern durch Deportation, Inhaftierung, Ausbeutung bis hin zur Vernichtung durch Arbeit und durch eine Vielzahl weiterer Menschenrechtsverletzungen schweres Unrecht zugefügt hat, deutsche Unternehmen, die an dem nationalsozialistischen Unrecht beteiligt waren, historische Verantwortung tragen und ihr gerecht werden müssen, die in der Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft zusammengeschlossenen Unternehmen sich zu dieser Verantwortung bekannt haben, das begangene Unrecht und das damit zugefügte menschliche Leid auch durch finanzielle Leistungen nicht wiedergutmacht werden können, das Gesetz für diejenigen, die als Opfer des nationalsozialistischen Regimes ihr Leben verloren haben oder inzwischen verstorben sind, zu spät kommt, bekennt sich der Deutsche Bundestag zur politischen und moralischen Verantwortung für die Opfer des Nationalsozialismus [...]. Er will die Erinnerung an das ihnen zugefügte Unrecht auch für kommende Generationen wach halten.“ Der Deutsche Bundestag geht davon aus, dass durch dieses Gesetz, das deutsch-amerikanische Regierungsabkommen, sowie die Begleiterklärungen der US-Regierung und die gemeinsame Erklärung aller an den Verhandlungen beteiligter Parteien ein ausreichendes Maß an Rechtssicherheit deutscher Unternehmen und der Bundesrepublik Deutschland insbesondere in den Vereinigten Staaten von Amerika bewirkt wird.

beiter bei der deutschen Einwohnerbehörde nicht abgemeldet worden: „Eine Abmeldung können wir Ihnen nicht bestätigen, da dies bis zum 07.05.1945 nicht erfolgte und ab diesem Tag leider keine Meldeunterlagen mehr vorhanden sind“.¹⁰ Ein vorsorgliches Auskunftersuchen des Besucherbergwerkes zum Beschäftigungsnachweis an den Internationalen Suchdienst des DRK (Arolsen) blieb unbeantwortet.¹¹ Gorbarenko hatte auch den Rechtsnachfolger des Betriebes angeschrieben, leider vergeblich.¹² Nun wurden umfangreiche und zeitaufwändige Nachforschungen notwendig, die für Gorbarenko von der Ukraine aus nicht zu bewerkstelligen waren. Er schrieb: „Die Charkower Filiale dieses Fonds empfahl jedem von uns Ostarbeitern, um die Suche zu beschleunigen, sich persönlich darum zu kümmern. Gleichzeitig hat jeder von uns in dieser Filiale einen Fragebogen ausgefüllt, in dem ihm das Beibringen der notwendigen Beweismittel übertragen wurde.“¹³ Die ursprünglich gesetzte Frist für die Einreichung der Nachweise sollte schon am 10. Juli 2000 auslaufen, weshalb Petro Gorbarenko im Juni 2000 unter Zeitdruck schrieb: „Werter Wolfgang Barsch! [...] Ich habe Glück, dass ein guter Mensch bereit ist, mir bei der Suche zu helfen. [...]“¹⁴

Arbeitgeber für Zwangsarbeiter in Zinnwald

Gorbarenko nannte in seinen Briefen auch seine Arbeitgeber. Eine sogenannte Glimmernaufberei-

tungsanlage mit Flotation, sowie das Barackenlager in der Nähe einer Trafostation musste es tatsächlich gegeben haben. Akten dazu liegen im Sächsischen Bergarchiv in Freiberg. Die Anlagen gehörten zur „Bergbau- und Metallurgische Gesellschaft mbH Frankfurt/Main“. Im Jahre 1926 hatte die „Metallbank und Metallurgische Gesellschaft AG mit Sitz in Frankfurt/Main“ als Bergbauunternehmer den Grubenbetrieb und die Bergbaurechte von (Sächsisch-) Zinnwald übernommen. Damit sollte der Rohstoffbedarf für die Lithiummetall- und Lithiumsalzproduktion der Tochtergesellschaft Hans-Heinrich-Hütte in Langelsheim am Harz sichergestellt werden. 1934 erwarb das Land Sachsen die Zinnwalder Bergbaurechte für die Wiederaufnahme des Zinn-Wolfram-Bergbaus. Die Metall-Gesellschaft hatte bis dahin den Bergbau nicht aufgenommen, sondern nur Haldensande verarbeitet. Die Metall-Gesellschaft behielt sich die künftige Gewinnung des Lithiumglimmers aus den alten Aufbereitungshalden, sowie ein Vorkaufsrecht auf die Hälfte einer etwaigen Glimmerkonzentraterzeugung der neuen Gewerkschaft Zinnwalder Bergbau vor. Die Reichsstelle Chemie bezog sich 1941 auf folgende kriegswichtige Produkte mit Lithiumsalzen:¹⁵

- Bahnmittel für die Achslager
- Schweißpulver für Kriegsschiffe und Flugzeugbau
- Schweißpulver in der gesamten Metallindustrie



Zinnwald,
Erzwaschen I und II, 1918
Foto: Bergbaumuseum Altenberg.

– Gicht- und Neuralgiemittel der pharmazeutischen Industrie

Die Hans-Heinrich-Hütte nutzte die Magnetscheideanlage (Aufbereitung) der ehemaligen Betriebsabteilung Zinnwald der Stahlwerk-Becker-AG Willich/Rheinland. Am 4. Juli 1942 waren durch das Reichswirtschaftsministerium Auflagen an die Gewerkschaft Zinnwalder Bergbau und die Metallgesellschaft ergangen, einen besonderen Abbau auf lithiumglimmerreiche Greisen in Zinnwald durchzuführen, weil die einfach aufbereitbaren alten Haldensande absehbar aufgebraucht sein würden und die neue Aufbereitung noch zu wenig glimmerreiche Sande liefern konnte. Dafür mussten zusätzliche Arbeitskräfte herangeschafft werden.¹⁶

Anhand einer Akte aus dem Sächsischen Bergarchiv Freiberg ist der geplante Einsatz von kriegsgefangenen „Sowjetrussen“ belegbar: *„Demnach sind die betriebstechnischen Voraussetzungen für eine tägliche Förderung von 50 t Greisen ab Ende Dezember 1942 gesichert. Unklar und noch nicht gelöst ist bis heute die Frage der Arbeitskräfte. Die Metallgesellschaft teilt uns mit, dass sie zum Greisenabbau nur sowjetische Kriegsgefangene zur Verfügung stellen kann. [...] Wir erklären uns bereit, den Betrieb mit sowjetrussischen Kriegsgefangenen zu führen, müssen aber die Forderung aufstellen, dass uns zu diesen mindestens 15-20 Gesteinsfacharbeiter zur Verfügung gestellt werden. Wir gestatten uns, darauf hinzuweisen, dass seitens des Grubenbetriebes Zinnwald diese Facharbeiter auf keinen Fall gestellt werden können, da der Grubenbetrieb Zinnwald in Anbetracht seiner ständigen Produktionsausweitung selbst gezwungen ist, sowjetrussische Kriegsgefangene in der Grube einzusetzen und daher seine Hauptstammebelegschaft für das Anlernen bzw. für die Beaufsichtigung der Russen benötigt.“*¹⁷

Einem Protokoll zur beabsichtigten Aufnahme der Lithium-Glimmer-Gewinnung ist auch die Lage sowie die Art der Unterkünfte zu entnehmen, welche von Petro Gorbarenko beschrieben worden waren: *„Herr v. Eicken, Reichswirtschaftsministerium, teilt ferner mit, dass die für die Unterbringung der weiter noch benötigten Russen erforderlichen Baracken sowie eine Küchenbaracke alsbald angeliefert werden. Die Gewerkschaft Zinnwalder Bergbau erklärt sich damit einverstanden, dass diese Baracken auf der ihr gehörenden Gesteinshalde neben dem Trafohäuschen zur Aufstellung kommen.“*¹⁸

Die Metall-Gesellschaft verfügte mit der Feinsandhalde am Aschergraben noch über ca. 240.000 t Lithiumerze aus dem früheren Zinnbergbau, deren Aufbereitung jedoch einen

höheren Aufwand erforderte. Sie ließ deshalb 1943 eine neue Glimmernaufbereitungsanlage (Flotation) errichten, die im Sommer 1944 den Betrieb aufnahm.¹⁹

Mögliche Besucher hätten ohne genaue Kenntnis der damaligen Gegebenheiten auf dem ehemaligen Lager-Gelände und der Aufbereitungsanlage nichts mehr vorgefunden. Wolfgang Barsch erzählte, dass erst anhand von Gorbarenkos Briefen die Suche nach den Überresten begann: *„Diese Halde ist heute zum größten Teil abgetragen. Mein Freund Horst Giegling aus Geising hat auf dem noch vorhandenen Haldenrestkörper Betonfundamente entdeckt und mit einem Metalldetektor das verbliebene Haldenplateau untersucht. Er fand eine Feldflasche mit russischer Umschrift des Herstellers, Kochgeschirrdeckel mit eingeritzten kyrillischen Buchstaben, eine Schüssel, das Bruchstück eines Alu-Löffels, Alu-Essensbehälter u.a.“*

Am 31. Dezember 2001 sollte ursprünglich die viel zu kurze Antragsfrist für die ehemaligen Zwangsarbeiter und deren Hinterbliebene enden.²⁰ In Goslar kämpfte man mit den gleichen Problemen wie in Geising. Um die Ansprüche der dortigen, bis dahin noch nicht aufgefundenen ukrainischen Zwangsarbeiter zu wahren, stellte Prof. Dr. Roseneck für das Bergbaumuseum Rammelsberg kurz vor Ablauf der Frist am 23. Dezember 2001 stellvertretend formlose Anträge an die Internationale Organisation für Migration (IOM): *„Wir wissen, dass etliche der ehemaligen Zwangsarbeiter, die wir mit Hilfe der regionalen Zwangsarbeiterverbände in der Ukraine gefunden haben, nie von sich aus einen Antrag auf Entschädigung gestellt hätten. [...] Manche wohnen in abgelegenen Dörfern, manche sind physisch und psychisch nicht mehr in der Lage, die notwendigen Formalitäten zu erledigen, manche haben immer noch Angst vor Benachteiligungen und Diskriminierung [...]. Aus der Vergangenheit ist bekannt, dass immer wieder Anspruchsberechtigte wegen versäumter Fristen von Wiedergutmachungsleistungen ausgeschlossen wurden. Diese schmachliche Praxis darf nicht fortgesetzt werden [...]“*²¹

Der Internationale Suchdienst (International Tracing Service /ITS/) des DRK in Arolsen konnte bis dahin lediglich 30% aller bekannten Fälle positiv beantworten, weshalb die übrigen Anfragen als Prüfaufträge unter der Projektbezeichnung „Nachweisbeschaffung für ehemalige NS-Zwangsarbeiter“ an die örtlich bzw. fachlich zuständigen Archive in den einzelnen Bundesländern oder an große Firmenarchive weitergeleitet wurden. Für den Bergbau waren das u.a. die Bundesknappschaft und das Sächsische Bergarchiv in Freiberg.

8 Vgl.: www.zwangsarbeit-archiv.de.

9 Kopie Registrierbuch Stadt Geising; darunter P. Gorbarenko – Reg.-Nr. 560; E. Konopatzkij – Reg.-Nr. 596.

10 Schreiben des Einwohnermeldeamtes Geising vom 10.05.2000.

11 Zinnwalder Besucherbergwerk, Auskunftsersuchen vom 26.5.2000 zum Beschäftigungsnachweis an den Internationalen Suchdienst des DRK (Arolsen). Sogar die Eingangsbestätigung auf die Anfrage wurde erst am 27.9.2000 ausgestellt.

12 Rechtsnachfolger ist die gleichnamige Metallgesellschaft AG, ebenfalls mit Sitz Frankfurt/M., welche am 17.7.2000 von der Ortsverwaltung Zinnwald-Georgenfeld und dem Zinnwalder Besucherbergwerk unter Beigabe von Unterlagen um Auskunft ersucht wurde.

13 Brief von Petro Gorbarenko an Wolfgang Barsch vom 10.10.2002.

14 Brief von Petro Gorbarenko an Wolfgang Barsch vom 5.06.2000.

15 SächsBA, Bergwirtschaftsstelle 40028-1, 187, 1941.

16 SächsBA, SE-AG Nr. 1489, Kopie Vermerk RWM vom 15.10.1942.

17 SächsBA, SE-AG Nr. 1489; aus dem Bericht von Dipl.-Ing. Musil, Gewerkschaft Zinnwalder Bergbau an das RWM vom 15.10.1942.

18 SächsBA, SE-AG Nr. 1489. Besprechungsniederschrift vom 21.10.1942.

19 SächsBA FG, SE-AG Nr. 1489. Leider finden sich in der Akte keine Namen ehemaliger Zwangsarbeiter. Wolfgang Barsch recherchierte dazu. Die dazugehörigen Fakten waren zum damaligen Zeitpunkt nicht über das Internet oder andere Medien zu erlangen.

20 Vgl. Völkel, S. 209.

21 Vgl. B. Vögel.



Zinnwald, untere Sandhalde
mit Erzwäschen im
Häuerwassertal, 1918
Foto: Bergbaumuseum Altenberg

Erst im September 2001, also etwa 1½ Jahre nach Gorbarenkos erstem Brief begann behördlicherseits die Suche in den genannten Archiven. Nach Freiberg kamen 175 Prüfaufträge.²² Die Fristen wurden nochmals geringfügig verlängert. Petro Gorbarenko gehörte wahrscheinlich zu den 4.038 Zwangsarbeitern, deren Anträge 2001 wegen ungenügenden Nachweisen zurückgestellt worden waren.²³ Aus seinen Briefen ist immer wieder Resignation und Verzweiflung zu spüren, ob es je gelingen würde, seine Zwangsarbeit bei den Behörden glaubhaft zu machen: *„Ich glaube, dass sich alles als so schwierig erwies, weil Ihre Verwaltung nicht glauben wollte, dass ich wirklich in der Glimmerfabrik gearbeitet habe. Aber es wäre so leicht, einfach zu bestätigen, was ich geschrieben habe. Ich konnte doch nichts erfinden, habe alles ehrlich beschrieben, ohne Phantastereien [...]“*²⁴ Gorbarenko hatte inzwischen Vertrauen zu Wolfgang Barsch gefasst. Um die Glaubhaftigkeit seiner Angaben zu untermauern, beschrieb er seine gesamte Arbeits- und Lebenssituation in zahlreichen Briefen. Dazu hatten Dr. Rainer Sennewald²⁵ und Wolfgang Barsch einen Fragenkatalog für ihn erarbeitet, denn beide waren natürlich auch am historischen Geschehen im Zinnwalder Bergbau brennend interessiert. Schilderungen von Zwangsarbeitern in solcher Ausführlichkeit haben Seltenheitswert. Hinzu kam, dass Petro Gorbarenko ein hochintelligenter Mensch mit hervorragendem Erinnerungsvermögen ist. Er vermittelt mit seiner Dokumentation ein anschauliches subjektives Bild vom Kriegs-Alltag – insbesondere in Zinnwald. Nach einer schon arbeitsreichen, aber von ihm als glücklich bezeichneten Kindheit, teilte er das Schicksal, das die deutschen Besatzer hundert-

tausenden Ostarbeitern zudedacht hatten, nachzulesen in den dazu erlassenen Gesetzen und Verordnungen, die als Fußnoten angefügt sind. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges blieben diese Menschen stigmatisiert, weil sie für den Feind gearbeitet hatten und wurden erneut deportiert.²⁶

Persönliche Erinnerungen von Petro Gorbarenko

In den vielen Briefen Gorbarenkos schilderte er eindrücklich seine Zeit als Zwangsarbeiter, aber auch Episoden aus seinem Leben, die hier in Auszügen abgedruckt werden. Die Passagen mit dem Geschehen nach dem zwangsweisen Verlassen seines Heimatdorfes Ende 1942 und seinen späteren Erlebnissen in Deutschland sind als Übersetzung der Briefe in Gorbarenkos Erzählweise belassen worden.

Kindheit

Petro Gorbarenko wurde am 3. September 1926 im ukrainischen Dorf Kamenetsche²⁷ als Sohn eines Schmiedes geboren. Die Eltern mit insgesamt zwei Jungen und vier Mädchen wohnten in einem Lehmziegelhaus der Großeltern. Nach dem Beitritt der Ukraine zur UdSSR und der folgenden Zwangskollektivierung (1932-1933), die eine Hungersnot zur Folge hatte, konnte der Vater nur durch Arbeit in Weißrussland die Familie ernähren. Petro Gorbarenko musste nun zusätzlich auf die jüngste Schwester aufpassen, weil die übrigen Familienmitglieder in der Kolchose arbeiteten. Geld erhielten sie dafür üblicherweise nicht, sondern ausschließlich Naturalien. Alle darüber hinaus notwendigen Waren wurden über Tauschhandel besorgt. Ab 1934 besuchte Gorbarenko die Schule, arbeitete nebenher in der Landwirtschaft und besuchte einen Fotozirkel und einen Zirkel für Modellflugbau. Er schloss die 7. Klasse mit Auszeichnung ab, was ihm auch ohne Examen den Besuch einer Fachschule erlaubt hätte und erhielt am 18. Juni 1941 die Genehmigung, sich für das Luftfahrttechnikum in Kirowgrad zu bewerben. Den Krieg, der nur 3 Tage später beginnen sollte, hielten die Ukrainer auf Grund des Nichtangriffspaktes der Sowjetunion mit Deutschland für ausgeschlossen. Ein Garant dafür schienen auch die mit Deutschland abgeschlossenen umfangreichen Lieferverträge über landwirtschaftliche Erzeugnisse zu sein: *„In jenem Jahr hatten wir eine reiche Ernte und alle hofften auf eine Verbesserung unseres Lebensstandards [...] In unserem Gebiet dauerten die Kämpfe 7 Tage.“*

22 Vgl. Dr. Jörg Ludwig (SMI), Projekt „Nachweisbeschaffung für ehemalige NS-Zwangsarbeiter“ in Sachsen erfolgreich abgeschlossen“, in: Sächsisches Archivblatt H2/2004, S. 12-14.

23 Deutscher Bundestag, Drucksache 14/7728, Anlage zum Kapitel 11 des Berichtes an den Deutschen Bundestag.

24 Brief von Petro Gorbarenko vom 10.7.2002.

25 Dr. Rainer Sennewald (geb. 1951), Freiberg, beschäftigt sich seit vielen Jahren mit der osterzgebirgischen Bergbaugeschichte.

26 Die Angaben wurden von der Verfasserin chronologisch geordnet. Der letzte biografische Bericht ist aus dem Jahr 2005. Die ursprüngliche Erzählweise blieb unverändert, nur offensichtliche Übersetzungsfehler von einzelnen Worten wurden gegebenenfalls korrigiert.

27 [ukrain.: Kam'yanetsche] Heute Kreis Nowoarchangelsk im Bezirk Kirowgrad.

Die meisten Verluste hatte die sowjetische Armee in den Waldgebieten [...] – der Grenze zwischen der Waldsteppe und der Steppenzone. Das war ungefähr 10 km von unserem Dorf Kamenetsche entfernt. Dort wurden zwei unserer Armeen eingekesselt. Die Kriegsgefangenen wurden im Laufschrift in die Nähe von Uman gebracht. Es war unmöglich, eine solche Menge von Menschen zu versorgen, und so war die Sterberate entsprechend hoch. Das war im Juni 1941. In den Dörfern übernahmen deutsche Kommandanten die Macht [...].²⁸

Was die Menschen damals nicht ahnten: Die vom Wirtschaftsführungsstab Ost unmittelbar vor dem Einmarsch der Wehrmacht in die Sowjetunion erarbeitete Richtlinie für die Führung der Wirtschaft vom 16. Juni 1941 sah vor, die Zivilbevölkerung der besetzten Gebiete auszuhungern, um „Getreideüberschüsse“ für Deutschland zu erlangen. Außerdem warben die Besatzer Arbeitskräfte für Deutschland an und setzten gleichzeitig die Lebensmittelrationen in den Ostgebieten unter das Existenzminimum herab, so dass sich viele Menschen zunächst freiwillig anwerben ließen.²⁹

Die Zeit der deutschen Besatzung

Im Winter 1942 wurde Petro Gorbarenko zusammen mit zwei weiteren Jungen aus dem Dorf von den Deutschen zum Arbeitsdienst in die Südukraine (Ustilovka) verpflichtet.³⁰ Zunächst mussten sie Erdarbeiten an einer Eisenbahnstrecke verrichten, bevor sie zu einer Armee-Einheit kamen und auf militärische Kommandos in deutscher Sprache gedrillt wurden. Die Drei beschlossen daraufhin zu fliehen. Sie hatten ca. 250 km bis in ihr Heimatdorf vor sich und mussten, weil der Frühling begann, auf schlammigen Wegen und über das schon brüchige Eis eines Flusses, um den Brückenposten der deutschen Feldgendarmerie zu umgehen.³¹ Bei einer Rast im letzten Haus eines Dorfes wurden sie verraten, von berittener, ukrainischer Polizei festgenommen und im Büro der Dorfverwaltung unter Schlägen verhört, weil sie für Partisanen gehalten wurden. Man beschlagnahmte Briefe, die Gorbarenko von Freunden erhalten hatte, die schon als Ostarbeiter in Deutschland waren und verhörte ihn dazu. Ein ukrainischer Polizeioffizier teilte den drei Jungen schließlich mit, dass sie „wegen Sabotage“ erschossen würden: „Dann wurden wir einzeln auf drei Wagen gesetzt, und jeweils drei Polizisten zu jedem. Wie wir jetzt begriffen, wurden wir zur Erschießung gebracht. [...] Ich sitze mit herunterbaumelnden Füßen auf dem Wagen und sehe auf meine Stiefel. Und in dem Moment habe ich an

die Worte meines Vaters gedacht [...]. Andere Gedanken hatte ich schon nicht mehr im Kopf, denn vor meinen Augen stand noch die Figur des Offiziers, der gezeigt hatte, wie das Urteil ausgeführt wird. Ich bin dabei sogar ein wenig eingeschlafen. Mich hat dann ein Polizist angestoßen und ich begriff, wir waren im Wald und ich sollte vom Wagen kriechen [...].³² Es fand aber nur eine Scheinerschießung statt. Danach wurden die Jungen wieder im Gendarmeriegebäude eingesperrt und mussten Arbeiten verrichten, bevor sie in ein Lager kamen. Dort wurden zum Eisenbahnbau herangezogen, bevor sie wieder nach Hause zurückkehren konnten.

Zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich

„Nach einiger Zeit begann man mit der Werbung von Jugendlichen für eine Arbeit in Deutschland.³³ Da man dafür aber keine Freiwilligen fand, forderte man vom Dorfältesten, zwangsweise eine bestimmte Anzahl bereitzustellen. Anfangs rekrutierte er dafür Kinder aus Großfamilien [...]. Später wurde das Auswahlverfahren geändert [...]: es wurde ein laufendes Geburtsjahr festgelegt, z.B. 1923, und alle Mädchen und Jungen dieses Jahrgangs, die von einer medizinischen Kommission als tauglich befunden wurden, zog man ein. So ging es der Reihe nach bis zum Jahrgang 1926 (im Jahr 1943), als ich mit anderen Gleichaltrigen an der Reihe war [...]. Einheimische Polizisten begleiteten uns vom Dorf bis zum örtlichen Sammelplatz. Dort wurden wir nachts in einen Güterwagen verfrachtet, die Türen von außen verschlossen und fort ging's. Wir fuhren nachts, tagsüber standen wir auf Bahnhöfen, deren Namen wir nicht kannten. In Peremyśl (Polen)³⁴ brachte man uns aus den Waggons in den Bahnhof, in dem sich ein Übergabepunkt befand. Dort begann man uns schon mit Lagerverpflegung zu versorgen. Während des Transports, noch auf dem Gebiet der Sowjetunion, hatten wir zwei Aufenthalte auf freier Strecke. Wir hörten Schüsse aus automatischen Waffen und Maschinengewehrfeuer, aber dann ging es weiter. In Peremyśl wurden wir in Personenwagen verfrachtet und nach Dresden gebracht. Dann kamen wir (27 Mann)³⁵ in Geising an, von wo wir in Reih und Glied zum Lager gelangten. Begleitet wurden wir vom Polizeileiter und unserem zukünftigen Kommandanten (so nannten wir ihn). Er war offensichtlich ein Pole, weil er ab und zu polnische Worte gebrauchte. Das Lager befand sich auf einem Platz oberhalb des Weges zwischen der Fabrik und der Sandhalde und wir gelangten über eine Treppe dorthin. Rechts der Stufen befand sich die Trafostation. Der Weg führte

28 Angaben aus dem Brief von Petro Gorbarenko vom 8.5.2002.

29 Bundesarchiv: Wirtschaftsführungsstab Ost: Richtlinie für die Führung der Wirtschaft vom 16.6.1941. Vgl. Wolfgang Benz: Der Hungerplan im ‚Unternehmen Barbarossa‘ 1941, Berlin, 2011.

30 Nach der im Dezember 1941 vom Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, erlassenen Verordnung wurden alle Bewohner verpflichtet, Arbeiten für die Besatzer zu verrichten.

31 Wegen der hohen Flüchtlingsraten, die auf ca. 20.000 pro Monat beziffert wurden, erging am 5.12.1942 von Heinrich Himmler der „Reichsfahndungs-Erlass“ gegen Kriegsgefangene und Ostarbeiter, der in den besetzten Gebieten auch von der örtlichen Polizei auszuführen war.

32 Angaben aus dem Brief von Petro Gorbarenko vom 8.5.2002.

33 Mit dem „Ostarbeitererlass“ des Reichsführers SS wurden ab 1942 massenhaft Menschen zur Arbeit nach Deutschland deportiert. Gemeinden, die den Gestellungsbefehlen nicht Folge leisteten, hatten mit drakonischen Strafexemplen zu rechnen, bis hin zum Niederbrennen ganzer Ortschaften.

34 Im polnischen Przemysl befand sich ein zentrales Durchgangslager, wo die Ostarbeiter vor der Weiterreise auch medizinisch untersucht und aussortiert wurden.

35 Gorbarenko spricht von 27 Mann und Konopatzkij von 50 Mann. Sie geben also unterschiedliche Personenzahlen an. Bei der Anmeldung der Gruppe im Geisinger Einwohneramt am 17.9.1943 wurden mit ihnen noch 47 „Sowjetrussen“ registriert. Jedenfalls müssen alle im Zinnwalder Bergbau beschäftigt gewesen sein, sonst wären sie nicht in Geising angemeldet worden.

weiter zu Häusern, wo in einem davon ein älterer Arbeiter der Fabrik namens Beka (Becker) wohnte. In der Fabrik arbeiteten bereits wesentlich früher angekommene Ostarbeiter. Sie waren älter als wir. Unter Ihnen war der Dolmetscher – Boris –, der uns die Anweisungen von einem der Mitarbeiter der Werksleitung übersetzte.³⁶ Dann wurden wir gewarnt, dass jeder, der einen Fluchtversuch aus dem Lager unternimmt, festgenommen und ins Konzentrationslager gebracht wird. Danach wurden wir auf die Baracken verteilt. Das waren Häuschen aus Holz, in denen hölzerne Doppelstockbetten aufgestellt waren. Die Matratzen und Kopfkissen waren aus Baumwolle hergestellt und mit Holzspänen gefüllt. Die Bettwäsche war aus Kunststoff, die Decke aus natürlichem Material. Als Heizung gab es einen kleinen gusseisernen Kanonenofen, den man Tag und Nacht mit Briketts aus der Fabrik füttern musste. In einem der Häuschen wohnte ein alter invalider Mann, der jeden Morgen erschien, mit seinem Schlüsselbund an das der Tür nächststehende Bett klopfte und uns mit dem Ruf „Aufstehen“ weckte. Aber wir wollten so gerne schlafen!!! In jenem Häuschen befand sich auch unser Waschraum. Wir erhielten spezielle Seife zur Reinigung der verschmutzten Hände und Toilettenseife, ab und zu Waschpulver. Das Toilettenhäuschen befand sich an einem anderen Ort. Als Fußwerk erhielten wir Schuhe mit Holzsohlen, die sich schnell abnutzten, und wir mussten uns Gummistreifen vom Transportband besorgen, das in bestimmten Abständen ausgesondert wurde. Arbeitsmäßig unterstanden wir der Verantwortung eines Meisters. Das Lager hatte weder eine Umzäunung, noch war es bewacht. Nachdem einer unserer Kameraden geflohen war und man ihn als Beweis dafür, dass eine Flucht unmöglich sei, zurück gebracht hatte, versuchte es niemand mehr. Als Kleidung bekamen wir einmalig einen Anzug und Unterwäsche. Uns schien, als wäre alles aus Kunststoff. Ein Brustzeichen aus Stoff mit der Aufschrift „Ost“ nähten wir selbst an, ohne selbiges durften wir das Lager nicht verlassen. Zum Ausgang in die Stadt musste man sich vom Lagerleiter unbedingt einen Ausweis holen, ohne ihn wäre man von der Polizei sofort als Flüchtling aufgegriffen worden. Ab und zu hatten wir als kleine Gruppe in Begleitung des Lagerkommandanten Ausgang nach Geising zum Fotografieren und um ein Glas Bier zu trinken. Über den Kontakt zur ansässigen Bevölkerung kann ich nur meine eigene Meinung sagen. Wenn man einzelne Leute traf (allein), das heißt ohne Zeugen, konnte man mit einigen Phrasen, die wir gelernt hatten, um sich werfen. Ich glaube, dass die Ortsbewohner Angst vor einem Kontakt mit uns wegen möglicher eigener Unannehmlichkeiten hatten. Selbst

unsere Meister sprachen mit uns nur über die Arbeit. Ich erinnere mich noch an ein Plakat an einer Hauswand in Geising, auf dem eine dunkle Gestalt mit Hut, leicht nach vorn gebeugt und mit dem Wort „Pst“, abgebildet war (wie ich verstand „Wir werden belauscht“). Sicher war das eine Warnung an die Bevölkerung. Wir hatten kein besonderes Verlangen, Ausgang zu bekommen, da man für das uns gezahlte Geld nichts ohne Talons (Karte), die die Ortseinwohner bekamen, kaufen konnte. Ab und zu konnten wir von den Tschechen, die mit dem Fahrrad an uns vorbei zur Arbeit fuhren oder zu Fuß mit dem Rucksack unterwegs waren, ein Brot kaufen. Den Verdienst bekamen wir in Kuverts mit Angabe der Lohngruppe und der Abzüge ausgehändigt.³⁷ An die Summe kann ich mich leider nicht erinnern. Die Raucher kauften bei den Polen oder Tschechen Zigaretten. (Ich rauchte und rauche bis heute nicht).³⁸

Aus dem Alltag des Ostarbeiters Petro Gorbarenko

„Mit Essen wurden wir auf die folgende Art und Weise versorgt: Am Abend erhielten wir für den folgenden Tag 190 g Brot (wie ich mich erinnere, wurde das uns so gesagt), 25 g Butter und 20 g Zucker. Wir aßen das alles abends zusammen mit einem aus irgendwelchen Pflanzen aufgebrihten, leicht gefärbten aber wohlriechenden Tee. Morgens tranken wir den gleichen Tee, ohne Brot und Butter, und gingen zur Arbeit. Mittags kehrten wir in die Baracken zurück, dort bekamen wir verschiedene Suppen mit Kohlrabi und irgendetwas als Hauptgericht, meistens war das Gemüsebrei, manchmal auch Kartoffelpüree. Feste Nahrung, wahrscheinlich aus Konserven, gab es nur an großen Feiertagen. Als ich im Bergwerk arbeitete (anfangs arbeitete ich in Zinnwald), gab es 600 g Brot (das sagte man uns, wir haben es nicht gewogen) aber sonst bekamen wir das gleiche wie die anderen. Im Bergwerk bestand unsere Arbeit im Transport des Erzes mit Loren von der Stelle,³⁹ wo es von anderen Arbeitern abgebaut wurde (wir wussten nicht, was das für welche waren), zum Ausgang des Schachtes, von wo es auf schrägen Schienen mit Hilfe einer elektrischen Winde auf die oberste Etage der Fabrik gezogen wurde.⁴⁰ Ich erinnere mich nicht mehr, wie lange wir die Loren transportierten, da ich mich beim Versuch, eine aus den Schienen gesprungene Lore wieder aufzustellen, verletzte und krank wurde. Danach wurde ich zur Arbeit in die Fabrik versetzt. Mir scheint, dass danach die Loren von einer Grubenlok gezogen wurden, aber genau weiß ich das nicht. Es war schwer, die leeren Loren zum Bela-

36 Wie schon im Ersten Weltkrieg, beschäftigte man im sächsischen Bergbau Kriegsgefangene und Frauen. Allerdings waren die Bedingungen wegen der propagierten rassistisch-völkischen Ideologie wesentlich schlimmer. Wegen der Germanisierungspolitik waren Ostarbeiter aus der Ukraine und sowjetische Kriegsgefangene in deutschen Bergwerksbetrieben bis Ende 1941 unerwünscht. Erst als keine Aussicht auf Ersatz einberufener deutscher Bergleute bestand, wurde der Bergbau zu einem der Haupteinsatzgebiete von Fremdarbeitern. Vgl.: Tenfelde/ Seidel: Zwangsarbeit im Bergwerk. Der Arbeitseinsatz im Kohlenbergbau des Deutschen Reiches und der besetzten Gebiete im Ersten und Zweiten Weltkrieg, Essen, 2005.

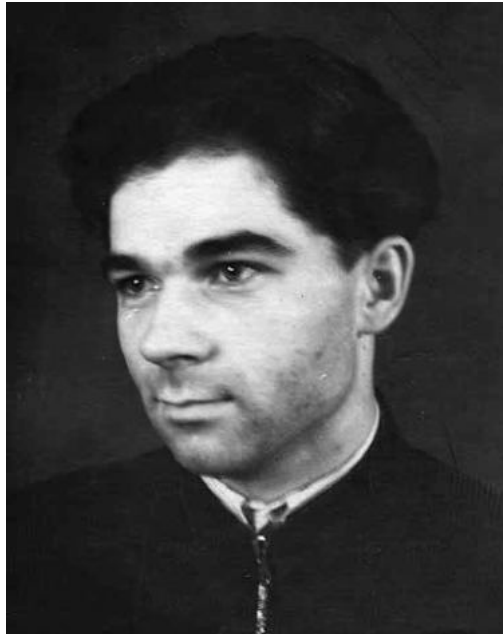
37 Alle Fremdarbeiter bekamen Steuern und Beiträge für die Krankenkasse sowie Kosten für Unterkunft und Verpflegung vom Lohn abgezogen. Die Höhe der Abzüge war nach Kategorien gestaffelt, Ostarbeiter hatten höhere Abzüge als Fremdarbeiter aus dem Westen. Vgl. B. Vögel.

38 Angaben aus dem Brief von Petro Gorbarenko vom 8.5.2002.

39 Der Greisen wurde ab Anfang 1943 an der Ostflanke des Zinnwalder Granites im Brandklüfter Greisenkörper auf dem Niveau des Tiefen Bünau Stollens, ca. 700 m vom Stollenmundloch im Zechenhaus entfernt, abgebaut. Im Stollen war eine Gleisförderung vorhanden.

40 Vor dem Zechenhaus wurden die Hunte auf eine Förderbahn gefahren und über eine aus Bergen geschüttete und mit einem Wellblech-Tunnel eingehauste Rampe zur Aufbereitung maschinell hinaufgezogen.

deplatz zu schieben, aber leicht, die beladenen zurück zu bringen (es gab eine Neigung). Unterwegs verzweigten sich im Bergwerk die Gleise in zwei Richtungen, wir fuhren geradeaus weiter, der zweite Weg führte nach rechts zu ständig verschlossenen Türen mit der Aufschrift „Militere“⁴¹ (wie ich mich erinnere) [...]. Eine spezielle Krankenstation gab es bei uns nicht, außergewöhnliche Krankheiten traten nicht auf. Ich erinnere mich nur noch daran, wie mich die Kameraden in Begleitung des Kommandanten und eines Dolmetschers nach Altenberg ins Krankenhaus brachten. Ich hatte blutigen Stuhlgang [...]. Dank der Hilfe von erdfarbenen Tabletten konnte ich nach 3-4 Tagen (ich erinnere mich nicht mehr genau) wieder zur Arbeit gehen (das heißt, die Blutungen hatten aufgehört). Ich erinnere mich nicht mehr, wie lange die Arbeitszeit dauerte. Für deren Einhaltung sorgten die Meister, unter deren Aufsicht wir standen. Unsere Freizeit verbrachten wir vorwiegend in den Baracken (besonders im Winter). Die (warme) Oberbekleidung war noch von zu Hause (in der Regel alt und abgetragen), und deshalb gingen wir auch nirgends wohin aus. Im Sommer sammelten wir im Wald Heidelbeeren. Erstens war das vor allem für unseren Organismus eine Unterstützung mit Vitaminen. Aber zweitens konnten wir für einen Kochtopf voll Heidelbeeren (das Gefäß hatten wir noch vom Krieg) bei den Ansässigen ein Brot dafür eintauschen. Das war für uns eine Hilfe. Es lief folgendermaßen ab: Auf dem Hauptweg, der an der Fabrik vorbei nach Zinnwald führte, nicht weit weg vom Bunkerplatz, hielten sich in der Regel ältere Frauen auf. Sobald wir sie bemerkten, kamen die, die tauschen wollten (sie kamen einzeln), über die kleine Brücke zu diesem Platz. In den meisten Fällen wurden Marken dafür eingetauscht, die wir dann an den Meister weiterverkauften oder unsere Kameraden gingen mit Ausweis in den Laden zum Einkaufen. Der Laden in Zinnwald lag nicht weit entfernt von der Stelle, wo sich der Weg aus Geising und ein zweiter, wie ich mich erinnere, aus Altenberg zusammentrafen. Aber die meiste freie Zeit im Frühjahr und Herbst, wo feuchtes Wetter herrschte, beschäftigten wir uns mit dem Ausbessern der Kleidung und Schuhe, ab und zu einem Kartenspiel. Briefe schreiben war erlaubt, zumal es Briefumschläge, Papier und Bleistifte ohne Marken zu kaufen gab. Ich erhielt sogar eine Antwort auf meinen ersten Brief, doch damit erschöpften sich die Antworten, obwohl ich nicht nur einmal schrieb. Ich hatte Briefwechsel mit meinen Dorfkameraden, die in anderen Lagern in Deutschland untergebracht waren, aber nicht alle von ihnen kehrten nach Hause zurück, da sie von Amerikanern



Petro Grigorovitch Gorbarenko, um 1950.

befreit wurden, d.h. sie befanden sich auf jenem Territorium, das von den amerikanischen Streitkräften befreit wurde [...]. Todesfälle in unserem Lager hatten wir nicht. Wir lebten wie eine Familie, obwohl es Gruppierungen entsprechend der Landeszugehörigkeit gab, da wir aus verschiedenen Gebieten der Ukraine stammten. Und so teilte sich das auf: Die Jungs aus den zentralen Teilen der Ukraine (dazu gehörte ich) verständigten sich auf Ukrainisch, jene aus den östlichen und südlichen Gebieten auf Russisch. Zwischen uns gab es keinerlei Zwist, alles verlief friedlich. Ich weiß von keinen illegalen Vereinigungen innerhalb unserer Gemeinschaft, weil es keine Organisatoren aus den älteren Jahrgängen gab. Wir hatten keinerlei Informationsquellen, weder Zeitung noch Radio. Ab und zu gelang es, besondere Ereignisse von ausländischen Arbeitern in Erfahrung zu bringen, wenn es möglich war, sie irgendwo einzeln anzutreffen. Von den besonderen Ereignissen ist mir ein Fall in Erinnerung geblieben, wo sich auf dem Fabrikhof politische Gefangene (wie uns die Meister erklärten) in gestreifter Kluft zum Ausruhen aufhielten, so ausgemergelt, dass sie nicht mehr in der Lage waren, sich fortzubewegen. Sie wurden von einem verstärkten Konvoi bewacht und wir konnten sie aus der Höhe unseres Platzes sehen. Sie wurden in Richtung Westen gebracht. In Erinnerung geblieben sind auch zwei Anflüge amerikanischer Flugzeuge auf Dresden. Sie machten fast über Zinnwald, Altenberg (so schien es uns) eine Kehre und warfen Bomben ab, wir konnten die Explosionen hören. Und in dieser Richtung waren dann auch Brände zu sehen (in der Luft).

41 Mit dem leeren Hunt folgten die eingesetzten Zwangsarbeiter vom Stollenmundloch aus dem Haupttrakt des Tiefen Büнау Stollens nach Süd bis zum Schnöpfner Schacht. Hier zweigte nach links der Grenzschaftflügel ab, auf dem man auf geradem Wege bis in die Abbaukammern des Brandklüfter Greisens kam. Kurz nach dem Schnöpfner Schacht führte nach rechts der alte Grenzschaftflügel weiter am Rainsteinschacht vorbei in das große Grubenfeld des auf okkupierten tschechischen Gebiets liegenden Militärschachtes. Dieser Stollenflügel und zwei weitere abzweigende Strecken nach diesem Grubenfeld waren mit den genannten Schildern abgesperrt. Die Förderstrecke ist heute Teil des Führungsweges im Besucherbergwerk. Die Abbaukammern sind mit Spülsand verfüllt.

Neidisch blickten wir auf den Hang, wo sich im Winter die Jugend in guter sportlicher Kleidung mit dem Rucksack auf dem Rücken auf Skiern tummelte [...]. Das waren Jugendliche mit der Hakenkreuzbinde am Ärmel. Da waren aber auch jüngere, wahrscheinlich Schüler.

Uns gefiel auch das Verhältnis der Deutschen zu den Tieren im Wald, besonders zu den Rehen. Für sie hatte man besondere Futterstellen eingerichtet. Und sie hatten nicht allzu viel Angst vor Menschen. Erinnern kann ich mich auch noch an die Mitteilung über den Tod des Führers, obwohl wir das nicht besonders glaubten, da so etwas für uns nur ein Gerücht und keine offizielle Mitteilung der Machtorgane war. Diese Gegend wurde nicht bombardiert, in der ganzen Zeit gab es keine Angriffe irgendwelcher Flugzeuge. Nur näher zu Kriegsende hin kam ein russisches Flugzeug (wahrscheinlich ein Aufklärer), der von der deutschen Flugabwehr abgeschossen wurde und wo der Pilot mit dem Fallschirm abspringen konnte. Unsere Meister waren an der Suche nach dem Piloten beteiligt, aber wie uns gesagt wurde, konnte man ihn nicht finden. Er landete im Wald südlich von unserer Fabrik⁴².

Die Aufgaben der Zwangsarbeiter

„Über den Beginn meiner Arbeit habe ich bereits berichtet – die Arbeit im Bergwerk. Nach der Erkrankung wurde ich in die Fabrik versetzt, wo alle meine Kameraden tätig waren. Die Glimmerherstellung begann auf der obersten Fabriketage. Nachdem die Loren mit dem Erzgestein ganz oben angekommen waren, wurden sie von den Jungs mit einer speziellen Vorrichtung (zur Arbeitserleichterung) gekippt und das Erz fiel auf ein Gitter aus Schienen. Mit Vorschlagshämmern wurde es von den Kameraden in kleinere Stücke zerteilt und fiel nach unten. Dort arbeitete ein Mahlwerk nach dem Prinzip eines auf den Kopf gestellten Dreiecks, das aus kräftigen Verbindungsstücken (Gleisen) bestand und die Steine „kaute“ und dabei in noch kleinere Stücke teilte. Diese Steinchen fielen nach unten in eine Kugelmühle. Sie gab laute Geräusche von sich und vermahlte die Steine unter Zuhilfenahme von Wasser zur Kühlung des Mahlwerks zu Sand. Dieses Aggregat habe ich nicht gesehen und ich kenne es nicht, der Vorgang lief in einer geschlossenen Einrichtung ab. Der nasse Sand fiel noch weiter nach unten in einen speziellen zylinderförmigen Drehrohrofen mit einem Durchmesser von ungefähr 1000 mm und einer Länge von bis zu 5 m (ungefähr) und einer leichten Neigung zum Ausgang hin. Am Eingang des Zylinders befand sich ein Brenner, wo stän-

dig Briketts brannten und die Flamme in den Drehrohrofen blies und wo der nasse Sand am Ausgang getrocknet herauskam. Er fiel auf ein Eimertransportband, das ihn nach oben auf die Schüttelsiebe brachte. Die Schüttelsiebe trennten den feinen vom grobkörnigen Sand. Der grobe kam zurück in die Kugelmühle zur Nachbearbeitung. Der feine Sand fiel in einen Bunker auf der ersten Etage. Ich kann mich nicht mehr an die Anzahl der Bunker erinnern, wo der Sand gesammelt wurde. Die Bunker befanden sich über einem Gummiförderband mit einer Breite von 300-400 mm, das sich langsam bewegte. Der Sand aus dem Bunker fiel in einer dünnen Schicht auf dieses Band, aller Wahrscheinlichkeit nach in Sandkorngröße. Das Förderband bewegte sich horizontal zwischen den Polen von zwei starken Elektromagneten. Über der Sandschicht, dicht am oberen Pol des Elektromagneten vorbei, lief mit großer Geschwindigkeit ein schmales (30-50mm breites) dünnes Förderband, zu dem der Glimmer durch die Magnetkraft angezogen wurde. Da sich dieses Band sehr schnell bewegte (in Richtung des Arbeiters), fielen die Glimmerteilchen beim Verlassen des Magnetfeldes aufgrund der Trägheit vom Förderband und rieselten nach unten in ein dort aufgehängtes Behältnis. Das waren feste Leinensäcke mit einer Breite von 25-30 cm und einer Länge von ungefähr 80-90 cm, die sich nach und nach mit Glimmer füllten. Nachdem die Säcke gefüllt waren, nahm ich sie vom Haken, an dem sie aufgehängt waren und brachte sie mit einer kleinen Karre (mit kleinen Rädern) ins Lager, das 25-30 m entfernt war. Dort wurde gewogen (20 oder 25 kg, genau kann ich mich nicht erinnern) und ich band sie mit einem speziellen Werkzeug und einem weichen Stahldraht zu, der eigens für diesen Zweck angefertigt worden war (er besaß am Ende Ringe). Nach mir führte der Meister eine Kontrolle durch und verplombte die Ringe (meines Erachtens mit einer Bleiplombe). Diese Säcke wurden im Lager gestapelt. In periodischen Abständen kam ein LKW, fuhr zur Laderampe und wir beluden mit Hilfe von Sackkarren den LKW. Wohin diese Produkte, die wir hergestellt hatten, kamen, wussten wir nicht. Später wurde uns verständlich, warum wir noch eine Fabrik, genannt Flotationsfabrik, bauten (auf dem Weg abwärts Richtung Geising auf der linken Seite). Sie war zur Nachbearbeitung des Abfallsandes (von der Halde) aus der ersten Fabrik durch Aufschwimmen des feinen Glimmerstaubes im Seifenschaum gedacht [...], ich sah diesen Prozess. Er bestand darin, in ein großes nicht so tiefes Reservoir (Bassin) Seife, die in pastösem Zustand in Fässern geliefert wurde und in der sich Splitter aus zerschlagenem Glas

42 Noch am 8.5.1945 wurde ein russisches Schlachtflugzeug IL-2 in dieser Gegend abgeschossen. Der Heckschütze konnte mit dem Fallschirm abspringen. Der Pilot fand den Tod an der Absturzstelle am Aschergraben oberhalb von Geising, die sich allerdings ca. 1,5 km nordöstlich vom Lager der Zwangsarbeiter befand (Auskunft von Horst Giegling, Geising).

befanden (ich denke, wir wussten, warum das so war), im Wasser aufzulösen. Auf den sich bildenden Schaum rieselte mit feinem breitem Strahl der getrocknete Sand aus dem Bunker. Der Schaum drehte sich langsam (ich kann mich schon nicht mehr erinnern, ob mit dem Wasser oder mit dem Behälter), an einer Stelle befand sich eine Vorrichtung, die den Schaum vom Wasser abschöpfte und ihn zum Waschen und Trocknen weiter beförderte. Bis zum Ende habe ich den Vorgang nicht beobachtet, da ich mit dem Ablauf nicht weiter befasst war. Ich wurde zur Arbeit mit einem französischen LKW-Fahrer auf einen ‚Diesel-Fomag‘ versetzt. Der LKW war alt und wurde von einem Gasgenerator angetrieben. Auf der Ladefläche, neben dem Führerhaus, stand ein zylinderförmiger Behälter, den ich früh morgens mit Birken-scheiten (Brennholz) zu füllen und hermetisch zu verschließen hatte und wo ich dann den Prozess der Erzeugung des ‚Treibstoffes‘ für den Antrieb starten musste. In meiner Verantwortung lag auch die Ladung der Akkumulatoren des LKWs. Ich war unter der Obhut des Franzosen Andrej (wie ich ihn titulierte). Wir verstanden uns untereinander sehr schlecht und so gab es oftmals ‚eins auf die Nuss‘, wie man bei uns zu sagen pflegt. Er war Kriegsgefangener aus der französischen Armee, aber lebte und arbeitete als freier Mann, d.h. ohne Aufsicht. Er war für mich und meine Handlungen verantwortlich. Zu meinen Aufgaben zählte auch das Auflegen und Abnehmen der Ketten, die im Winter bei vereisten Straßen erforderlich waren, besonders bei weiten Fahrten (z.B. nach Briks).⁴³ Wir fuhren mit Anhänger und voll beladen hatten wir Mühe und Not, den Anstieg nach Zinnwald zu schaffen. Wir fuhren auch Sand aus Zinnwald. Ich weiß nicht, wo der Sand herkam,⁴⁴ aber wir brachten ihn zur Weiterverarbeitung in die Fabrik. Wir schafften unsere Ladung in einen Bunker am Rande des Weges neben der Fabrik, wo die Schienen für den Aufzug der Loren mit dem Erz aus dem Bergwerk verliefen. Eines Tages gelang es mir nicht, die Anhängerkupplung einzuhängen, da Andrej zu schnell in Richtung Anhänger fuhr, und ich bekam von der Kuppelung (Gabel) einen heftigen Stoß. Danach bemerkte ich, dass ich einen Leistenbruch [...] hatte. Ich hatte Angst, das dem Lagerleiter (und auch Andrej) zu sagen, und ich beschloss, das selbst in die Reihe zu bekommen [...] – ohne Operation gelang es, den Bruch zu heilen, das Gewebe an der Stelle verwuchs. Heute bestätigten mir Ärzte, als ich Ihnen davon berichtete, dass in jungen Jahren so etwas durchaus möglich ist.

Es galt auch, verschiedene Arbeiten für den Chef zu erledigen. Ein nicht sehr guter und nicht sehr alter Deutscher brauchte 6 Leute von uns, um einen Holzschuppen (oder Lagerschuppen) von einem Anwesen im Zentrum Zinnwalds auf ein etwa 100 m auf dem Weg nach Altenberg entferntes Grundstück zu transportieren. Alles musste ohne Demontage und Beschädigung geschehen. Ja und dafür kamen dann an unsere Adresse solche Sprüche wie Schweine, Hunde und ähnliches. So haben wir ihn auch ‚Hund‘ genannt. Er trug Schuhe mit abnehmbaren, ledernen Stiefelschäften, das heißt bei uns ‚in Gamaschen‘. Man bekam von ihm nicht nur viele Beleidigungen zu hören, sondern auch Hand- und Fußstritte an alle möglichen Körperstellen. Aber wir hatten nur einen solchen ‚Arbeitgeber‘. Gott sei Dank.

Über das Verhältnis der deutschen Arbeiter und Vorgesetzten kann ich nur ausgehend von meinen eigenen Beobachtungen etwas sagen. Im Bergwerk begleitete uns ein und derselbe Mensch, er sprach fast nichts, es sei denn über die Arbeit. Er trieb uns nicht besonders an (wir schoben die Loren mit dem Gestein), aber er forderte die strenge Einhaltung des Transportplanes im Abbau, wo die Loren bereits mit Gestein beladen waren, und beim Rücktransport zur Fabrik, wo der Arbeitsablauf bei der Gesteinsbearbeitung nicht unterbrochen werden durfte. Bei mir gab es einen Zwischenfall, als eine Lore aus den Schienen sprang und es meinem Partner und mir nicht gelang, sie wieder aufzustellen. Er drängelte und fluchte natürlich. Damals erkrankte ich auch. Die Leitung hatte mit uns praktisch keinen Kontakt.

In der ganzen Zeit meiner Arbeit kann ich mich an drei Besuche der Doktoren Waida⁴⁵ und Aulich⁴⁶ erinnern (sie kamen immer zu zweit, der erste ein großer dünner mit Brille, mehr ein Melancholiker, der zweite von kleinem Wuchs, auch mit Brille und sehr lebhaft, rannte immer vor dem ersten her und blickte sich nach ihm um, den Blick von unten nach oben gerichtet). Sie verkehrten mit den Meistern. Der eine Meister hieß Bellmann (er machte oft ein Nickerchen neben dem Drehrohrofen), vom zweiten weiß ich den Namen nicht mehr. Die Meister gingen nie grob mit uns um, es sei denn, dass es zu Störungen im Produktionsprozess kam (ich meine in der Fabrik). Am meisten hatten wir mit Becker⁴⁷ zu tun, einem Alten, der nicht weit von der Fabrik Richtung Zinnwald wohnte. Er fragte nach unserer Verpflegung, und wenn wir ihm sagten, dass man uns mit Kohlrabi gefüttert hätte, dann meinte er scherzhaft: ‚Der hat viel Vitamine‘ (natürlich auf Deutsch). Und zum Ende des Krieges (offensichtlich wusste er vom Kriegsver-

43 Most im böhmischen Braunkohlenbecken (früher: Brüx).

44 Noch bevor die große Sandhalde in der Ortslage Zinnwald Ende 1942 völlig verarbeitet war, fiel ab 1942 an der neuen Aufbereitung am Militärschacht und in der damit verbundenen Moritzwäsche eine allerdings viel zu geringe Menge an frischem Haldensand mit Lithiumglimmer an.

45 Dr. Walther war bis zu seiner Flucht Anfang Mai 1945 aus Zinnwald verantwortlicher Betriebsleiter der Glimmerfabrik.

46 Dr. Willi Aulich, Betriebstechnologe, war zuletzt Werksverwalter der Glimmerfabrik. Er wurde am 17.8.1945 auf Veranlassung des sowjetischen Kreiskommandanten von Dippoldiswalde verhaftet.

lauf), fragte er uns nach den Frösten in Sibirien!!? Ich denke, die Beziehungen waren normal [...]. Über die Kriegsgefangenen der Roten Armee in Altenberg weiß ich nichts.“

Kriegsende

„In Erinnerung geblieben ist uns allen auch die letzte Nacht vor unserer Befreiung durch die sowjetische Armee. Das Ende des Krieges kam für uns unerwartet. Ich schrieb schon früher, dass wir, als das sowjetische Flugzeug über Zinnwald abgeschossen wurde, daran zu glauben begannen, dass die Gerüchte über ein Kriegsende nicht unbegründet sind. Ich kann mich nicht genau erinnern, war es in dieser Nacht oder der darauf folgenden, als wir beschlossen, nicht in den Baracken zu übernachten, sondern im Transformatorhäuschen. Diesen Beschluss fassten wir wegen des Verkehrs auf dem Weg aus Geising nach Zinnwald: Autos, Soldaten und Zivile verschiedenster Art waren in einer dichten Schlange unterwegs. Wir hatten Angst, dass uns zurückweichende Soldaten erschießen könnten. Wir hatten Schlüssel nachgemacht und quartierten uns dort zur Übernachtung ein. [...] Ich kann mich auch noch daran erinnern, dass in Zinnwald, ich glaube in einer Gaststätte, eine russische Frau arbeitete, die sich mit einem Jungen und uns in der letzten Nacht vor unserer Befreiung in der Transformatorstation versteckt hatte [...]. Nachts hörten wir im Wald laute Gespräche zwischen deutschen Soldaten. Wir gaben kein Lebenszeichen von uns. Am Morgen (ich denke es war der 8. Mai) hörten wir uns vorsichtig um, was in der Nähe des Häuschens vor sich ging. Die etwas tapferen Jungs öffneten die Tür und wir sahen auf dem Weg verlassene Autos. In ihrer Nähe war niemand zu sehen und so gingen wir ins Freie. Ohne Angst gingen wir zu den Fahrzeugen, öffneten sie und bedienten uns. Da gab es alles, was hungrige Leute gebrauchen konnten. Ungefähr nach zwei Stunden näherten sich uns auf dem Weg an der Trafostation, aus Richtung Zinnwald kommend, zwei Motorräder mit sowjetischen Soldaten. Wir stürzten natürlich auf sie zu, umarmten und küssten uns. Das dauerte nicht lange, denn sie fragten uns, wo sich hier das unterirdische Armeelager befindet. Das konnten wir auf Anhieb nicht sagen, dann erinnerte sich jemand an die Aufschrift, die wir im Bergwerk gesehen hatten. Wir zeigten ihnen den Eingang ins Bergwerk, und sie fuhren mit den Motorrädern hinein. Nach einiger Zeit kamen sie von dort mit Kartons, auf denen „Für deutsche Soldaten“ stand, zurück. Da gab es auch kleinere Schachteln mit Konfekt, Schokolade,

Kekschen und noch andere Sachen. Dabei haben sie uns auch erzählt, dass sich in dem Haus, an welchem der Weg von der Trafostation nach Zinnwald vorbeiführt, ein Lift befindet, mit dem man die Versorgungsgüter in das Lager beförderte. Dieser Tag verlief für uns fröhlich – wir hatten uns satt gegessen. Dann kamen einige Soldaten mit einem Offizier zu uns, die uns informierten, wie es mit uns weitergehen soll. Sie erzählten über das Leben in der UdSSR, wobei über ein Ende des Krieges noch nichts bekannt war. Die Soldaten verbrachten die Nacht mit uns gemeinsam, teils auf dem Hof, teils in den Baracken. Erst nachts wurden wir von Schüssen aufgeweckt – es schossen Soldaten, die von irgendwo her vom Ende des Krieges erfahren hatten. Es war ein sonniger und heißer Tag, wir begannen uns für den Weg nach Dresden vorzubereiten, wo wir dann für eine organisierte Evakuierung eingeteilt werden sollten, wie uns der Offizier erklärte. Am nächsten Tag verließen wir unsere zeitweilige Unterkunft in Zinnwald. Wir gingen in Gruppen, meistens entsprechend unserem Geburtsort – wie Landsleute. Ich war in einer vierköpfigen Gruppe. Wie ich schon erwähnte – Richtung Dresden. Man kam schwer voran – entgegen kam die Rote Armee: Autos, Lastwagen mit Anhängern, Kriegsgerät, Versorgungsfahrzeuge usw. Man konnte nur an der Seite gehen, obwohl auch dort Wagen mit Hausrat unterwegs waren. Alles wälzte sich Richtung Zinnwald, aber wir nach Geising und weiter. Wir hatten nur die notwendigsten Dinge für unterwegs dabei. Irgendwo auf halbem Weg nach Dresden mussten wir in einem kleinen Haus auf der zweiten Etage übernachten (weiß nicht mehr, wie das Städtchen hieß). Als wir rein gingen, waren keine Bewohner da. Wir fanden dort alles, was zum Essen gebraucht wurde und so machten wir das dann auch. Als wir aufwachten und weitergehen wollten, bemerkten wir, dass wir eingeschlossen waren. Wir begannen zu klopfen und die aufgeschreckten Hausbewohner öffneten uns und entschuldigten sich, weil sie nicht mitbekommen hatten, dass es in ihrem Haus nicht geladene Gäste gibt. An diesem Tag erreichten wir am Abend Dresden. Sowjetische Verkehrsposten von der Armee schickten uns zum Sammelpunkt für Ostarbeiter.“⁴⁸

Heimkehr

„Dort wurden wir nach Geschlechtern getrennt, die Frauen extra und die Männer kamen in die Verantwortung der Armee. Dort bekamen wir als Abendessen Trockennahrung und einen Platz zum Übernachten. Am nächsten Tag wurde

47 Michael Becker war Vorarbeiter und stammte aus Zinnwald. Er fungierte auch nach der Entlassung der gesamten deutschen Belegschaft am 30.9.1945 noch als „Betriebsleiter“ bis zur Werksdemontage auf Veranlassung der sowjetischen Besatzungsmacht (Abschluss der Demontage: Anfang November 1945).

48 SächsBA – 40092 Nr. 174, S. 367. Die Suche nach den vielen Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen wurde mit Befehl des Obersten Chefs der Sowjetischen Militärverwaltung, des Oberkommandos der Gruppe der Sowjetischen Besatzungstruppen in Deutschland Nr. 163 vom 7.12.1945 angeordnet und sämtliche Zwangsarbeiter als sogenannte *Displaced Persons* erneut in Lagern untergebracht. Sowjetbürger wurden ohne Rücksicht auf ihre eigenen Wünsche „repatriiert“ und in die Sowjetunion zurückgebracht. Dort kamen sie in Filtrationslager des Geheimdienstes NKWD. Befehl Nr. 00474 des NKWD vom 14.5.1945 regelte die Überprüfung der von den Alliierten und der Roten Armee befreiten Sowjetbürger. Wer nach Einschätzung des Geheimdienstes schwer belastet war, wurde zu Zwangsarbeit in einem sowjetischen Lager (oftmals im Bergbau) für die Dauer von bis zu 25 Jahren verurteilt. Betroffen waren davon bis März 1946 ca. 294.000 Personen.

unser Quartett auseinander gerissen und ich wurde, kleinwüchsig und von schwachem Körperbau, in ein Reserveregiment eingeteilt. Dort durchliefen wir eine Sonderbehandlung, meines Wissens durch drei „Spezialisten“, danach begann für uns die Grundausbildung.⁴⁹ Zusammen mit einer großen Anzahl von „Ostarbeitern“ kamen wir von Dresden aus als Angehörige des 361. Reserveregimentes zu Fuß auf dem Territorium der UdSSR an (Ukraine, Wolynskij Nowograd).⁵⁰ Wir waren über zwei Monate unterwegs. Nach der Archivauskunft war das am 18. Juli 1945. Wir waren anfangs in Zelten untergebracht, später in Armeekasernen. Wir wurden für den Armeedienst als zukünftige Soldaten für den Krieg gegen Japan ausgebildet. Da aber das Ende des Krieges mit Japan schon abzusehen war, wurde unser Regiment aufgelöst, und ich wurde zusammen mit einer Kompanie ins Rostower Gebiet zur Wiederinbetriebnahme von Schachtanlagen geschickt. In der zweiten Augushälfte 1945 traf unsere Kompanie im Dorf Michajlovskij ein, wo sich zwei Kohlebergwerke befanden. In einem von ihnen (Nr.11) begann ich ab Ende August als Bergmann zu arbeiten. Der Schacht war 120 m tief. Eine Weile, solange, bis wir uns eingearbeitet hatten, wurden wir noch vom Kompaniechef beaufsichtigt. Ich wohnte in genau so einer Holzbaracke (man nannte sie Finnhütten) wie in Zinnwald. Im Zimmer waren wir etwa 12-14 Leute. Wir arbeiteten in Wechselschicht, d.h. drei Schichten zu je 8 Stunden mit keinen festen freien Tagen. Zu diesem Zeitpunkt erfuhren wir, dass man uns als Repatriierte eingestuft hatte, und diesen Makel benutzte man besonders gern, wenn man uns beleidigen wollte. Sogar die einheimische Bevölkerung benutzte diese Bezeichnung noch lange Zeit. Ich glaube, dass ich im Leben Glück gehabt habe, viele von uns hat man in den Fernen Osten und nach Sibirien gebracht, ich war wenigstens näher zu meinem Vaterhaus. Unter Tage hatte ich es wegen meiner Erfahrung aus dem Bergwerk in Zinnwald nicht so schwer.“

Petro Gorbarenko arbeitete bis zum 1. September 1948 als Bergmann im Rostower Gebiet unter Tage. Er wurde zum Studium an einer Bergbaufachschule entlassen, für das er sich beworben hatte. Dieses Studium musste er wegen der finanziell schwierigen Situation seiner Familie abbrechen. Er schlug sich in Kiew mit Gelegenheitsarbeiten durch, um Geld für die Verwirklichung seines Jugendtraumes zu verdienen. Eine Ausbildung zum Flugzeugkonstrukteur wurde ihm wegen seiner Personalakte verweigert, so dass er zurück nach Charkow ging und am 18. Februar 1949 eine Dreherlehre in einer Werkzeugmaschinenfabrik begann.

Im Lehrlingswohnheim lernte er Lydia kennen (die zuvor ebenfalls im Kohlebergbau unter Tage gearbeitet hatte). Die beiden heirateten 1950 und wohnten in einem 9 m² großen Zimmer einer 3-Raum-Wohnung, die einer allein stehenden Frau gehörte, „d.h. mit noch zwei Familien als Nachbarn. Und so begann mein Leben mit Lidija in diesem kleinen Zimmer.“

Dieses „Wohnraumprivileg“ bekam Gorbarenko als vorbildlicher Arbeiter auf Vermittlung des Betriebsdirektors. Tochter Lusja wurde 1951 geboren, Tochter Ira 1958. Zwischen 1953 und 1958 studierte Petro Gorbarenko neben seiner Arbeit an einer Abendfachschule für Maschinenbau, wurde Entwicklungsingenieur im Technologielabor des Betriebes und leitete bis 1973 dieses Labor. Im selben Jahr bekam die Familie endlich eine eigene Wohnung. Danach war Gorbarenko bis zur Rente 1987 Vertreter des Haupttechnologien. Im Rentenalter arbeitete er, hauptsächlich aus finanziellen Gründen, im Werkzeugbau weiter und bis zum Jahr 2000 wieder in der Technologie. 2002 schrieb Gorbarenko an Barsch: „[...] P.S. Wolfgang und Elke! Ich hoffe, dass Sie aufgrund meiner Briefe glauben, dass ich in Zinnwald lebte und in der Fabrik arbeitete? Oder?“⁵¹

Das Projekt „Nachweisbeschaffung für ehemalige NS-Zwangsarbeiter“ endete 2004. Entschädigt wurden bis 2007 insgesamt 856.402 Personen aus der ehemaligen Sowjetunion, darunter 465.672 Ukrainer. Die Höhe der Entschädigungen richtete sich nicht nur nach der Schwere der Lagerbedingungen, sondern auch nach dem Herkunftsland und wieder waren „Tarife“ der Ostarbeiter niedriger als die der Fremdarbeiter aus dem Westen.⁵²

Petro Gorbarenko war insgesamt 604 Tage als Zwangsarbeiter im Deutschen Reich, konnte selbst aber nur ein Befragungsprotokoll aus dem Jahr 1946⁵³ vorlegen: „Um nun zu bestätigen, dass ich dort gearbeitet habe, füge ich ein Schriftstück aus dem Archiv des Kirowgrader Bezirkes [...] bei, in dem der Bericht der Eingliederungskommission vom 22. April 1946 dokumentiert ist, wonach entsprechend dem Fragebogen des Heimkehrers vom 3. Januar 1946 und dem Befragungsprotokoll vom 30. März 1946 über die Mobilisierung am 19. August 1943 und das Eintreffen in Dresden, ich seit dem 12. September 1943 in Zinnwald in der Glimmerfabrik als Hilfsarbeiter beschäftigt war, am 09. Mai 1945 befreit wurde und am 18. Juli 1945 in die UdSSR zurückkehrte.“⁵⁴ Bis zum 6. Mai 1945 hatte das Werk Lithiumglimmer-Konzentrate geliefert. Die Anlagen wurden 1945 auf Befehl der SMAD demontiert und in die Sowjetunion abtransportiert.

49 Laut Befehl Nr. 00474 des NKWD vom 14.5.1945, der die Überprüfung der von den Westalliierten oder der Roten Armee befreiten Sowjetbürger vor der Rückkehr in die Heimat regelte, gehörte Petro Gorbarenko zu den „Männern im Einberufungsalter [...], die nicht verdächtig erscheinen.“ Diese waren dem Militärkommando zu stellen.

50 Dienstpflichtig waren die Jahrgänge 1922-1926. Die meisten Ostarbeiter traten zu Fuß den „Heimweg“ an. Vgl. Vögel, S. 198.

51 Brief von Petro Gorbarenko vom 10.10.2002.

52 Vgl. www.zwangsarbeit-archiv.de. Aus dem Gesamtfonds von rund 4,6 Mrd. Euro zahlte die Stiftung EVZ Entschädigungen insbesondere an ehemalige KZ-Häftlinge und an deportierte mittel- und osteuropäische Zivilarbeiterinnen und Zivilarbeiter. Über 1,6 Millionen Überlebende erhielten einmalige Zahlungen, die je nach Herkunftsland und Schwere der Lagerbedingungen differierten. KZ- und Ghetto-Häftlinge erhielten den Maximalbetrag von 7.669 Euro (Kategorie A), Inhaftierte in Arbeiterziehungslagern und sogenannten „anderen Haftstätten“ bekamen zwischen 3.068 und 7.669 Euro. Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter in der Industrie in der Regel 2.556 Euro (Kategorie B). Im Herbst 1944 waren 8,2 Millionen Ausländer in Deutschland beschäftigt. Dies entsprach 30 % der werktätigen Bevölkerung. Vgl.: Der Reichseinsatz – Zwangsarbeiter in Deutschland, Dokumentarfilm, 1993.

53 Befehl Nr. 00474 des NKWD vom 14.5.1945.

54 Die Kopie war dem Brief von Petro Gorbarenko vom 10.10.2002 beigelegt.

- 55 Plausibilitätsbescheinigung vom 2.12.2002. Über diese Möglichkeit hatte Petro Gorbarenko aus der Presse erfahren und an Wolfgang Barsch auszugewiesen den „Leitfaden über die Kompensationszahlungen für ehemalige Zwangsarbeiter“ geschickt. Vgl. Brief von Petro Gorbarenko vom 10.10.2002. Auch die Archive konnten Plausibilitätsbescheinigungen anhand der Aktenlage ausstellen. Von den insgesamt 400.000 Prüfungsvorgängen konnten letztlich nur 40.000 (10%) positiv geprüft werden. Vgl.: Dr. Jörg Ludwig (SMI): Projekt „Nachweisbeschaffung für ehemalige NS-Zwangsarbeiter“ in Sachsen erfolgreich abgeschlossen, in: Sächsisches Archivblatt H2/2004, S. 12–14.
- 56 Briefe von Petro Gorbarenko vom 14.3.2003 und vom 16.10.2004.
- 57 Brief von Petro Gorbarenko vom 19.10.2009.
- 58 Vgl. www.stiftung-evz.de.

Petro Grigorovitch Gorbarenko im Kreis seiner Familie, 2011.

Trotz aufwändiger Archiv-Recherchen konnte darüber hinaus kein konkreter Nachweis erbracht werden, so dass Wolfgang Barsch im Namen des Besucherbergwerkes „Vereinigt Zwitterfeld zu Zinnwald“ eine Plausibilitätsbescheinigung für Petro Gorbarenko ausfertigte, die schließlich von der ukrainischen Hilfsorganisation und der Stiftung EVZ akzeptiert wurde.⁵⁵ Man billigte Petro Gorbarenko 2.198,56 € Entschädigung zu, die Auszahlung erfolgte 2003/2004 in zwei Raten.⁵⁶ Die Zeit als Zwangsarbeiter in der Ukraine wurde wegen fehlender Nachweise nicht angerechnet. Seine reguläre Altersrente betrug zu diesem Zeitpunkt umgerechnet 53 €, so dass er weiter arbeiten musste, um seinen Lebensunterhalt zu sichern. Nach Erhalt der Entschädigungszahlungen schrieb er: *„Jetzt ‚genieße‘ ich das Rentnerdasein unter den Bedingungen der weltweiten Krise. Bei Bedarf repariere ich Sanitärtechnik, Elektrik, Schuhe, Möbel, Türen und Fenster – also all das, was nach längerem Gebrauch kaputt geht [...]“*⁵⁷ Zum 10-jährigen Bestehen der Stiftung EVZ resümierte die Bundeskanzlerin Angela Merkel: *„Die eindrucksvolle Arbeit der Stiftung spiegelt sich in der Abschlussbilanz der Auszahlungen wieder. Über 1,6 Millionen Menschen in fast 100 Ländern erhielten unbürokratisch und schnell Leistungen von rd. 4,4 Mrd. € [...]“*⁵⁸

Für die Bergbaubetriebe in Goslar und Zinnwald kann auf Grund der vorliegenden Berich-

te und Dokumente gesagt werden, dass ohne das private Engagement der deutschen Kontaktpersonen eine Entschädigungszahlung an die wenigen Ostarbeiter, die sich gemeldet hatten, kaum zustande gekommen wäre. In Zinnwald waren das zwei. Für die verbleibenden 47 beim Einwohnermeldeamt Geising am 17. September 1943 angemeldeten ukrainischen Zwangsarbeiter verfielen vermutlich die Ansprüche auf Entschädigung.

Die bei den Recherchen gemachten Erfahrungen und die Berichte der Zwangsarbeiter hinterließen tiefe Spuren bei den unmittelbar Beteiligten und Helfern – in Goslar, wie in Zinnwald. Bewegt von Gorbarenkos Schicksal hat Elke Herrmann, Wolfgang Barschs Ehefrau, die vielen Briefe ihren Schülern im Altenberger Gymnasium als anschaulichen Geschichtsunterricht weitergegeben. In dankenswerter Weise waren zunächst Gunter Baumann aus Berlin und seit Oktober 2004 Frau Dr. Sieglinde Dittmann aus Dresden jahrelang unermüdlich als Übersetzer der Korrespondenz behilflich. Horst Giegling aus Geising hat das Gelände untersucht und Fundstücke geborgen. Dr. Rainer Sennewald (Freiberg) fertigte die Lageskizzen von Lager sowie Glimmerfabrik an und begleitete die Rechercharbeit. Zu Petro Gorbarenkos 85. Geburtstag ist die gesamte Familie bei ihm zusammengekommen – das Familienfoto trifft mit vielen Grüßen von allen in Geising ein – bei Freunden.



Der Nachlass von Rudolf Mauersberger in der SLUB Dresden

Marina Lang

Werke des Kreuzkantors Rudolf Mauersberger (1889–1971) werden bis heute regelmäßig aufgeführt und natürlich auch verlegt. So kann die Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden stolz sein, die Notenmanuskripte aus dem Nachlass des Komponisten ihr Eigen nennen zu können.

Es gibt viele Fachbereiche in der Bibliothek, in denen man Materialien zu Rudolf Mauersberger entdecken kann. Dazu zählen Noten, Bücher, Zeitschriften, Bilder und Tonträger.¹ Die Bibliothek ehrte ihn und seinen umfangreichen Nachlass 2014 anlässlich seines 125. Geburtstages mit einer Webseite.² Darüber hinaus gab es eine Kabinettsausstellung zum kompositorischen Nachlass, die von Oberlandeskirchenrat i.R. Dr. Christoph Münchow, einem ehemaligen Kruzianer unter Mauersberger, gestaltet und von mehreren Fachvorträgen begleitet wurde.

Rudolf Mauersberger fühlte sich stets seinen erzgebirgischen Wurzeln verbunden. Sein Elternhaus blieb der wichtigste Rückzugsort zum Komponieren und Zufluchtsort in schwierigen Zeiten. Im Berufsleben folgte er einem inneren Ehrgeiz und einer hohen Leistungsbereitschaft, die ihm während seiner 41 Jahre dauernden Amtszeit (1930–1971) als 25. Evangelischer Kreuzkantor in Dresden antrieben. Darunter fielen nicht einfache Jahre während der Zeit des Nationalsozialismus und das unmittelbare Erleben der Bombardierung und Zerstörung Dresdens am 13. Februar 1945. Mauersberger prägte den Chor wie kein anderer vor ihm und führte ihn zu einer nie zuvor erreichten Leistungshöhe. Deshalb verehren und schätzen ihn Kruzianer bis zum heutigen Tag.

Aus seinem Leben

Rudolf Mauersberger wurde am 29. Januar 1889 in Mauersberg geboren. Sein Vater war der Kirchschullehrer Oswald Mauersberger. Dieser legte bei seinen Söhnen Rudolf und



Rudolf Mauersberger am Flügel, 1962, Foto: SLUB, Deutsche Fotothek.

Erhard (1903–1982), der später als 14. Thomaskantor in Leipzig wirkte, selbst die musikalischen Grundlagen. Die weitere Ausbildung erfolgte im Königlichen Lehrerseminar in Annaberg. Von 1912 bis 1914 studierte Rudolf Mauersberger am Königlichen Konservatorium in Leipzig bei dem Thomasorganisten Karl Straube (1873–1950), dem Klavierpädagogen Robert Teichmüller (1863–1939) und bei Stephan Krehl (1864–1924), Lehrer für Musiktheorie und Komposition. Großen Einfluß auf Mauersberger hatte der am Königlichen Konservatorium in Leipzig tätige Komponist Prof. Max Reger (1873–1916).

1914 wurde Mauersberger für seine kompositorischen Leistungen mit dem Nikisch-Preis geehrt. Seine erste Kantorenstelle in Lyck (Ostpreußen) musste er aufgrund des Ersten Weltkrieges wieder aufgeben. Den Kriegsdienst versah er als Militärmusikleiter von 1915 bis 1918 in Bad Lausick. Von 1919 bis 1925 war er Leiter des Bachvereins und Organist am Städtischen Konzerthaus in Aachen. Das Vokalwerk Johann Sebastian Bachs stand ab 1923 im Mit-

1 Weitere Informationen unter: <http://www.slub-dresden.de/startseite/>.

2 <https://www.slub-dresden.de/entdecken/musik/musikhandschriften/musiknachlaesse/>

telpunkt aller kirchenmusikalischen Konzerte, die Rudolf Mauersberger mit dem Bachverein veranstaltete. Bereits 1919 baute er in Aachen einen Kinderchor auf, der mit dem Chor des Bachvereins musizierte. Talentierte Knaben aus dem Kinderchor setzte er auch solistisch ein.

Am 1. August 1925 begann Rudolf Mauersberger seinen Dienst als Landeskirchenmusikwart Thüringen und zugleich als Kantor an der Georgenkirche in Eisenach. In seiner Funktion als Landeskirchenmusikwart arbeitete er an einem einheitlichen Thüringer Gesangbuch und einem dazugehörigen Orgelbegleitbuch.

Das Amt des Dresdner Kreuzkantors trat Rudolf Mauersberger am 1. Juli 1930 an. Das Repertoire des Chores war geprägt von Werken alter Meister und Kompositionen aus dem 19. Jahrhundert. Die zeitgenössische Musik fehlte überhaupt. Der Kreuzkantor stellte sich dieser Aufgabe und fortan erklangen Werke von Günter Raphael (1903–1960), Ernst Pepping (1901–1981), Hugo Distler (1908–1942), Wolfgang Fortner (1907–1989), Kurt Thomas (1904–1973) u. a. Über 75 Ur- und Erstaufführungen gab es bis 1937. Daneben wurden Kompositionen alter Meister wiederentdeckt, insbesondere die Werke von Heinrich Schütz (1585–1672) und die Kompositionen von Johann Sebastian Bach (1685–1750). Die Dresdner Philharmonie begleitete den Kreuzchor als „Hausorchester“. Ab 1932 unterrichtete Rudolf Mauersberger auch Orgelspiel am Konservatorium. Mit Wirkung vom 1. Mai 1933 wurde Mauersberger Mitglied der NSDAP. 1937 erfolgte seine Ernennung zum Professor.

Während einer Tournee mit dem Kreuzchor durch die USA im Jahre 1938 wütete in Deutschland gerade der Terror gegen die Juden. Eine Emigration kam für Mauersberger jedoch nicht in Frage, da er sein Amt als Kreuzkantor nicht aufgeben wollte. Beschränkungen durch die Nazis versuchte er geschickt zu umgehen. Sein Glaube an Gott und seine Liebe zu seiner erzgebirgischen Heimat bestärkten ihn in seiner Entscheidung. 1936 führte er für den Kreuzchor zu Weihnachten die Christmette und 1941 die Ostermette ein. Damit hatte Mauersberger Elemente seiner Heimat in die Großstadt verpflanzt. 1944 komponierte er den „Weihnachtszyklus der Kruzianer“ nach Texten von Kurt Arnold Findeisen (1863–1963). „Bergmann, Engel, Nussknacker und Zappelmann“ führen in diesem Werk den Hörer in eine weihnachtliche Spielzeugwelt. Diese musikalischen Ereignisse boten dem Kreuzkantor die Möglichkeit, eine sinnstiftende Antwort auf die immer brutaler werdende

Realität zu finden. Seine schweren seelischen Bedrängnisse setzte er in einer eigenen Komposition um – dem „Dresdner Te Deum“. In den Krisen- und Kriegsjahren ab 1940 drängte es Mauersberger immer mehr zum Komponieren. Unmittelbar nach der Zerstörung Dresdens am 13. Februar 1945 floh Rudolf Mauersberger ins Erzgebirge, wo er den Trauerhymnus „Wie liegt die Stadt so wüst“ mit Worten aus den Klageliedern Jeremiae komponierte: *„Wie liegt die Stadt so wüst, die voll Volks war. Alle Tore stehen öde. Wie liegen die Steine des Heiligtums vorn auf allen Gassen zerstreut. Er hat ein Feuer aus der Höhe in meine Gebeine gesandt und es lassen walten. Ist das die Stadt, von der man sagt, sie sei die allerschönste, der sich das ganze Land freuet? Sie hätte nicht gedacht, dass es ihr zuletzt so gehen würde; sie ist ja zu gräulich heruntergestoßen und hat dazu niemand, der sie tröstet. Darum ist unser Herz betrübt, und unsere Augen sind finster geworden. [...]“*³

Dieses erschütternde Werk wurde am 4. August 1945 in den Trümmern der Kreuzkirche uraufgeführt. Der Kreuzchor hatte seine Spielstätte und sein Alumnat verloren. Für oratorische Aufführungen wurden zwischenzeitlich die Auferstehungskirche Dresden-Plauen und die St. Martin-Kirche in Dresden-Neustadt (Garnisionskirche) genutzt. In seiner Freizeit komponierte Mauersberger weiter für den Kreuzchor. Er nahm dafür immer mehr die Hilfe von Erna Hedwig Hofmann (1913–2001) in Anspruch, die dann später bis zu seinem Tode 1971 seine engste Mitarbeiterin wurde. Mauersberger hat wie kein anderer das Schicksal der jahrhundertealten Musikstadt im Trauerhymnus „Wie liegt die Stadt so wüst“, im „Dresdner Requiem“, im „Dresdner Te Deum“ und im „Zyklus Dresden“ verarbeitet. Andere Werke der Nachkriegszeit widmeten sich der Schönheit der gottgeschaffenen Natur, wie die „Geistliche Sommermusik“ oder dem Kreuzestod Christi, wie die „Lukaspassion“ oder die „Christvesper“.

Der Chor unternahm nach dem Zweiten Weltkrieg viele Tourneen, wobei oft abenteuerliche Transportmittel genutzt wurden. Rudolf Mauersberger setzte sich mit ganzer Kraft für den Wiederaufbau der Kreuzkirche ein, die am 13. Februar 1955 – zehn Jahre nach ihrer Zerstörung – wieder eingeweiht werden konnte. Zu diesem Anlass erklang das „Dresdner Requiem“, welches Mauersberger im Sommer 1947 als Entwurf begonnen und 1948 vollendet hatte.⁴ Mit diesem Werk schuf Mauersberger eine evangelische Totenmesse, die er den Opfern des Zweiten Weltkrieges widmete.

3 Auszug aus dem Beginn des Werkes „Wie liegt die Stadt so wüst“ von Rudolf Mauersberger.

4 Mauersberger bearbeitete dieses Werk über viele Jahre, wobei die letzte Fassung aus dem Jahre 1961 stammt.



Autograph des Werkes „Wie liegt die Stadt so wüst“ von Rudolf Mauersberger (RMVV 4/1) 1945, SLUB: Mus.11302-C-500.



Autograph des „Dresdner Requiem“ von Rudolf Mauersberger, Seite 23, SLUB: Mus.11302-D-505,1.

In der Kreuzkirche wurde auf Initiative von Mauersberger eine Heinrich-Schütz-Gedächtniskapelle errichtet. Bereits 1947 waren die Kreuzianer in das Gebäude auf der Eisenacher Straße gezogen, das sie noch heute nutzen. Als die Komponierphasen im Heimatort nachließen, widmete sich Mauersberger der Wiedererrichtung der Friedhofskapelle in Mauersberg und der Familiengruft. Die finanziellen Mittel dazu entnahm er aus der Zuwendung des 1950 erhaltenen Nationalpreises der DDR.

Höhepunkte der Arbeit mit dem Kreuzchor waren u. a. das von Mauersberger ins Leben gerufenen Internationale Heinrich-Schütz-Fest in Dresden (1955-1970), die Teilnahme an Kirchenmusiktagen in Leipzig und Berlin, Auslandsreisen nach Finnland, Frankreich, Österreich, Polen, Rumänien, in die Schweiz und die Tschechoslowakei, nach Schweden und Ungarn, sowie die bis 1960 jährlich stattfindenden Gastspiele in Westdeutschland.

Einen wesentlichen Teil seiner Lebenskraft widmete Mauersberger dem damals selten aufgeführten Komponisten Heinrich Schütz (1585–1672). Zwischen 1962 und 1970 produ-

zierte Mauersberger mit dem Kreuzchor über 16 Schallplatten mit Werken dieses alten Meisters. Dazu zählen die Gesamtaufnahmen von „Geistlicher Chormusik“ und die „Cantiones sacrae“. In den letzten Lebensjahren führte er Schütz-Werke mit historischen Instrumenten auf. Interpreten waren u.a. die „Capella fidicina“ unter Leitung von Hans Größ (1929–2001). In den fünfziger und sechziger Jahren stellte Mauersberger auch neue, experimentelle Werke zeitgenössischen Komponisten vor. Dazu gehörten Werke von Willy Burkhard (1900–1955), Günter Bialas (1907–1995), Benjamin Britten (1913–1976), Hans Werner Henze (1926–2012) u.a. Bis ins hohe Alter war Mauersberger dem Neuen gegenüber aufgeschlossen und gab auch jungen, unbekanntem Komponisten eine Chance.

Der Kreuzchor stand im Spannungsfeld zwischen sozialistischem Staat und evangelischer Kirche. Die Finanzierung des Chores war zwischen Staat und Kirche geteilt: zwei Drittel der Gelder stammten vom Staat und ein Drittel wurde von der Kirche beigesteuert. Deshalb waren die Kreuzianer verpflichtet, auch bei

politischen Veranstaltungen zu singen und Konzerte zu geben. Dazu kamen die Gottesdienste und allwöchentlichen Samstagsvespern. Damit war der Klassenkampf an der Kreuzschule zum Alltag geworden und stellte eine große Herausforderung für die jungen Sänger und ihren Chorleiter dar. Durch die enorme musikalische Qualität des Chores wurde er jedoch vom Staat auch stark protegiert und gefördert, sodass beispielsweise 1961 die erste Fernsehübertragung des Bachschen „Weihnachtsoratoriums“ durch den Kreuzchor gestaltet werden konnte.

Einige namhafte Komponisten, Dirigenten und Sänger sind aus dem Kreuzchor hervorgegangen. Dazu gehören u.a. Friedrich Goldmann (1941–2009) und Udo Zimmermann (*1943), der Dirigent Hartmut Haenchen (*1943), Thomasorganist Karl Richter (1926–1981), der Gründer des Windsbacher Knabenchores Hans Thamm (1921–2007), der Gründer des Knabenchores Dresden Manfred Winter (*1935) und die Sänger Theo Adam (*1926) und Peter Schreier (*1935).

Rudolf Mauersberger verstarb am 22. Februar 1971 in Dresden kurz nachdem er sein „Dresdner Requiem“ in der Kreuzkirche dirigiert hatte. Am 28. Februar fand die Beisetzung in der Gruftkapelle Mauersberg statt. Im September 1973 wurde in Mauersberg mit Gegenständen aus seinem Privatbesitz ein Museum eröffnet.

Wie gelangte der Nachlass in die SLUB?

Unmittelbar nach dem Tode Rudolf Mauersbergers bemühte sich die Sächsische Landesbibliothek Dresden 1971 um die Erwerbung des Nachlasses. Die Verhandlungspartner für die Sächsische Landesbibliothek waren Herr Dr. Wolfgang Reich, Leiter der Musikabteilung und Reinhard Haida, der spätere Leiter der Mediathek. Zunächst erfolgte die Sicherstellung der Mauersberger Autographen in der Kreuzschule. Es handelte sich um 58 geistliche Werke und 16 Mappen mit weltlichen Werken. Dieses Material wurde zunächst unter Verschluss genommen. Weitere Autographen verwahrte Erna Hedwig Hofmann. Darüber hinaus gab es eine Schallplattensammlung deren Verbleib ungeklärt blieb. 1972 erhielt Herr Haida die Vollmacht, alle Maßnahmen zu treffen, um den Nachlass von Mauersberger zusammenzutragen. Teile des Nachlasses entdeckte man 1973 in den Archivbeständen in Mauersberg. Im Sommer 1973 erfolgte der Ankauf der Materialien für die Sächsische Landesbibliothek. 1989 konnten weitere Mauers-

berger-Noten vom Kirchenchor Georgen in Eisenach angekauft werden.

Der Nachlass

1991 erschien ein Werkverzeichnis zum Rudolf-Mauersberger-Nachlass der SLUB.⁵ Darin sind folgende Werke enthalten:

- autographe Vokalwerke (vorwiegend ab 1930), die in der Notenbibliothek des Kreuzchores aufbewahrt wurden
- Autographe von Werken, die nicht zum Repertoire des Kreuzchores gehörten und größtenteils zwischen 1912 und 1930 entstanden waren
- weitere Autographen aus seinem Frühschaffen und der Kreuzkantorenzeit
- Kopien von Autographen, die nicht mehr im Besitz von Mauersberger waren
- Fotokopien von Partitur-Abschriften und Stimmen aus dem Notenfundus des Kreuzchores, sowie des Bachchores und Georgenchores in Eisenach.

Insgesamt sind in der SLUB 253 Autographe, 22 Abschriften, 14 Kopien von Autographen und 125 Kopien von Abschriften vorhanden. Die Erschließung des Nachlasses nahm eine längere Zeit in Anspruch, da es weder Werknummern, noch Datierungen oder Angaben zur Reihenfolge gab. Parallel dazu entstand das Rudolf-Mauersberger-Werkverzeichnis (RMWV).

Musikdrucke

Bereits zu Lebzeiten Mauersbergers wurden zahlreiche seiner Werke gedruckt. Die Musikabteilung der SLUB besitzt eine große Anzahl dieser Veröffentlichungen, wobei ein Großteil davon bereits bis 1945 ediert wurde. Dazu zählen die „Musikblätter“ aus der Thüringer evangelischen Kirche (1926, 1927 und 1929) und das „Vierstimmige deutsche Choralbuch für Orgel oder vierstimmigen gemischten Chor“, erschienen in Leipzig bei Merseburger (ca. 1930) mit einem Vorwort von Rudolf Mauersberger und „Die Weisen des Thüringer evangelischen Gesangbuches“, erschienen in einer Neuauflage 1935 ebenfalls in Leipzig bei Merseburger. Darüber hinaus gibt es Fotokopien von Abschriften von Kompositionen bis 1945. Die Zerstörung Dresdens am 13. Februar 1945 war ein einschneidendes Ereignis für die Stadt und für den Kreuzchor. Dresden, die Stadt der Kunst und Musik, wurde durch die Bombardierung nahezu ausgelöscht. Kreuzkirche und

5 Matthias Herrmann (Hrsg.): Rudolf Mauersberger (1889–1971). Werkverzeichnis (RMWV), Dresden 1976, zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage, in: Studien und Materialien zur Musikgeschichte Dresdens, Band 3, Dresden 1991.



Thüringer Gesangbuch herausgegeben von Rudolf Mauersberger, Leipzig 1935, SLUB: Mus.8.13728.



„Volksdienst der Thüringischen evangelischen Kirche“ herausgegeben von Rudolf Mauersberger, Eisenach 1925, S. 1, SLUB: 2.Mus.4.5929.

Alumnat lagen in Schutt und Asche und mussten danach einen völligen Neubeginn wagen. Bezeichnend dafür war Mauersbergers Komposition „Wie liegt die Stadt so wüst“, die im Jahr 1949 bei der Edition Merseburger erschien und von der Sowjetischen Militär-Administration in Deutschland lizenziert worden war. Weitere wichtige Editionen folgten: „Vierstimmiges deutsches Choralbuch“ (1947, 1948), „Kleiner Dresdner Weihnachtszyklus“ (1951), „Neues Thüringer Choralbuch“ (1955), „Alumnengesänge des Dresdner Kreuzchores“ (1956) und die „Passionsmusik aus dem Lukasevangelium“ (1980).

Nach 1990 konnten drei der wichtigsten Werke von Rudolf Mauersberger neu ediert und von Prof. Dr. Matthias Herrmann herausgegeben werden:

- Dresdner Requiem, RMWV 10, Stuttgart, Carus 1995, Partitur.
- Passionsmusik nach dem Lukasevangelium, RMWV 9, München, Strube 1992.
- Christvesper, RMWV 7, Stuttgart, Carus 2003, Studienpartitur.

Musikbücher zu Rudolf Mauersberger, die vor 1945 erschienen, sind in der SLUB nicht vorhanden. Zu der Literatur, die bis 1989 veröffentlicht wurde, zählen u.a. folgende Werke:

- Herrmann, Matthias: Werkverzeichnis Rudolf Mauersberger, 1991.
- Grün, Matthias: Rudolf Mauersberger. Studien zu Leben und Werk, Regensburg, 1986.
- Hofmann, Erna Hedwig: Begegnungen mit Rudolf Mauersberger, Berlin, Evang. Verlagsanstalt, 1977.
- Kreuzkantor Rudolf Mauersberger. Bilder seines letzten Jahrzehnts 1961-1971, Hrsg. Stephan-Brosch, Christine; Herrmann, Matthias, Berlin Evang. Verlagsanstalt, 1988.
- Kunath, Herbert: Kreuzkantorzeit unter Rudolf Mauersberger, 1985.

Weitere wichtige Editionen aus den Jahren 1990-2013:

- Festschrift Rudolf Mauersberger, in: Dresdner Hefte, Dresden 1990.
- Herrmann, Matthias: Kreuzkantor zu Dresden. Rudolf Mauersberger, Großrückertswalde, Mauersberger Museum, 2004.
- Dresdner Kreuzchor und Thomanerchor Leipzig. Zwei Kantoren und ihre Zeit, Rudolf und Erhard Mauersberger, Hrsg. Mauersberger, Helga, Marienberg, 2007.

Mauersbergers handschriftlicher Nachlass

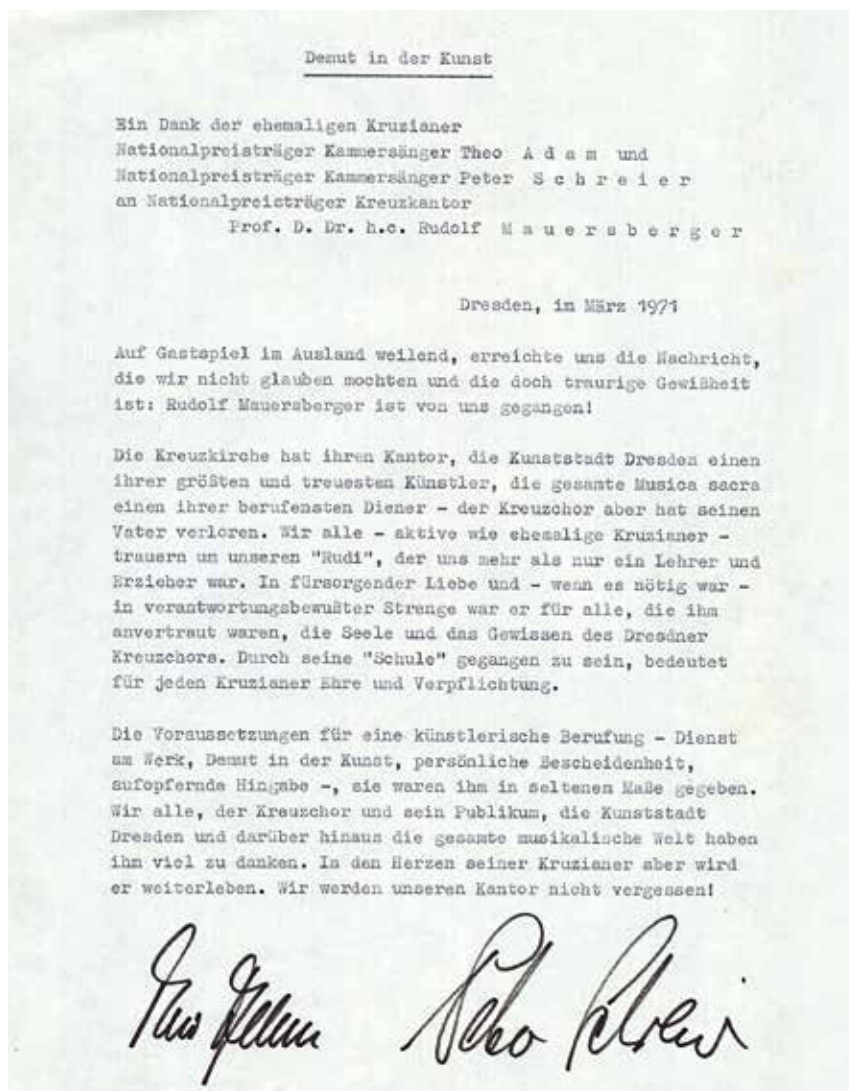
In dem 1973 von der Sächsischen Landesbibliothek angekauften Nachlass waren keine Texthandschriften, sondern nur Notendrucke, Notenhandschriften und Kopien von Notenhandschriften. Die in der Handschriftensammlung befindlichen Materialien sind anderer Provenienz. Einige Dokumente und Briefe von Rudolf Mauersberger befinden sich in einem Teilnachlass von Hans Böhm. Archiviert ist außerdem ein Nachruf für den Kreuzkantor von den ehemaligen Kreuzianern Theo Adam und Peter Schreier. Darüber hinaus hat Helga Mauersberger, die Nichte von Rudolf Mauersberger, der SLUB einen Posten Briefe von Rudolf Mauersberger an Ruth Fink und von Ruth Fink übergeben. Frau Fink war zusammen mit ihrem Vater Julius Fink Gründungsmitglied im Eisenacher Bach-Chor. Der Briefverkehr mit Frau Fink hielt bis zum Tode von Rudolf Mauersberger an.

Rudolf Mauersberger und sein Kreuzchor in Bildern

Das Bildarchiv der Deutschen Fotothek der SLUB enthält außerdem eine große Anzahl von Fotografien von Rudolf Mauersberger. Die folgenden Bilder stellen eine kleine Auswahl dar. Die meisten Fotos stammen von den Fotografen Erich Höhne, Erich Pohl und Richard Peter jun.

Auf einem Bild ist ein sogenannter „Weihnachtsberg“ erkennbar, den Rudolf Mauersberger in der Kindheit selbst gebastelt hatte. Jedes Jahr wurde dieses Miniaturmodell seines Heimatortes Mauersberg in der Ecke der Wohnstube aufgebaut. Durch einen unfreiwillig ausgedehnten Sommerurlaub hatte Mauersberger damit begonnen, Wohnhaus, Schule, Garten, Kirche und angrenzende Wohnhäuser nachzubauen. Später wurde das weihnachtliche Dorf noch erweitert. 1944 stellte er seinen Weihnachtsberg außerhalb Dresdens sicher. Nach einigen Interimsunterkünften wurde der „wandernde“ Weihnachtsberg 1959 im Haus von Rudolf Mauersberger in Dresden Loschwitz untergebracht.

Auf einem Foto (nächste Seite) kann man den Kreuzchor während eines Weihnachtskonzertes in der Dorfkirche von Dresden-Weixdorf sehen. Für viele Menschen war die Musik in der Zeit nach dem Krieg der einzige Trost. Deshalb stieg die Nachfrage nach Auftritten des Kreuzchores. Mauersberger selbst sagte dazu:



Nachruf für den Kreuzkantor Rudolf Mauersberger verfasst von den Sängern Theo Adam und Peter Schreier, SLUB: Mscr.Dresd.App.2816.



Brief von Rudolf Mauersberger an Ruth Fink, Dezember 1969, S. 2, SLUB: Mscr. Dresd.App.Mauersberg.



Dorfmodell von Mauersberg im Winter, um 1926 gestaltet von Rudolf Mauersberger, Foto: SLUB, Deutsche Fotothek.

„Die Not ist groß. Aber vor lauter Arbeit merkt man es nicht. Man sieht täglich das viele Publikum und die Jungens, die immer vergnügt sind. [...] Immer ist es voll, ja überfüllt. Das Publi-

kum ist wie versessen auf den Chor. Wir müssen manche Konzerte einfach wiederholen.“
Deshalb veranstaltete der Kreuzchor ab 1947 wieder Tourneen und war viel auf Reisen.



Weihnachtskonzert mit dem Kreuzchor 1945 in der Dorfkirche Weixdorf, Foto: SLUB, Deutsche Fotothek.

Klangdokumente vom Dresdner Kreuzchor unter Rudolf Mauersberger

Die Popularität des Chores wurde durch die aufkommenden Schallplattenaufnahmen noch verstärkt. Dies brachte völlig neue Anforderungen für den Kreuzchor und ihren Kantor mit sich, die in stundenlangen Aufnahmen nach klanglicher Perfektion suchten. Mauersberger selbst sagte dazu: *„Wie gut hatten es meine Vorgänger im Amt, sie kannten weder Rundfunk noch Schallplatte“*.

Der Musikwissenschaftler Klaus Menschel schrieb über das Verhältnis von Rudolf Mauersberger zur Tontechnik Folgendes: *„Die beinahe abwehrende Haltung, die Rudolf Mauersberger den klangaufzeichnenden Medien gegenüber noch am Ende seiner Laufzeit einnahm, ist charakteristisch für eine Generation, die Konservierung von Musik als etwas Abwegiges betrachtete. Maßgebend war was im Moment entstand, und nicht das, was man mit Hilfe einer aufwändigen und aufreibenden Prozedur für später festzuhalten suchte. Die klanglichen*



Der Dresdner Kreuzchor bei der Abfahrt zur Tournee, Foto: SLUB, Deutsche Fotothek.



Chorkonzert des Kreuzchores zu Pfingsten 1964 in der von Rudolf Mauersberger gestifteten Heinrich-Schütz-Kapelle der Kreuzkirche, Foto: SLUB, Deutsche Fotothek.

Ergebnisse waren ohnehin enttäuschend, zumindest in der Frühzeit, und selbst als sich von 1955 an die Mikrorillenschallplatte zu behaupten begann, sah sich Mauersberger in seiner Meinung bestätigt. Der durch ihn kultivierte ober-tonreiche Knabenchorklang ließ sich zunächst weder durch Schellack noch durch Polyvinyl-

chlorid bezwingen, und es hat lange gedauert, fast bis in die Mitte der 60er Jahre, bevor sich der technische Fortschritt auch in Bezug auf die Aufnahmen des Kreuzchores klanglich positiv auswirkte.“

Bereits in den 1930iger Jahren gehörte es zum Renommee eines Klangkörpers durch eine



Ein Kruzianer gratuliert Rudolf Mauersberger anlässlich der Verleihung des vaterländischen Verdienstorden in Silber 1964, Foto: Erich Höhne, SLUB Fotothek.

Tonträgerfirma vertreten zu sein. Das gelang auch dem Dresdner Kreuzchor. Die Deutsche Grammophon Gesellschaft mit Sitz in Berlin Neukölln zeichnete am 29. Oktober 1934 eini-

ge Kompositionen mit dem Kreuzchor auf. Vermutlich sind das die ersten Kreuzchoraufnahmen überhaupt. Die Mediathek der SLUB besitzt davon Schellack-Platten. Dazu zählen eine Aufnahme der Volksliedes „Muss i denn“ und „Os justi“ und „Gib dich zufrieden“ aus den „Geistlichen Arien und Gesängen“. 1935 wurden die Kruzianer durch die Electrola-Gesellschaft unter Vertrag genommen. Aus dieser Zeit sind ebenfalls einige Aufnahmen in der SLUB vorhanden: das Volkslied „Kapitän und Leutnant“ und „Ich halte treulich still“ aus den „Geistlichen Liedern und Arien“, „Gute Nacht“ aus den Gesängen op. 59 und „Im Walde“ aus den Romanzen und Balladen, op. 75 von Robert Schumann (1810–1856). Darüber hinaus besitzt die SLUB aus dem Jahre 1935 auch noch Aufnahmen der Plattenfirmen „Die Kantorei“, „His Master's Voice“ und „Telefunken“. Nach 1945 gab es erste Einspielungen bei ETERNA, später wurden fast alle Aufnahmen bei dem „VEB Deutsche Schallplatten Berlin“ erstellt. Als Nachkriegsproduktion erschienen 1950 bei ETERNA zwei in der SLUB vorhandene Schellack-Platten mit Kreuzchoraufnahmen: aus der Matthäuspassion „Wir setzen uns mit Tränen nieder“ und aus der Johannes-Passion „Es ist vollbracht“.

Der umfangreiche Nachlass bietet Wissenschaftlern und Interessenten die Möglichkeit, intensiv in das Schaffen von Rudolf Mauersberger einzutauchen und wird das Andenken an diesen großen Dresdner Komponisten des 20. Jahrhunderts für die nächsten Generationen erhalten.



Scherenschnitt von Rudolf Mauersberger gestaltet von der Dresdner Künstlerin Hanna Hausmann Kohlmann (1897–1984): „Rudolf Mauersberger dirigiert, 13. Juli 1947“, SLUB MK5, 112.

Literaturverzeichnis

Aufsätze

- Becker, Gottfried: Annaberg hat er nie vergessen. In: Glückauf, 109, 1998, 8, S. 183-184.
- Becker, Gottfried: Das Wirken von Rudolf Mauersberger in Bad Lausick. In: Vom Turm geschaut, 2, 1990, S. 43-50.
- Böhm, Hans: Die Hälfte seines Lebens gehörte dem Kreuzchor. In: DNN, 22.2.1996, S. 9.
- Böhm, Hans: Rudolf Mauersberger in Ausnahme und Krisensituationen seines Lebens und Schaffens. In: Rudolf Mauersberger, 1990, S. 29-34.
- Fischer, Gottfried: Rudolf Mauersberger zum 100. In: Der Kirchenmusiker, 40, 1989, S. 6-10.
- Grün, Matthias: Aachen 1919 – 1925. Rudolf Mauersbergers erstes reguliertes Kantorat. In: Rudolf Mauersberger, 8, 1990, 2, S. 22-27.
- Härtwig, Dieter: Rudolf Mauersberger bei der Dresdner Philharmonie. In: Rudolf Mauersberger, 8, 1990, 2, S. 70-73.
- Hanke, Wolfgang: Die evangelische Kirchenmusik des 20. Jahrhunderts und ihre Pflege

- durch Rudolf Mauersberger. In: Rudolf Mauersberger, 8, 1990, 2, S. 65-69.
- Herrmann, Matthias: In Grenzen des Tolerierbaren – Mauersberger im Spannungsfeld des sozialistischen Apparates. In Die Union, 45, 1990, 32, S. 4.
 - Herrmann, Matthias: Interpret und Komponist von Rang: Zur Übernahme des Nachlasses von Rudolf Mauersberger in die Sächsische Landesbibliothek. In: Die Union, 5./6.7.1975, Beil. 1.
 - Herrmann, Matthias: Wie liegt die Stadt so wüst, Dresdner Requiem. In: Von der Reichsgründung bis zur Gegenwart, Geschichte der Stadt Dresden, Bd. 3, 2006, S. 515-517.
 - Herrmann, Matthias: Zeitgenössische Musica sacra in den Programmen des Kreuzchores unter Rudolf Mauersberger 1930 – 1970. In: Die Dresdner Kirchenmusik im 19. und 20. Jahrhundert, 1998, S. 367-385.
 - John, Hans: Die vokalen Hauptwerke Rudolf Mauersberger. In: Rudolf Mauersberger, 8, 1990 S. 39-43.
 - John, Hans: Wie liegt die Stadt so wüst. In: Die Zerstörung Dresdens, 2005, S. 171-184.
 - Lindner, Reinhold: Hundert sächsische Köpfe, 2002, S. 128-129.
 - Magirius, Heinrich: Initiativen und Ideen Rudolf Mauersbergers zum Wiederaufbau der Kreuzkirche. In: Rudolf Mauersberger, 1990, S. 35-38.
 - Menschel, Klaus: Im Spiegel seiner Schallplatten: Der Dresdner Kreuzchor und Rudolf Mauersberger. In: Vereinigung der Freunde des Kreuzgymnasiums Dresden: Mitteilungsblatt der Vereinigung der Freunde des Kreuzgymnasiums Dresden e.V., 11, 2002, S. 58-63.
 - Menschel, Klaus: Klangvorstellungen Rudolf Mauersbergers. In: Rudolf Mauersberger, 1990, S. 48-55.
 - Petzold, Martin: Glaubende Rückfrage und Deutung eines Infernos. Rudolf Mauersberger Dresdner Requiem. In: Musik & Kirche, 81, 2011, S. 106-111.
 - Rudolf Mauersberger, 1990, S. 11-17.
 - Roch, Willy: Genealogie <Insingen>, 25, 1976, S.65-84.
 - Totenklage und Auferstehung. In: Dresden und die avancierte Musik im 20. Jh. Teil II: 1933 – 1966, 2003.
 - Zimmermann, Ingo: Ein Meister evangelischer Kirchenmusik. In: Neue Zeit <Berlin 1945 >, Ausgabe A, 45, 28.1. 1989, S. 7.

Bücher

- Begegnungen mit Rudolf Mauersberger. Hrsg. von Erna Hedwig Hofmann und Ingo Zimmermann. Berlin 1977.
- Credo musicale. Komponistenporträts aus den Programmen des Dresdener Kreuzchores. Festgabe zum 80. Geburtstag des Nationalpreisträgers Kreuzkantor Professor Dr., Dr. h.c., Rudolf Mauersberger. Hrsg. von Ulrich von Brück. Berlin 1969.
- Der Dresdner Kreuzchor. Leitung Rudolf Mauersberger. Dresden 1953.
- Ein Wochenende für Rudolf Mauersberger. Braunschweig 1989.
- Froesch, Vitus: Die Chormusik von Rudolf Mauersberger, eine stilkritische Studie. In: Dresdner Schriften zur Musik. Marburg 2013.
- Herrmann, Matthias: Kreuzkantor zu Dresden, Rudolf Mauersberger. Großrückertswalde/ Mauersberg 2004 .
- Herrmann, Matthias (Hrsg.): Rudolf Mauersberger (1889–1971). Werkverzeichnis. In: Studien und Materialien zur Musikgeschichte Dresdens, Band 3, Dresden 1991
- Hofmann, Erna Hedwig: Über meine Zusammenarbeit mit dem früheren Dresdner Kreuzkantor Rudolf Mauersberger. Berlin 1991.
- Hundert sächsische Köpfe. Chemnitz, 2002.
- Kirchenmusik heute. Gedanken über Aufgaben und Probleme der Musica sacra. Rudolf Mauersberger zur Vollendung seines 70. Geburtstages. Berlin 1959.
- Kunath, Herbert: Kruzianerzeit unter Rudolf Mauersberger. Maschinenschriftlich 1985.
- Mauersberger, Helga: Dresdner Kreuzchor und Thomanerchor. Leipzig 2007.
- Rudolf Mauersberger, Lob Gottes in der Musik. Zimmermann, Ingo, In: Reihe Christ in der Welt, 22, Berlin 1987.
- Stephan-Brosch, Christine: Kreuzkantor Rudolf Mauersberger, Bilder seines letzten Jahrzehnts, 1961-1971. Mit einer Einführung von Matthias Herrmann. Berlin 1988.

Autorin

Marina Lang
SLUB Dresden
01054 Dresden



Zum Weiterlesen: Romy Petrick: Das musikalische Dresden. Ein Streifzug durch Dresdens Musikgeschichte, Meißen 2012 (196 Seiten, reich illustriert, 15,00 €).

Zu beziehen bei:
Redaktions- und Verlagsgesellschaft
Elbland GmbH
Niederauer Straße 43
01662 Meißen
Tel.: 03521-4104520
E-Mail: sz.meissen@dd-v.de

Schlesien in der Oberlausitz? Versuch einer Ortsbestimmung

Robert Lorenz



Beschilderung an der A4 Richtung
Görlitz, 2014. Foto: Robert Lorenz

Die Oberlausitz und (Nieder-)Schlesien – es ist kaum möglich, in regionalhistorisch interessierten Kreisen unserer Region schneller eine hitzige Debatte vom Zaun zu brechen als durch die Nennung dieses Begriffspaares. Seit 1990 betonen viele Menschen vor allem im Städtedreieck Görlitz – Rothenburg – Weißwasser ihre Identität als Schlesier und reklamieren zugleich ihren Teil der Oberlausitz als (nieder-)schlesisch. Seit 1992 sichert ihnen auch die Landesverfassung des Freistaates Sachsen dieses Recht zu – der größte Erfolg der schlesischen Identitätsbewegung an der Neiße nach 1990. Gleichwohl sind die Meinungsverschiedenheiten darüber, ob die Oberlausitz und Schlesien überhaupt in ein und demselben Raum „stattfinden“ können, nie verstummt. So fand bereits 1993 auf dem in Görlitz abgehaltenen zweiten „Tag der

Sachsen“ eine Podiumsdiskussion zu dieser Frage statt, die die Gemüter erhitze. Offenbar ist Identität auch in diesem Fall einmal mehr Ansichts- und Gefühlssache, über die sich bekanntlich nur schwer mit rationaler Kühle diskutieren lässt.

Die Diskussion um den „schlesischen Charakter“ der östlichen Oberlausitz ist bis heute nicht verstummt. Eine Erklärung hierfür liegt in einer zweifachen Herausforderung. Die erste ist eine regionale oberlausitzische. Denn es waren vor allem die Görlitzer, die auf der Suche nach einem Alleinstellungsmerkmal nach 1990 die „schlesischen Jahre“ ihrer Geschichte zwischen 1815 und 1945 betonten und diese gegenüber den Nachbarstädten Zittau und Bautzen sowie besonders stark gegenüber der Landeshauptstadt Dresden in einem sich pointiert „antisächsisch“

gebenden Tonfall hervorhoben. Damit folgte man in Görlitz einem Impuls, der sich durch die gesamte Stadtgeschichte hinweg beobachten lässt: dem Konkurrenzkampf innerhalb des Oberlausitzer Sechsstädtebundes um die Spitzenposition sowie dem Bedürfnis, sich gegenüber dem stets außerhalb der Oberlausitz gelegenen Regierungssitz zu behaupten – sei dieser nun Prag, Breslau oder eben Dresden. Die damit einhergehende Betonung des Schlesischen nahm dabei für die Oberlausitzer Nachbarn mitunter irritierende Züge an. Verlässt man beispielsweise seit 2004 auf der A4 an der westlichen Einfahrt in den Autobahntunnel der Königshainer Berge plötzlich die Oberlausitz, wie es der Name „Schlesisches Tor“ zu suggerieren scheint? Und befindet man sich als Spieler des FC Oberlausitz Neugersdorf auf dem Stadion „Junge Welt“ des Niederschlesischen Fußballvereins Gelb-Weiß 09 Görlitz im „Fußballausland“, wenn man durch den Görlitzer Stadionsprecher als „Gast aus der Oberlausitz“ begrüßt wird? Dass hierzu bis in die Gegenwart Diskussionsbedarf besteht, verdeutlichen nicht zuletzt die Geburtswehen des Landkreises Görlitz. 2008 zeichneten sich am Inhalt des viel diskutierten neuen Kreiswappens unterschiedliche Zugehörigkeitsgefühle im neuen Großkreis ab, obwohl doch alle Beteiligten der Landkarte nach in der Oberlausitz leben.



Schlesische Fahne am Obermarkt in Görlitz, 2011.
Foto: Robert Lorenz



Die zweite Herausforderung weist über den regionalen Rahmen hinaus auf die Frage, wie sich das wiedervereinigte Deutschland zum Erbe seiner seit 1945 zur Republik Polen gehörenden ehemaligen östlichen Landesteile positioniert. Eine ganze Region am östlichen Rand Deutschlands definiert sich plötzlich offiziell als schlesisch. Dies beschwört bis auf den heutigen Tag Fragezeichen herauf, in denen sich zwei unterschiedliche, mit je eigenen Tabuisierungen und Blickverengungen versehene deutsche Verarbeitungs- wie Verdrängungstraditionen des Bruches von 1945 verdeutlichen. „Schlesien“ ist also in der Tat in der Gegenwart ein Mythos – sowohl in der Oberlausitz wie weit über sie hinaus.

Der schlesische Nachbar

Es fällt aus heutiger Perspektive schwer, sich in eine Zeit zurückzusetzen, in der Schlesien ein selbstverständlicher Bestandteil der mentalen Landkarte der Deutschen war, in der Breslau als deutsche Großstadt galt und in der Gerhard Hauptmann auf seinen Bahnfahrten von Berlin ins heimische Riesengebirge hin und wieder einen Tag Pause in Görlitz einlegte, um im Haus der befreundeten jüdischen Familie Alexander-Katz zu übernachten, wie es Paul Mühsam in seinen Lebenserinnerungen beschreibt. Und auch die tägliche Bahnfahrt des jugendlichen Arno Schmidt vom östlichen Ende der Oberlausitz in Lauban zum Gymnasium nach Görlitz

Lokaldeby der Fußballvereine auf der „Jungen Welt“ in Görlitz, 2008. Foto: Robert Lorenz

„Volkshfreund aus der
Oberlausitz“ aus Niesky, 1893.
Abbildung: Archiv Robert Lorenz

Abbestellungspreis
Vierteljährlich durch die Kantoren und Buchh., sowie durch die
beliebigen Buchhändler 1 Mark, beim Vorfrüher ins Haus ge-
liefert 1 Mark 25 Pf.
Das Blatt erscheint wöchentlich pünktlich, Mittwoch und Sonnabend.



Verleger
Der gedruckte Anzeigenteil über deren Raum 10 Bl. werden im
der Expedition, sowie von den Herren Rudolf. Heide in Hagen-
burg O.-L., E. Heide in H.-Görlitz und H. Heide
in Weiskau genommen.

Volkshfreund aus der Oberlausitz

mit der Gratisbeilage **Illustrirtes Sonntagblatt.**
Organ der landwirtschaftlichen Vereine im Kreise Rothenburg O.-L.
Vierzigster Jahrgang.

№ 39.
Niesky, Mittwoch den 17. Mai
1893.

scheint in einer lange vergangenen und verschütteten Welt zu liegen. Diese Vorstellung von der einstigen Alltäglichkeit dieser räumlichen Bezüge gilt es aber festzuhalten, wenn man die Frage danach stellt, welche Rolle Schlesien für die Oberlausitz in der Zeit ihrer historisch gewachsenen Nachbarschaft spielte.

Zunächst muss daran erinnert werden, dass die Oberlausitz und Schlesien zwei unterschiedliche feudale Einheiten waren. Die Grenze zwischen beiden verlief über Jahrhunderte östlich von Lauban entlang des Queis. Der schlesische Adler und die goldene Mauer der Oberlausitz standen für voneinander unabhängige Herrschaftsgebiete. Das war auch in den Jahrhunderten der gemeinsamen Zugehörigkeit zur böhmischen Krone nicht anders – und so stehen die Wappen Schlesiens und der Oberlausitz am Hradschin und am Altstädter Brückenturm in Prag für zwei voneinander unabhängige Nebenländer Böhmens. Aus diesem Grund konnte Sachsen im Prager Frieden 1635 die Lausitzen von den Habsburgern erwerben, während Schlesien unter böhmischer Hoheit verblieb. Aus diesem Grund unterlag Schlesien nach dem Dreißigjährigen Krieg einer drakonischen Gegenreformation – und die Oberlausitz nicht. Und selbst 1844 besuchte der preußische König Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861) die Stadt Görlitz noch als Markgraf der beiden Lausitzen. Erst im Dritten Reich wurden 1941 mit der Schaffung des Gau Niedererschlesien die letzten Reste der eigenständigen Ständeverwaltung im preußischen Teil der Oberlausitz endgültig abgeschafft.

Auch beim Blick auf die jeweilige Führungselite offenbaren sich klare Unterschiede zwischen beiden Ländern. Ohne die Bedeutung einiger Geschlechter der Oberlausitz schmälern zu wollen – machtpolitisch bewegte sich der schlesische Adel im Mittelalter auf einem anderen Niveau. Zu keinem Zeitpunkt ihrer

Geschichte besaß die Oberlausitz ein mit den schlesischen Piasten vergleichbares Fürstengeschlecht. Auch einen eigenen Bischof hatte das Land der Sechsstädte anders als Breslau nie aufzuweisen (und kirchlich gehörte man bis zur Reformation zu Meißen). Aus diesem Grund gelangte das städtische Bürgertum zwischen Pulsnitz und Queis zu außergewöhnlicher Kraft. Waren es in Schlesien die einzelnen Fürsten, die sich einen Kampf um Macht und Einfluss lieferten, so taten dies in den Sechsstädten der Oberlausitz die Ratsherren.

Es gibt also genügend Gründe, auf die strukturellen Unterschiedlichkeiten Schlesiens und der Oberlausitz hinzuweisen. Trotzdem wäre es übertrieben, aus ihnen einen unüberbrückbaren kulturellen Gegensatz zu konstruieren. Denn selbstverständlich standen beide Länder als unmittelbare Nachbarn in regem wirtschaftlichem wie gesellschaftlich-kulturellem Austausch. Landschaftlich ist der Übergang zwischen ihnen fließend, was auch für die Dialektlandschaft galt: das Ostlausitzische wurde bis weit hinauf nach Hirschberg gesprochen, sodass beispielsweise die Dialektsprache in Hauptmanns „Die Weber“ vom Görlitzer Theaterpublikum gut verstanden werden konnte. Und letztlich teilte man als Nebenländer Böhmens die gleichen Vor- und Nachteile der aus Prager Perspektive abgegrenzten Lage „hinter den Bergen“. Gemeinsam sah man sich den Überfällen der Hussiten ausgesetzt und erduldeten man als Hauptschauplätze die militärischen Wirren des Dreißigjährigen Krieges. Während der Gegenreformation erwies sich die Oberlausitz dann für die schlesischen Protestanten als Zufluchtsort. Und nicht zuletzt verbanden immer wieder herausragende Einzelpersönlichkeiten in ihrem Werk beide Landschaften: der Baumeister Wendel Roskopf nannte sich „Meister zu Görlitz und Schlesien“, die Mystik des Jakob Böhme wäre in ihrer Entstehung

ohne Einflüsse aus Schlesien undenkbar, der Oberlausitzer Christoph Nathe wurde mit seiner Malerei zu einem der wichtigsten Entdecker des Riesengebirges. Eine Tradition, die sich nach 1815 fortsetzte: Richard Jecht beteiligte sich als Görlitzer Stadtchronist und Historiker der Oberlausitz auch am akademischen Leben in Breslau – und noch Arno Schmidt spielte in seinem Werk immer wieder mit den eigenen familiären und kulturellen Wurzeln in beiden Landschaften. All dies machte die Oberlausitz und Schlesien zu guten, engen Nachbarn. Dass aber das Land zwischen Riesengebirgskamm und Oderniederung aus Oberlausitzer Sicht einen besonderen Stellenwert eingenommen hätte, wie sich das in verschiedener Hinsicht für Böhmen behaupten ließe, dafür finden sich bis 1815 keine Überlieferungen.

Gemeinsamkeiten und feine Unterschiede

Zur Situation in Görlitz nach der Teilung der Oberlausitz infolge des Wiener Kongresses 1815 schrieb Max Kwiecinski 1902: *„Die bezüglichen Erlasse wurden in tiefem Schmerz aufgenommen, der noch Jahre lang rege blieb. Während sich die älteren Leute niemals mit der preußischen Herrschaft befreunden konnten, wurde die Stimmung der jungen Generation allmählig eine andere, nachdem man eingesehen, was es für ein unschätzbarer Vortheil war, einem mächtigen Staate anzugehören, dessen Fürst bestrebt war, das Wohl seiner Unterthanen nach allen Richtungen zu fördern.“* In dieser Perspektive war es also ein langsames, zunächst auch widerwilliges Hineinwachsen in neue, zuvor nie da gewesene Gegebenheiten. Zwei Drittel der Oberlausitz wurden der Provinz Schlesien angegliedert. Spitz zu laufend wie ein Tortenstück ragte Schlesien, um die nordöstliche Oberlausitz erweitert, nun nach Westen. Dass hier eine Grenze am Kartentisch wie ein Schnitt durch eine über Jahrhunderte gewachsene Region gezogen worden war, ist klar ersichtlich. Kirchspiele und Guts herrschaften wurden dabei genauso getrennt wie das sorbische Sprachgebiet. Und Görlitz fand sich plötzlich im Westen und Süden von einer Zollgrenze umgeben, hinter der sächsisches Ausland lag. Eine Situation, die noch dadurch weiter erschwert wurde, dass offenbar auch im „alten“ Schlesien die verinnerlichten Grenzen nicht so einfach aus den Köpfen zu bekommen waren: *„Man redete mir in Glogau sehr ab, dorthin zu gehen; es bestand damals nur zweimal in der Woche eine Post-*

verbindung über Bunzlau, sonst aber nur ein äußerst geringer Verkehr. Man betrachtete es gewissermaßen noch als eine sächsische Stadt. Am 4. Januar 1831 abends spät traf ich in Görlitz ein und stieg im Hirsch, dem damals ersten Gasthof ab.“ So schildert Hugo Sattig, von 1857 bis 1866 Görlitzer Oberbürgermeister, in seinen Memoiren die Situation in der Neißestadt zu Beginn seiner hiesigen Karriere. Auch für den in Glogau Geborenen selbst ging fortan *„nach Schlesien die Schnellpost wöchentlich nur zweimal.“*

Bis 1845 sollte sich diese Situation durch die Reformen in Preußen sowie das vorausschauende Handeln von lokalen Politikern wie dem ersten Görlitzer Oberbürgermeisters Gottlob Ludwig Demiani immer weiter verbessern. Ein Meilenstein für Görlitz und Umgebung war dabei der Anschluss an die Sächsisch-Schlesische Eisenbahn. Am 7. August 1847 fuhr aus Sachsen von westlicher Seite her zum ersten Mal ein Zug in die Stadt ein. Dazu schrieb der Görlitzer Anzeiger: *„Nach kurzem Verweilen begab sich die festlich geschmückte Lokomotive ‚Lusatia‘ nach Reichenbach zurück.“* Nicht nur in Form der ersten je in Görlitz eingetroffenen Lokomotive blieb die Oberlausitz in der Stadt präsent. Man muss dazu nicht einmal das Wirken der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften hervorheben. Ob Verbrüderungsfest der Oberlausitz 1848, ob Oberlausitzer Männer-Gesangs-Fest auf der Landeskronen 1850, ob Turnfest auf der Landeskronen 1861 mit dem aus Görlitz stammenden „Turnvater der Oberlausitz“ August Moritz Böttcher – die namentliche Bezugnahme auf die auf zwei deutsche Staaten verteilte Heimatregion riss in Görlitz nie ab.

Auch die Gründung des Deutschen Reiches änderte an dieser Situation nichts Grundlegendes. Und so hieß es bei Franz Schroller, als er 1885 in seiner „Schilderung des Schlesierlandes“ auf den oberlausitzischen Landesteil und dessen wichtigste Stadt zu sprechen kam: *„Görlitz gehört zwar der Verwaltung nach zu Schlesien; allein seine Geschichte, seine Lage und so manche Eigentümlichkeiten weisen es doch mehr auf Sachsen hin [...]. Man wird am richtigsten Görlitz und seine Umgegend als das Übergangsgebiet zwischen Sachsen und Schlesien bezeichnen können, denn dem reinen Sachsen wird hier wieder manches Schlesiens auffallen. [...] Schlesiens Hauptstadt und das Schlesierland überhaupt sind verhältnismäßig nur wenigen Görlitzern bekannt; der Görlitzer Kaufmann hat naturgemäß mehr Beziehungen nach dem Westen und Norden, nach Leipzig und Berlin, als*



Oberlausitzer Ruhmeshalle
in Görlitz, um 1900.
Foto: Kulturhistorisches
Museum Görlitz

nach Breslau.“ Neben Görlitz erwähnte Schroller überhaupt nur noch Muskau: „*Um dieses Parkes willen geschieht es, dass wir dieser ‚verlorenen Ecke‘ Schlesiens einen Besuch ab-statten.*“ 1893 kam auch Kaiser Wilhelm II. wieder einmal „in diese Ecke“: zur Einweihung des von der Bürgerschaft eines im gründerzeitlichen Boom begriffenen Görlitz gestifteten Denkmals für Wilhelm I. auf dem Obermarkt, dessen nach Osten und damit in schlesische Richtung gewandte Seite das Oberlausitzer Wappen und die Inschrift „*Dem Einiger Deutschlands die getreue und dankbare Oberlausitz 1893*“ trug. In den folgenden Jahren folgten diesem Wappen im stetig wachsenden Görlitz weitere Oberlausitzer Bezugnahmen: die Altstadtbrücke trug das Wappen, der Rathausanbau die Wappen aller Sechsstädte, in der Südstadt erhielt ein ganzer Platz deren Namen, und noch in der Halle des neuen Bahnhofs von 1917 schmückten sie die Fenster. Den Höhepunkt dieser symbolischen Herausstreichung der Oberlausitz im Stadtraum stellte aber zweifellos die 1898 bis 1902 erbaute Oberlausitzer Ruhmeshalle auf dem östlichen Neißeufer dar. Durchweg aus Spenden finanziert, belegte das Bauwerk den wilhelminisch geprägten Patriotismus der Oberlausitz vor dem Ersten Weltkrieg. Die Ruhmeshalle war außen wie innen förmlich übersät mit Bezugnahmen

zur regionalen Geschichte. Da waren die in allen vier Himmelsrichtungen am First angebrachten Widmungssprüche von herausragenden Mitgliedern des Bauausschusses. Besonders markant war der auf der Nordseite, von der aus man sich dem Bau aus Richtung Innenstadt kommend annäherte. Er stammte vom Initiator des Projektes, dem Görlitzer Bürgermeister Johannes Heyne und lautete: „*Gott zum Dank, unserem ruhmreichen Hohenzollernhause zur Ehre, der Kunst zur Weihe und Pflegestätte, der Oberlausitz zur Stärkung der Heimatsliebe.*“ Durch die Eingangstüren mit den Wappen der Sechsstädte ging es in die Haupthalle, vorbei am Wappen der Oberlausitz und am Görlitzer Stadtwappen im Eingangsbereich. Rund um diese Halle erstreckten sich die Räumlichkeiten des Kaiser-Friedrich-Museums, das sich als „Provinzialmuseum der Preußischen Oberlausitz“ ganz der Vermittlung Oberlausitzer Geschichte verschrieben hatte und dessen Rundgang den „Oberlausitzer Ehrensaal“ einschloss. Noch in seinem Führer durch die Ausstellung von 1910 erwähnt der Museumsdirektor Ludwig Feyerabend Schlesien mit keinem Wort. Und bereits 1903 hatte Bürgermeister Heyne auf die Anfrage aus Breslau nach eventuellen Görlitzer Beiträgen für ein dortiges Sammlungsprojekt unmissverständlich ablehnend geantwortet: „*Wir haben in*

Görlitz unser eigenes Museum und sammeln Oberlausitz. Wir werden auch möglichst wenig nach Breslau geben von der Oberlausitz.“

Das klingt fast einhundert Jahre nach dem Wiener Kongress nach sehr stark betonter Eigenständigkeit und Andersartigkeit. Sollte sich die lange Zeit der gemeinsamen Verwaltung überhaupt nicht in Görlitz niedergeschlagen haben? Schlesien – in Görlitz ein Tabubegriff? Eine solche Behauptung läge fern der Realität. Bereits seit 1863 erschien in Görlitz die weit nach Niederschlesien hinein vertriebene „Niederschlesische Zeitung“. 1885 hatte die Görlitzer Sektion des Riesengebirgsvereins auf der Industrie- und Gewerbeausstellung ihren großen Auftritt: der von ihr errichtete Nachbau der Teichbaude wurde zu einem Magneten der Ausstellung. Überhaupt war Görlitz in diesen Jahren ein Einfallstor für die preußische Riesengebirgsbegeisterung aus Richtung Berlin. Görlitzer Abiturienten gingen selbstverständlich auch nach Breslau zum Studium, auch wenn sie sich dort womöglich dem Corps Lusatia, einer angesehenen Studentenverbindung, anschlossen. Görlitzer Wehrpflichtige verrichteten ihre Dienstzeit in schlesischen Garnisonsstützpunkten wie Glogau oder Liegnitz. Auch das schlesische Wappen war auf der Altstadtbrücke vertreten; im Rathausanbau zierte es immerhin eines der farbigen Schmuckfenster im Treppenhaus. Und nicht nur für die zahlreich zugezogenen Pensionäre wurde seit 1878 das Schlesische Musikfest zum regelmäßigen Höhepunkt des gesellschaftlichen Lebens der Neißestadt. Görlitz war in der Zeit der Jahrhundertwende zur zweitgrößten Stadt Niederschlesiens nach Breslau geworden – und das zeigt man stolz bei jeder sich bietenden Gelegenheit. So im Jahr 1905, als man rund um die frisch errichtete Ruhmeshalle die Niederschlesische Gewerbe- und Industrieausstellung abhielt. Den über 1,5 Millionen Besuchern präsentiert sich die Stadt hier ganz selbstbewusst als Hauptstadt der Oberlausitz – innerhalb Schlesiens. Auf dem linken Eingangsturm zum Ausstellungsgelände wehte die Fahne der Oberlausitz, auf dem rechten die Fahne der Stadt Görlitz, im Hintergrund feierte der Spruch von Bürgermeister Heyne die Heimatliebe der Oberlausitzer – und zwischen all dem präsentiert sich die Industrie Schlesiens. Man hatte es in Görlitz gelernt, die Heimatregion innerhalb Schlesiens als eigenen Repräsentationsbereich zu markieren, in den „die richtigen Schlesier“ nicht hinein zu reden haben. Das hatte mit übermäßigem Zusammengehörigkeitsgefühl zu den einstigen Schwesterstädten des Sechsstädtebundes vermutlich

recht wenig zu tun, denn die hatte man als „kleine Großstadt“ zwischen Dresden und Breslau längst weit hinter sich gelassen. Schon 1861 klang das in den Worten des Oberbürgermeisters Hugo Sattig an, als er in Breslau zu seinem königlichen Landesherren sprach: *„Majestät, Görlitz ist, seit es unter dem Zepter der Hohenzollern steht, so reich begnadigt und so zu einer Blüte entfaltet worden, dass wir dafür nur im höchsten Grade dankbar sein können. Seine Nachbarstadt Bautzen war zur sächsischen Zeit die bedeutendste Stadt der Oberlausitz. Seit Görlitz aber preußisch ist, hat es Bautzen weit überholt, und das haben wir dem preußischen Regiment zu verdanken.“*

Görlitz war vor dem Ersten Weltkrieg der auf Sachsen und Preußen aufgeteilten Oberlausitz längst entwachsen. Kulturpolitisch nutzt man die besondere Geschichte der Region zur Herausstreichung der eigenen Selbstständigkeit innerhalb Schlesiens. Im Alltag der Stadt jedoch führten im Görlitzer Adressbuch von 1913 der Gartenbauverein für die Oberlausitz und der Schlesische Farben-Kaninchen-Züchter-Club ein friedvolles Nebeneinander. Und am Blockhaus über dem Neißeviadukt versammelten sich bei guter Fernsicht Einheimische wie Touristen und genossen die Aussicht zur Schneekoppe.

„Starkes Bollwerk des Deutschtums im Osten“

Nach dem Ersten Weltkrieg geriet die Stadt in wirtschaftlich schwereres Fahrwasser. Der Börsencrash machte viele der vormals wohlhabenden Pensionäre zu Sozialfällen. Und auch bei den Arbeitslosenzahlen rangierte man hinter Breslau jahrelang auf dem zweiten Platz. Der Görlitzer Arbeiterschriftsteller Albert Klaus hat mit dem in der Stadt angesiedelten Roman „Die Hungernden“ dieser Situation 1932 ein bedrückendes literarisches Denkmal gesetzt. Die in Not geratene Arbeiterschaft las zu diesem Zeitpunkt nicht mehr, wie noch 1902, in der „Görlitzer Volkszeitung – Organ für die werktätige Bevölkerung der Ober-Lausitz“. Vielmehr trug das Blatt der Görlitzer SPD in diesem Jahr bereits den Zusatztitel „Organ für die werktätige Bevölkerung Niederschlesiens“. Dieser Wechsel in der regionalen Zuordnung dürfte für die notleidende Arbeiterschaft in Görlitz zweitrangig gewesen sein.

Von größter emotionaler Wichtigkeit waren hingegen deutschlandweit die als Fanal empfundene Teilung Oberschlesiens und die zunehmende nationalistische Spannung zwischen Deutschen, Polen und Tschechen in der

Region. Bereits 1902 hatte Max Kwiecinski zur Einweihung der Bismarcksäule auf der Landeskronen eine entsprechende Tonlage angestimmt: *„Von diesem Platze aus wird auch das Feuer hinüberleuchten zu unsern mit deutscher Kraft um das Deutschthum ringenden Brüdern jenseits der österreichischen Grenze“*. 1927 las sich das beim Hirschfelder Reichstagsabgeordneten Max Schmidt unter dem Titel *„Die preußische Oberlausitz als Grenzgebiet“* dann bereits so: *„Zu den den Frieden gefährdenden Unruheherden gehören an den Grenzen Schlesiens zweifellos die Polen und Tschechen. Letztere führen [...] mit allen ihnen zu Gebote stehenden staatlichen und privaten Mitteln einen bewussten Feldzug in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht gegen alles Deutsche [...]. Gegenüber diesem Treiben und diesen Bestrebungen ist es notwendig, dass die preußische Oberlausitz und ihr Umland bei kräftiger Gegenwehr durch Selbsthilfe auch der besonderen staatlichen Unterstützung und Fürsorge bedarf.“* Diese äußerst angespannte Tonlage durchzog den gesamten 1927 herausgebrachten Präsentationsband der *„Preußischen Oberlausitz“*. Sei es der Görlitzer Oberbürgermeister Snay: *„Zum Schluß muß noch darauf hingewiesen werden, welche außerordentliche Bedeutung die Stadt Görlitz für das Deutschthum als Grenzstadt hat.“* Sei es im Beitrag zur Landwirtschaft der Region: *„Denn das Schlesien und mit ihm die Oberlausitz nach zwei Seiten Grenzland ist und damit besonders hohe Aufgaben für das Deutschthum zu erfüllen hat, ist leider im übrigen Deutschland zu wenig erkannt.“* Sei es im Beitrag zum Sportwesen der Gegend: *„Die Oberlausitz ist ein altes Kampfland, das einst als deutsche Grenzmark, später als kampfdurchtobter Provinzteil in ewigen Sorgen und Nöten war.“* Oder sei es bei Ludwig Feyerabend, der über die Ruhmeshalle und das Museum schrieb: *„Begeisterte Liebe zur Oberlausitzer Heimat, vereint mit hochherziger Opferwilligkeit für ihre idealen Güter schuf einen Inhalt, der heute [...] ein Bollwerk deutscher, Oberlausitzer Kultur im deutschen Grenzlande bildet [...]“*. Dass in keinem der genannten Beiträge ein Hinweis darauf fehlt, wie dringend die öffentlichen Kassen dieses „deutschen Grenzlandes“ auf Zuwendungen aus dem Reich angewiesen wären, um den „jahrhundertealten Kampf“ gegen die bedrohlichen Nachbarn aufrecht erhalten zu können, zeigt zum einen, dass auch in der nationalistisch extrem aufgeheizten Weimarer Republik die Kommunalpolitik im sprachlichen Gestus der Zeit „ihren Stich“ zu machen suchte. Es zeigt aber auch, dass auf

diesem Weg bereits ein Stück des noch die Zeit der Jahrhundertwende bestimmenden Görlitzer Spiels mit den Identitäten zwischen Oberlausitz und Schlesien verloren gegangen war. Zum ersten Mal überhaupt findet sich in dem Band von 1927 eine Karte, die mit *„Schlesischer Oberlausitz“* unterschrieben ist. Auch wenn es in den verschiedenen Texten dann stets noch *„Preußische Oberlausitz“* heißt – ein Anfang war damit gemacht. Die alten Bände begannen lockerer zu werden, die feinen historischen Unterschiede wichen den „großen Erzählungen“ des 20. Jahrhunderts. Noch im Bewusstsein dieser Unterschiede spöttelte Johannes Wüsten in den 1930er Jahren über seine Heimatstadt: *„In der Oberlausitz ist der schlesische Einschlag schon recht spürbar und der Dialekt entsprechend hanebüchen. [...] Mit Görlitz selbst haben die verschiedenen Friedenskongresse die verschiedensten Blödhheiten angestellt, es hat so ziemlich allen umliegenden Regentschaften angehört, hauptsächlich Böhmen und Sachsen. Seit 1814 [sic!] gehört die Stadt zu Schlesien, zu dem sie bestimmt nicht gehört. Schlesien ist ganz was anderes als die Oberlausitz. Breslau zum Beispiel ist schlesisch. Görlitz unter gar keinen Umständen! Aber die Regierung hat das noch nicht gemerkt, und die Oberlausitzer haben noch keine eigene Partei gegründet, was übrigens den Krieg gegen Schlesien bedeuten würde. Einstweilen sind wir hier so ein Übergang, und wer die sächsische und die schlesische Sprache beherrscht, tut wohl daran, er kann sich so vollauf verständigen.“*

Die Oberlausitzer sind dann doch nicht gegen die Schlesier in den Krieg gezogen, sondern vereint mit ihnen unter der Hakenkreuzfahne gegen die Nachbarn. Johannes Wüsten, der als Görlitzer Künstler selbstverständlich auch Rübezahl zu seinen Sujets zählte, überlebte als Kommunist die NS-Gefängnishaft nicht. Und Arno Schmidt siedelte den Untergang seiner Jugend, ihrer Welt und der sie tragenden Gesellschaft im „Leviathan“ in einem Eisenbahnwagen an, hoch auf dem zerstörten Görlitzer Viadukt über der Neiße, im Nirgendwo zwischen Ost und West, den Weg zurück nach Schlesien selbst zerstört mit einem „Schienewolf“, den der Zug auf der Flucht hinter sich her gezogen hatte. Eine ganze Welt war unwiederbringlich im nationalsozialistischen Furor untergegangen.

Verschwundene Landschaften?

Hatte das Jahr 1815 bereits einen nachhaltigen Einschnitt in das Gefüge der Region bedeutet, so sollte dies für das Jahr 1945 um ein Vielfa-

ches potenziert gelten. Mit der Auflösung des Landes Preußen nach der deutschen Kapitulation geriet zwar die geteilte Oberlausitz wieder unter eine einheitliche sächsische Landesverwaltung. Aber bereits 1952 wurde dieser Zustand mit der Abschaffung der Länder in der DDR und der Gründung der Bezirke Dresden und Cottbus beendet. Der nördliche Streifen der Region mit Ruhland, Hoyerswerda, Weißwasser und Bad Muskau gehörte nun zum „Energiebezirk der DDR“, und dessen alleinige Ausrichtung auf die Braunkohleindustrie sollte diesen Teil der Oberlausitz entscheidend verändern. Noch einschneidender war die Situation aber entlang der Neiße. Über Nacht war der Fluss zum ersten Mal in seiner Geschichte überhaupt zum Grenzfluss geworden, an dem entlang nun zusätzlich noch eine neue Sprachgrenze verlief. Das Gebiet östlich von Zittau, die östlichen Teile der Kreise Rothenburg und Görlitz und der ganze Kreis Lauban standen nun unter polnischer Verwaltung und gehörten kurz darauf zur Volksrepublik Polen. Der Görlitzer Kommerzienrat Conrad Heese prophezeite in seinem Tagebuch am 1. August 1945: *„Wenn Görlitz-Ost polnisch wird, ist unser Vermögensverlust ein totaler und Görlitz überhaupt ruiniert. Sein Reichtum, – die Görlitzer Heide – Gas- und Elektrizitätswerke – der beste Teil der Landwirtschaft des Kreises –, liegt östlich der Neiße.“*

Diese Analyse war wirtschaftspolitisch von einiger Voraussicht. Es kostete die DDR große Anstrengungen, die Wirtschaftskraft der geteilten Stadt wieder auf die – nun planwirtschaftlichen – Füße zu stellen. Das geteilte Görlitz hatte aber in den ersten Nachkriegsjahren ein viel sichtbareres Problem als das zerstörte wirtschaftliche Gefüge: Wie Markus Lammert in seiner Studie über Görlitz nach 1945 herausstellte, war die Grenzstadt mit Flüchtlingen und Vertriebenen „von drüben“, wie es nun bald hieß, hoffnungslos überfüllt. Am Ende der 1940er Jahre waren etwa 40 Prozent der Einwohner Flüchtlinge und Vertriebene, ganz überwiegend aus Schlesien. Das war der Spitzenwert in der DDR. In der deutschen Stadthälfte leben zeitweise 120.000 Menschen, womit sie die am dichtesten bevölkerte Stadt der sowjetischen Zone darstellte. 1945 war die Lage in Görlitz schlicht katastrophal. In den Monaten nach Kriegsende beklagte man über 1000 Hungertyphus-Tote, unter ihnen im August auch der Görlitzer Oberbürgermeister. Die Säuglingssterblichkeit lag bei 90 Prozent, die Stadt war nicht mehr in der Lage, die sich in ihr aufhaltenden Menschen ausreichend mit Wohnraum und Nahrung zu versorgen. Noch



1948 bezeichnete ein Zeitungsartikel Görlitz als *„Armenhaus an der Grenze“*. Bezogen auf das erste Jahrzehnt der DDR, spricht Markus Lammert von Görlitz als *„Stadt der Vertriebenen“* und *„schlesischer Exilstadt“*.

Diese Zuschreibung ist keineswegs eine Neuprägung der Gegenwart. Aus den unmittelbaren Nachkriegsjahren finden sich im Görlitzer Ratsarchiv mehrere Akten, die belegen, dass zumindest ein Teil der Görlitzer Bevölkerung die Stadt in dieser Weise wahrnahm. So entspannten sich unmittelbar nach dem Tod Gerhard Hauptmanns im Sommer 1946 unterschiedliche Bemühungen, den Nachlass des Dichters dauerhaft nach Görlitz zu bekommen. In einer Eingabe des Lehrerbildungskurses liest sich das am 13. Juni 1946 so: *„Unsere Anstalt für Neulehrerkurse trägt daher Ihnen, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister, die Bitte vor, dass Görlitz als die letzte verbliebene schlesische Stadt alle Kräfte einsetzt und alle Möglichkeiten ausnutzt, um von dem Hab und Gut Hauptmanns soviel wie möglich sicherzustellen.“*

Flüchtlinge aus Schlesien in Görlitz, 1945.

Foto: Ratsarchiv Görlitz



Wandaufschrift beim Südausgang
des Görlitzer Bahnhofs, 2008.
Foto: Robert Lorenz

Gerhard Hauptmann hat sich in den Mauern unserer Stadt immer wohlgeföhlt.“ Zur Bekräftigung nannte man in diesem Sommer auch das Görlitzer Stadttheater in „Gerhard-Hauptmann-Theater“ um. Und in der Ratssitzung vom 31. Juli 1946 beschloss der Stadtrat die Einrichtung eines Schlesiſchen Museums im Görlitzer Kaisertrutz.

Föhrt man sich vor Augen, wie wichtig nur wenige Jahrzehnte zuvor den Museumsverantwortlichen in Görlitz noch die Abgrenzung zu Schlesien gewesen war, wird deutlich, wie einschneidend der Bruch von 1945 empfunden worden sein muss. Angesichts der völligen Auflösung der alten Nachbarschaften und der mit ihnen zusammenhängenden Alltags- und Namenswelt, angesichts des alltäglichen Elends der unfreiwillig hinzugekommenen neuen Mitbürger, war den noch bei Johannes Wüsten anzutreffenden und mit Humor ausgetragenen „regionalistischen Hakeleien“ zwischen Oberlausitz und Schlesien, wie man sie in Görlitz 130 Jahre lang gepflegt und zur Interessenwahrung auch stadtpolitisch kultiviert hatte, quasi über Nacht die Grundlage entzogen worden. Womöglich war Görlitz in der Wahrnehmung vieler seiner Bewohner nie „schlesiſcher“ als zum Zeitpunkt des empfundenen Untergangs von Schlesien. Einige nahmen dieses Gefühl wohl weiter mit nach West-Deutschland. So bemerkte der Pfarrer und Kirchenhistoriker Christian-Erdmann Schott: „Görlitz war ein Symbol dafür, dass Schlesien nicht völlig unter-

gegangen war, dafür, dass Schlesiſer irgendwo doch noch ein kleines Stück Heimat besaßen. Und dieses Stück Heimat hieß: Görlitz.“ Doch auch in der östlichen Oberlausitz sollte mit den sich hier von Breslau her „in dem sogenannten Restschlesien“, wie Bischof Ernst Hornig in Görlitz im Oktober 1948 schrieb, ansiedelnden evangelischen und katholischen Kirchenleitungen Schlesiens eine lokalspezifische Erinnerungstradition als Flüchtlingskirchen begründet werden, die sich die DDR-Jahre hindurch unter ihren Bischöfen, Pfarrern und vielen Gemeindegliedern erhielt.

Allerdings musste diese Erinnerungsleistung im Gegensatz zur westdeutschen Situation bald inoffiziell erfolgen. Denn im Jahr 1950 vollzog die DDR in einem feierlichen Akt die Anerkennung der neuen Grenze zur Volksrepublik Polen – im einstigen Ost-Görlitz, das nun Zgorzelec hieß und in dem man für diesen Anlass die vormalige „Ruhmeshalle“ als passenden Ort bestimmt hatte, die nun das „Dom Kultury“ der neuen polnischen Bewohner war. Damit galt das Thema für abgeschlossen und eine zu stark nach außen getragene Beschäftigung mit der schlesiſchen Herkunft in der DDR als unerwünscht und verdächtig. In einer Stadt voller ehemaliger Schlesiſer musste so eine Geschichtspolitik auf Widerstände stoßen. So berichtete bereits eine Aktennotiz des Görlitzer Amtes für Volksbildung vom 28. Februar 1949 in allarmierendem Tonfall vom „Gastspiel des Mundartsprechers Paul Heinke in Görlitz“.

Dieses „*trug eine stark schlesische, wenn nicht schon gar chauvinistische Tendenz. Die Umräumungen Paul Heinkes zu seinen Vorträgen waren dazu angetan, in den Neubürgern ein starkes Sehnsuchtsgefühl nach ihrer alten Heimat zu wecken. [...] Herr Heinke hat die Genehmigung, „Lausitzer Heimatabende“ durchzuführen, was jedoch nicht geschehen ist. Aus dem Verwandtschaftsverhältnis der lausitzer und der schlesischen Mundart war es Herrn Heinke sehr leicht möglich, in Görlitz einen ausgesprochen schlesischen Heimatabend zu veranstalten, indem die im Manuskript angegebenen lausitzer Gedichte statt der Bezeichnung „Lausitz“ oder „Oberlausitz“ stets mit den Worten „Schlesien“ oder „Oberschlesien“ vorgetragen wurden.*“ Die „Neubürger“ nutzten zunehmend auch beliebte Ausflugspunkte mit Fernblick in Richtung Riesengebirge wie die Landeskronen und den Kreuzberg bei Jauernick für ihren Wochenendspaziergang mit der Familie. Ein besonders emotionaler Ort sollte aber der „Blockhaus-Blick“ am zerstörten Eisenbahnviadukt werden. Der letzte katholische Pfarrer der einstigen Oststadt, Franz Scholz, hatte bereits 1946 unmittelbar nach seiner Ausweisung die Gefühlslage der nächsten Jahre für viele Besucher an diesem Ort beschrieben. Am 17. Juni 1946 notierte er in seinem Tagebuch: *„Vom Blockhaus in Görlitz-West, am gesprengten Viadukt, schaue ich jetzt über die Neiße in das schlesische Land. Nur einen Kilometer entfernt liegt meine Kirche St. Bonifatius, die Glocken läuten wie immer.“*

Natürlich veränderte sich in vierzig Jahren DDR diese Gefühlswelt allmählich. In den 1960er Jahren wurde die Grenze nach Polen durchlässiger. Viele unternahmen mit der Familie Ausflüge an den alten Wohnort jenseits des Flusses. Häufig ergaben sich Begegnungen mit den neuen Bewohnern der alten Häuser, aus denen sich in einigen Fällen auch Freundschaften entwickelten. Im Winter fuhr man wieder zum Skilaufen ins Riesengebirge. In den 1970er Jahren befanden sich Görlitz und Zgorzelec das erste Mal für kurze Zeit auf dem Weg zur Doppelstadt. Es gab erste Eheschließungen über den Fluss hinweg, und man machte sich Gedanken zu einer gemeinsamen Stadtplanung. Im Presseladen des „Dom Kultury“ kauften sich die Görlitzer westdeutsche Zeitungen. Nach außen hin waren die „Neubürger“ nur noch am Dialekt von den übrigen Bewohnern in der Stadt und der Region zu unterscheiden. Sie hatten in Görlitz den industriellen Wiederaufbau mit geleistet und die Stadt hinter Dresden zur Nummer Zwei im Bezirk gemacht, waren Kollegen „in der Kohle“

und in der LPG. Auf den Dörfern waren sie Teil des dortigen Heiratsmarktes geworden, was in den Heidedörfern für den Alltagsgebrauch der sorbischen Sprache zu einer zusätzlichen Herausforderung werden sollte, die nur in wenigen Fällen gemeistert wurde.

Eine gemeinsame Identitätskonstruktion erfolgte öffentlich im Sinne der propagierten sozialistischen Gesellschaft über die Betriebe und in den Strukturen der Kreise und Bezirke. Schlesien spielte dabei selbstverständlich entlang der Neiße keine Rolle mehr. Die Oberlausitz allerdings auch nicht. Die alten Regionalismen waren absichtsvoll durch neue ersetzt worden. Privat und im Kreis von Geschichtsfreunden konnte man sich durchaus mit der regionalen Historie vor 1945 beschäftigen. Doch eine Identitätserzählung in Anlehnung an den Sechsstädtebund oder gar das ständisch orientierte Markgraftum Oberlausitz waren weder im Heimatkundeunterricht an den Schulen ein Thema, noch wurden sie in der „Stadt der Türme“, wie Görlitz für sich in der DDR warb, hervorgehoben. Hinzu kam, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Regionalgeschichte nach der Auflösung der Oberlausitzischen Gesellschaft in Görlitz 1945 ihren Schwerpunkt an das 1951 gegründete Sorbische Institut in Bautzen verlagert hatte. Hier stand nachvollziehbarer Weise das sorbische Siedlungsgebiet innerhalb der beiden Lausitzen im Vordergrund der Arbeit und damit eine räumlich wie geschichtlich anders gewichtete Sicht auf die Region, die in den östlichen Teil der Oberlausitz weniger Verbindungen hatte. So verband sich mit dem Begriff „Lausitz“ nun republikweit eine sorbisch geprägte Vorstellung der Gegend. Und mit der „Oberlausitz“ die FDGB-Ferienregionen des Oberlausitzer Berglandes und des Zittauer Gebirges. Görlitz und sein Umland spielten in dieser Wahrnehmung keine herausragende Rolle mehr.

Allerdings blieben in der viel beschriebenen DDR-„Nischengesellschaft“ die Erinnerungen an die solcherart scheinbar verschwundenen Landschaften im Privaten vielfach existent. Ines Geipel beschreibt es in einem Nachwort zu einem Roman der im Nachkriegs-Görlitz aufgewachsenen Sylvia Kabus so: *„Die alten Städte der Lausitz. Ihre einzigartige Assimilationswelt. Das Gemisch aus verschiedenen Sprachen, Kulturen, Konfessionen, politischen Machtansprüchen. Sorben und Schlesier, Polen und Deutsche. Die Oder und das Riesengebirge, Provinz und Grenzland. [...] Eine Nachkriegs-kindheit aus Fülle und Raum also, aus Pracht und Tiefe. Doch in den Sog des Schönen einge-*

lassen harsche historische Konturen. Denn die Stadt, zwischen 1815 und 1945 zur preußischen Provinz Schlesien gehörend, wurde nach Kriegsende in das deutsche Görlitz und das polnische Zgorzelec geteilt. Von da an trennte der Grenzfluss Neiße Menschen, Identitäten, Erinnerungen, Ressentiments. Sylvia Kabus nennt ihre Kindheit denn auch einen „einzigsten Ausnahmezustand, rauschloslösend, sinnenreich, bitter“, in der Schlesien, Preußen und eben Vertreibung zu Unworten wurden und sich die eigene, innere Welt früh schon auf Verborgenes, Abwesendes, Verschwundenes ausrichtete.“

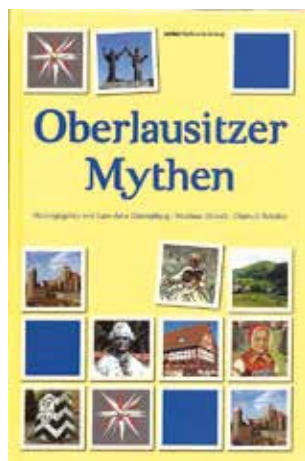
Seit dem Herbst 1989 ist es mit dieser oft als traumatisch erinnerten Heimlichkeit im Umgang mit Schlesien in der Oberlausitz vorbei. In den letzten zwanzig Jahren haben sich hier sehr unterschiedliche Formen herausgebildet, das Zugehörigkeitsgefühl zu Schlesien

zu leben und nach außen hin zu zeigen. Vom engen regionalen Horizont über den zum Teil auch aggressiv behaupteten, deutsch-nationalen Blick bis zum postnationalen, europäisch-hybriden Schlesienentwurf ist alles vertreten. Es muss sich noch zeigen, welche Kraft diese Rückbesinnung entwickeln kann und ob sich aus ihr heraus womöglich ganz neue schlesisch-oberlausitzische Erzählungen ergeben, die wir uns jetzt noch gar nicht vorstellen können und die in eine mögliche Zukunft der Region weisen, anstatt sich wie bisher hauptsächlich ihrer Vergangenheit zu vergewissern. Es wäre nicht verwunderlich, wenn sich dies einmal mehr in der Doppelstadt Görlitz-Zgorzelec vollzöge. Einstweilen fährt als ein möglicher Beginn seit 2012 hier wieder ein Zug auf Arno Schmidts Schulweg über Lauban (Luban) ins Riesengebirge.

Literatur

- Ines Anders: Die Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser-Friedrich-Museum in Görlitz 1902 bis 1932. Ein Beitrag zu Geschichte und Selbstverständnis der Städtischen Kunstsammlungen Görlitz. Berlin 1992.
- Ludwig Feyerabend: Führer durch die Gedenkhalle mit Kaiser-Friedrich-Museum. Görlitz 1910.
- Ines Geipel: In der Stummheit der Häuser. Nachwort. In: Sylvia Kabus: Weißer als Schnee. Frankfurt am Main 2008.
- Ingeburg Heese (Hrsg.): Aus dem Tagebuch von Justizrat Conrad Heese, Görlitz 1945. Oldenburg, Görlitz 2002.
- Albert Klaus: Die Hungernden. Berlin 1932.
- Max Kwiecinski, Max: Das Wichtigste aus der Geschichte von Görlitz. Görlitz 1902.
- Markus Lammert: Die Stadt der Vertriebenen. Görlitz 1945–1953. Görlitz 2012.
- Paul Mühsam: Ich bin ein Mensch gewesen. Lebenserinnerungen. Berlin 1989.
- Dietmar Neß (Hrsg.): Bischof Ernst Hornig. Rundbriefe aus der Evangelischen Kirche von Schlesien 1946–1950. Sigmaringen 1994.
- Hugo Sattig: Erinnerungen aus meinem Leben. Aufgezeichnet für meine Kinder, Kindeskinde und Freunde. Magdeburg 1884.
- Arno Schmidt: Leviathan oder Die Beste der Welten. Hamburg, Stuttgart 1949.
- Franz Scholz: Görlitzer Tagebuch. Chronik einer Vertreibung 1945/46. Frankfurt am Main, Berlin 1993.
- Christian-Erdmann Schott: Spuren und Wirkungen der schlesischen evangelischen Kirche im Nachkriegsdeutschland. Würzburg 2000.
- Franz Schroller: Schlesien. Eine Schilderung des Schlesierlandes. Glogau 1885.
- Erwin Stein (Hrsg.): Die Preußische Oberlausitz. Berlin 1927.
- Johannes Wüsten: Die Verrätergasse. Stücke, Aufsätze, Gedichte, Autobiographisches, Briefe. Berlin 1980.

Autor
Robert Lorenz
Berlin



Zum Weiterlesen:
Lars-Arne Dannenberg, Matthias Donath, Dietrich Scholze (Hrsg.):
Oberlausitzer Mythen. Meißen
2012, 206 Seiten mit zahlreichen
Abbildungen, 17,00 €.

Zu beziehen bei:
Redaktions- und Verlagsgesellschaft
Elbland GmbH
Niederauer Straße 43
01662 Meißen
Tel.: 03521-41045520
E-Mail: sz.meissen@dd-v.de

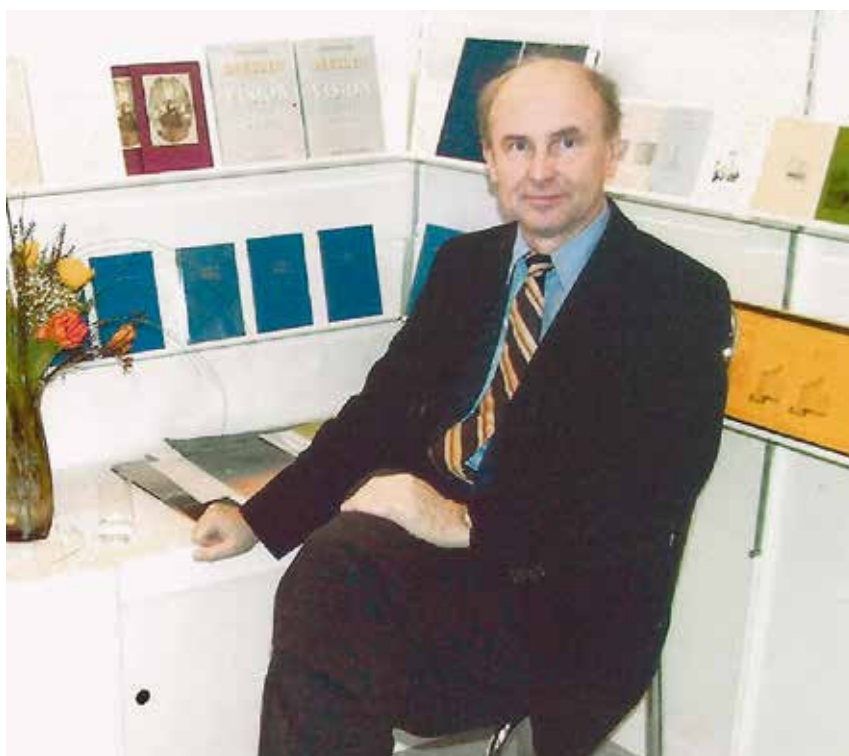
Es handelt sich um die überarbeitete
Fassung des Artikels „Schlesien“ in:
Dannenberg, Donath, Scholze (Hrsg.):
Oberlausitzer Mythen. Meißen 2012.
Seite 190-201.

Der Dresdner Verleger Lothar Dunsch (1948–2013) und seine Editionen zur Geschichte der Naturwissenschaften und Medizin

Volker Klimpel

In seinem einen Leben war Lothar Dunsch forschender Chemiker mit einer glänzenden akademischen Laufbahn und internationalem Ansehen. Er wurde am 14. Februar 1948 im sächsischen Großröhrsdorf geboren und ist in Pulsnitz aufgewachsen – der Stadt Ernst Rietzschels (1804–1861)¹ –, studierte nach einer Maschinenbaulehre Chemie an der Bergakademie Freiberg (heute Technische Universität Bergakademie Freiberg) und promovierte dort 1973 mit dem Thema „Zur anodischen Oxidation des Anilins in gesättigter NaCl-Lösung“ zum Dr. rer. nat. Von 1974 bis 1978 arbeitete Dunsch als wissenschaftlicher Assistent am Institut für Festkörper und Werkstofforschung und bis 1991 als Arbeitsgruppenleiter des Instituts für Technologie der Polymere, beide in Dresden. Seine Arbeitsgebiete waren die Elektrochemie der Polymeren, die Spektroskopie und die Fullerene.

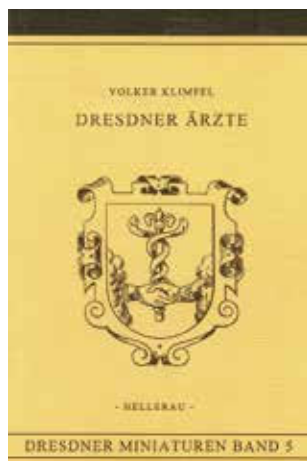
Nach einem Gastaufenthalt am Heyrovsky-Institut² in Prag leitete Dunsch seit 1992 die Abteilung „Elektrochemie und leitfähige Polymere“ am Dresdner Leibniz-Institut für Festkörper und Werkstofforschung (IWF). 1996 habilitierte er sich mit der Arbeit „ESR³-spektroskopische in situ Methode in der Elektrochemie“ an der Technischen Universität Dresden, wo er 2002 zum Honorarprofessor berufen wurde. 2009 gründete Professor Dunsch das „Zentrum für Spektroelektrochemie“ am IWF Dresden, im Dezember 2012 erhielt er von der Slowakischen Technischen Universität in Bratislava die Ehrendoktorwürde verliehen.



Soweit die Kurzbiographie des Wissenschaftlers Dunsch, den Vortragsreisen in die fernsten Länder führten und dessen Publikationsverzeichnis über 300 Stellen aufweist.⁴ Schon in den 1980er Jahren beschäftigte sich Dunsch auch mit der Geschichte seines Fachgebietes und ihren bedeutenden Persönlichkeiten. In der Teubnerschen⁵ Reihe „Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner“ veröffentlichte Dunsch 1982 das

Der Verleger Lothar Dunsch in seinem Stand auf der Leipziger Buchmesse, 2010.

Foto: Anette Dunsch



Volker Klimpel, Dresdner Ärzte.

Porträt des englischen Chemikers Sir Humphry Davy (1778–1829) und 1986 das Lebensbild des schwedischen Chemikers Jöns Jacob von Berzelius (1779–1848). Beiden fühlte er sich durch seine Studien und speziellen Forschungen besonders verbunden. Und von beiden ist auch ihre Verbindung zur Medizin anzumerken. Berzelius hat regulär an der Universität von Uppsala Medizin studiert und promoviert, hat am Collegium medicum in Stockholm gearbeitet und ist dort Armenarzt gewesen, bevor er zur Chemie und Pharmazie „umschwenkte“, dies jedoch wieder an der Chirurgischen Schule von Stockholm. Davy kam schon im Alter von 16 Jahren zu einem Chirurgen und Apotheker in die Lehre, wo er sich die Grundlagen chemischen Arbeitens aneignete, die dann für seinen späteren Lebensweg bestimmend wurden. Während der eine mit der Bestimmung chemischer Elemente und ihrer Atomgewichte noch über 150 Jahre später unseren Dresdner Wissenschaftler beeindruckte, kam der andere Dunsch unter anderem mit der Elektrostatik und dem Kohlenbogenlicht nahe. Dunschs Arbeiten zu diesen Naturforschern wiederum waren von solcher Relevanz, dass sie in der Literatur einschlägiger Lexika aufgeführt wurden.⁶ In diesen auch wissenschaftshistorisch produktiven Jahren erschienen von Dunsch 1982 das Porträt Wilhelm Ostwalds (1853–1932), des Ionenforschers und Begründers der modernen Physikalischen Chemie⁷, sowie 1985 die dann mehrfach aufgelegte „Geschichte der Elektrochemie“.⁸ Mit Ostwald, dem Balten in Großbothen bei Leipzig⁹, hat sich Dunsch mehrfach beschäftigt. Das Ergebnis waren außer der oben genannten die Schriften „Wilhelm Ostwald und die Naturwissenschaften“ (1978), „Forschen und Nutzen – Wilhelm Ostwald zur wissenschaftlichen Arbeit“ (1978 ff., zusammen mit Günther Lotz und Uta Kring) und „Ein Fundament zum Gebäude der Wissenschaften – 100 Jahre ‚Ostwalds Klassiker der exakten Wissenschaften (1889–1989)‘. Zu seinem wohl bedeutendsten wissenschaftshistorischen Werk wurde Dunschs Abriss „Geschichte der Elektrochemie“, in der er den Weg dieser Disziplin von den Anfängen bis zu Luigi Galvani (1737–1798), Alessandro Volta (1745–1827) und Michael Faraday (1791–1867) nachzeichnet, dabei die Entwicklung der Stromquellen und Batterien beschreibt und zu Hermann Helmholtz (1821–1894) hinführt. Weitere Kapitel betreffen die Geschichte der Elektrolyte, der Elektrolyse und der Elektrodenkinetik. Spätere

Autoren sind in ihren Monografien immer wieder auf diese grundlegende Arbeit von Dunsch zurückgekommen.¹⁰

In seinem anderen Leben erfüllte sich Lothar Dunsch 1990 – die veränderten politischen Verhältnisse und die neu gewonnene Freiheit machten es möglich – einen langgehegten Traum: mit einem Kompagnon, der bald wieder ausstieg, gründete er den Hellerau-Verlag in Dresden. Die materielle Grundlage dafür lieferte ihm sein Hauptberuf. Mit dem Verlag in der Inneren Neustadt sah sich Dunsch in der Tradition des Hellerauer Verlegers Jakob Hegner (1882–1962), einem Pionier des „ästhetischen Buchdrucks“, der Paul Claudel (1868–1955), Else Lasker-Schüler (1869–1945), Rainer Maria Rilke (1875–1926) und viele andere zu seinen Autoren zählte. In der bewegten Umbruchzeit von 1990 hat sich Dunsch auch politisch als Stadtverordneter bei den „Freien Bürgern“ engagiert, sich aber nach einer Legislaturperiode enttäuscht abgewandt. Umso mehr galt nun alle seine Kraft, die ihm neben der Lehr- und Forschungstätigkeit blieb, seinem Verlag. Hegners Satz „Einen Verlag macht man nicht, man lebt ihn, opfert sich für ihn“ wurde Lothar Dunschs Leitmotiv. Und einen weiteren Ausspruch von Hegner zitierte Dunsch gern: „Verleger müssen zäh sein wie Katzen“, was seinen ständigen Kampf ums Überleben als Ein-Mann-Verlag umschreibt. In seinen besten Zeiten brachte der Hellerau-Verlag jährlich fünf bis zehn Neuerscheinungen heraus, am Ende des Verlages waren circa 70 Titel im Programm.¹¹ Viele davon beschworen den Genius loci von Hellerau und regten in ihrer Vielseitigkeit auch zur Beschäftigung mit der Lebensreformbewegung und der medizinischen Seite dieses Dresdner „Arkadien“ an, wie der Schriftsteller Peter de Mendelssohn (1908–1982) die Gartenstadt nannte, in der er aufgewachsen war.¹² Von Mendelssohn verinnerlichte Dunsch als Verleger auch Folgendes:

Wer Bücher liebt, der liebt Menschen,
wer Bücher sammelt, der sammelt Menschen,
wer Bücher macht, der erschafft Menschen,
und wer von Büchern erzählt, der erzählt,
wenn er ehrlich und aufrichtig ist,
von sich selbst“.¹³

In Hellerau hatten – auf der Basis der rhythmisch-musikalischen Kurse des Schweizer Komponisten und Musikpädagogen Émile Jaques-Dalcroze (1865–1950) – die Heilrhythmie und die Musiktherapie unserer Zeit

- 1 Bildhauer, Schöpfer des Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. Über ihn schrieb Dunsch das Büchlein „Ernst Rietschel in Dresden“. Hellerau-Verlag 2004. Der Enkel Hans Rietschel (1878–1970) war Professor der Pädiatrie, sein Urenkel Ernst Theodor Rietschel (geb. 1941) ist Professor der Chemie.
- 2 Benannt nach Jaroslav Heyrovsky (1890–1967), tschechischer Physiko-Chemiker.
- 3 Elektronenspinresonanz.
- 4 <http://www.ifw-dresden.de/de/prof-lothar-dunsch> [12. 03. 2014]
- 5 Wissenschaftlicher Verlag in Leipzig, gegründet von Benedictus Gotthelf Teubner (1784–1856), bestand von 1811 bis 2008.
- 6 Zum Beispiel Kraft, Fritz (Hrsg.): Lexikon großer Naturwissenschaftler. Vorstoß ins Unbekannte. Wiesbaden 2003, S. 49, 115.
- 7 Dunsch, Lothar: Das Porträt: Wilhelm Ostwald (1853–1932). In: Chemie in unserer Zeit. Bd. 16. Weinheim 1982, S. 186–196.
- 8 Dunsch, Lothar: Geschichte der Elektrochemie. Ein Abriss. Leipzig 1985.
- 9 Hier befinden sich heute das Wilhelm-Ostwald-Archiv, ein Museum und eine Begegnungsstätte.
- 10 Szöllösi-Janze, Margit: Fritz Haber. München 1998; Daiber, Jürgen: Experimentalphysik des Geistes. Novalis und das romantische Experiment. Göttingen 2001; Hackenholz, Dirk: Die elektrochemischen Werke in Bitterfeld 1914–1945. Ein Standort der IG-Farbenindustrie AG. Münster 2004.

ihre Wurzeln. In Hellerau behandelten fortschrittliche Psychiater wie Ernst Jolowicz (1882–1958) nach Methoden der Suggestion und Tanztherapie vor allem Konzentrations- und verhaltensgestörte Kinder, und es gab ein ärztlich geleitetes „Tagesstätte und Heim-Erziehungsinstitut für seelenpflegebedürftige Kinder“. Soziale Vereine hatten hier ihren Sitz, prominente Ärzte wie Otto Neustätter (1870–1941), Direktor am Deutschen Hygiene-Museum in Dresden, und Rudolf Neubert (1898–1992), der spätere Ordinarius für Sozialhygiene in Jena, lebten und arbeiteten in Hellerau.¹⁴

Im Hellerau-Verlag erschienen die Reihen „Opera Selecta Humanoria“, „Kleine Sächsische Bibliothek“, „Kursächsische Wanderungen“, „Dresdner Miniaturen“ und „Yess“ (für junge Lyriker und Prosaisten, bis 1998). Trotz der unbarmherzigen Konkurrenz im Verlagswesen und auf dem Buchmarkt landete der Hellerau-Verlag auch einige Bestseller wie „Als ich ein kleiner Junge war“ von Erich Kästner, „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ von Wilhelm von Kügelgen, „Sächsische Geschichte“ von Otto Kaemmel oder „Hellerau – Die Gartenstadt als Künstlerkolonie“ von Hans-Jürgen Sarfert. Groß angelegt war 1997 die Neuauflage von Gustav Nieritz' (1795–1876) „Selbstbiographie“, ergänzt von einem profunden Nachwort des Dresdner Germanisten Günter Jäckel (1926–2011).

Dunsch hat noch im Februar seines Todesjahres 2013 einen Vortrag über den Armenschullehrer und Volksschriftsteller Nieritz und sein Leben im 19. Jahrhundert im Kügelgenhaus zu Dresden gehalten. Ein weiterer Meilenstein war 2002 die Edition des historisch-biographischen Lexikons „Berühmte Dresdner“ mit 995 Kurzbiographien.¹⁵ Dass Dunsch nicht nur ein Mann des Labors, der Formeln und des Hörsaals war, sondern auch die Feder durchaus meisterhaft zu handhaben verstand, hatte er mit seinen wissenschaftshistorischen Abhandlungen schon hinlänglich bewiesen. Als Herausgeber und Autor in seinem eigenen Verlag bekräftigte er einmal mehr, wie ihm das Wort zu Gebote stand, nachzulesen beispielsweise in seinem Nachwort zu Charles Darwins „Das Leben meines Großvaters Erasmus Darwin“ (2003) oder in der Neuübersetzung mit Kommentar und Nachwort von Johann Keplers „Vom sechseckigen Schnee“ (2005). Beides sind bibliophile Ausgabe aus der Reihe „Opera Selecta Humanoria“. Bei der Darwinschen Biographie machte sich Dunsch die Mühe,

anhand der 2003 in Cambridge nach den originalen Druckfahnen erschienenen Ausgabe dank seiner vorzüglichen Englischkenntnisse eine neue Übersetzung vorzunehmen und zu kommentieren. Mit Darwin ist wiederum ein Bezug zur Medizin gegeben, denn schon der Großvater und der Vater waren Ärzte, und auch Charles Darwin hat zunächst in Edinburgh Medizin studiert, wenn auch nur kurz und ohne Begeisterung. Die biographische Skizze über „Ehrenfried Walther von Tschirnhaus“¹⁶ von Rudolf Zaunick (1893–1967)¹⁷ hat Dunsch ebenso neu herausgegeben und kommentiert wie die „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers“ von Ludwig Richter (2001 und 2008). Als Herausgeber hat Dunsch dem Tschirnhaus-Band eine lesenswerte biographische Notiz zu Rudolph Zaunick beigegeben, in der er die Bedeutung des Hochschulpädagogen und Wissenschaftshistorikers herausarbeitet, der unter anderem auch die „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten“ von Carl Gustav Carus (1789–1869) edierte, übrigens in dem Dresdner Verlag von Wolfgang Jess (1885–nach 1944 verschollen), dem sich Dunsch mit seiner Yess-Buchreihe verbunden sah. Auch Zaunicks Rolle als Direktor der „Leopoldina“¹⁸ und Herausgeber der weltberühmten „Acta Historica Leopoldina“ wird entsprechend gewürdigt.¹⁹ In seinem von 1994 bis 2004 in 10 Bänden erschienenen Hellerau-Almanach, seinem „Herzens- und Schmerzenskind“, ist der Verleger ebenfalls oft mit eigenen kulturgeschichtlichen Miniaturen hervorgetreten, die sich durch einen gepflegten, ja poetischen Stil auszeichnen und so gar nicht an den nüchternen Naturwissenschaftler denken lassen.

Die Heilkunde hat Lothar Dunsch stets als Teil der sächsischen Kultur betrachtet und es als schmerzlich empfunden, dass erst in den letzten Jahren in einigen Periodika die Medizingeschichte Platz gefunden hat und seit Heinz Egon Kleine-Natrops „Das heilkundige Dresden“ von 1964 keine größere Übersicht zu diesem Thema vorgelegt worden ist.²⁰ So wurde er auch auf diesem Felde tätig, nachdem er bereits 1994 die artverwandte „Pharmaziegeschichte Dresdens“ von Heinz Glodschei herausgebracht hatte, eine weitere Auflage dieses Bandes 3 der „Dresdner Miniaturen“ erschien 1996. Darin werden zum ersten Mal die Entwicklung der Dresdner Apotheken, die pharmazeutischen Unternehmen und Lehranstalten Dresdens und ihre Protagonisten dargestellt. 1998 entschloss sich Dunsch, ein historisch-biographisches



Volker Klimpel, Das heilkundige Sachsen.

- 11 Gärtner, Tomas: Der Sinn fürs Besondere. Lothar Dunsch, der Leiter des Hellerau-Verlages, ist im Alter von 65 Jahren gestorben. Dresdner Neueste Nachrichten vom 4. 12. 2013, S. 10.
- 12 Dunsch, Lothar: Arkadien und Hellerau. In: Hellerau Almanach 5. Hrsg. v. Lothar Dunsch. Dresden 1998, S. 59-72.
- 13 Zitiert nach Dunsch, Lothar: Jakob Hegner und sein Verlag in Hellerau. In: Dresdner Hefte 76 (2003), S.60.
- 14 Klimpel, Volker: Medizinisches aus Hellerau. Ärzteblatt Sachsen 10/2011, S. 546-549.
- 15 Klimpel, Volker: Berühmte Dresdner. Historisch-biographisches Handbuch bedeutender Persönlichkeiten, geboren in Dresden. Dresden 2002.
- 16 Naturforscher und Universalgelehrter der Aufklärungszeit, lebte von 1651 bis 1708, hat mit seiner „Medicina mentis“ (1687 ff.), seinen Brennsiegeln und Linsenapparaten die Naturwissenschaft und Medizin seiner Zeit beeinflusst.
- 17 Pädagoge und Wissenschaftshistoriker, Professor in Dresden und Halle/Saale.
- 18 Deutsche Akademie der Naturforscher, 1652 in Schweinfurt gegründet, seit 1878 mit Sitz in Halle/Saale.
- 19 Dunsch, Lothar: Biographische Notiz zu Rudolph Zaunick vom Herausgeber. In: Rudolph Zaunick: Ehrenfried Walther von Tschirnhaus. Dresden 2001, S. 97-112.

- 20 Medizinhistorische Beiträge finden sich in den vom Dresdner Stadtmuseum herausgegebenen „Dresdner Geschichtsbüchern“ ab 2007, im Themenheft „Gesundheitswesen in Dresden“ der Dresdner Hefte Bd. 113 (2013) und in der dreibändigen „Geschichte der Stadt Dresden“ (2005–2006).
- 21 Klimpel, Volker: Dresdner Ärzte. Historisch-biographisches Lexikon. Dresden 1998.
- 22 Vorgestellt am 12. März 2009 im Rahmen von „Leipzig liest“ auf der Leipziger Buchmesse und zum 20-jährigen Jubiläum des Hellerau-Verlages am 30. August 2010 im Deutschen Hygiene-Museum Dresden.
- 23 Pädagoge, Schriftsteller und Gymnasialdirektor in Würzen.
- 24 Kunsthistoriker und Museumsdirektor in Dresden. Von ihm erschien in neuer Ausgabe 2002 im Hellerau-Verlag der „Führer durch das Grüne Gewölbe zu Dresden“.
- 25 Klimpel, Volker: Werner Forßmann in Dresden. Hellerau Almanach 10. Hrsg. v. Lothar Dunsch. Dresden 2004, S. 9–19.
- 26 www.hellerau-buergerverein.de/index.php/aktuelles/news/114-ende-des-hellerau-verlages
- 27 Siehe Gesamtkatalog 2011: Zweijährzehnte Kulturgeschichte Hellerau-Verlag Dresden 2011

Lexikon „Dresdner Ärzte“²¹ als Band 5 der „Miniaturen“ herauszubringen, versehen mit einer medizinhistorischen Einführung und einer Zeittafel. Anhand von Leben und Werk der Ärzte wird auch zu den Anfängen von medizinischen Spezialdisziplinen wie Augen Chirurgie, plastische Chirurgie, Homöopathie, Parasitologie, Endoskopie und Urologie in der Elbestadt hingeleitet. Der Nachfolgeband „Dresdner Ärzte des 20. Jahrhunderts“ liegt als Manuskript vor, konnte aber durch den am 28. November 2013 in Dresden erfolgten Tod von Lothar Dunsch nicht verwirklicht werden.

In diese Reihe fügte sich als Band 9 auch die „Astronomiegeschichte Dresdens“ von Jürgen Helfricht ein (2001). Es sollten nach 1998 noch weitere Editionen mit medizinhistorischem Einschlag folgen, die einen nicht geringen verlegerischen Mut erforderten: „Das medizinische Dresden“ (2009)²² und „Das heilkundige Sachsen“ (2011), beide vom Verfasser des Ärzte-Lexikons und beide topografisch angelegt. Das Wagnis am Experiment entnahm der Verleger wohl seinem Chemikerberuf. „Das medizinische Dresden“ ist ein Führer durch die Medizingeschichte der Stadt in Form eines längeren Spaziergangs, auf dem die wichtigsten Orte und Ereignisse der Heilkunde dargestellt werden, illustriert von zahlreichen Abbildungen und verknüpft mit Geschichten am Rande des Geschehens. Immer wieder stößt der Leser auch auf enge Verbindungen zwischen Medizin und Kunst in Dresden. Im „Heilkundigen Sachsen“ wird die Medizin- und Krankenhausgeschichte Sachsens von den Anfängen bis zur Gegenwart abgehandelt und dazu die Form einer Reise von West nach Ost und von Nord nach Süd durch den Freistaat gewählt. Es finden sich viele Spezifika in der Entwicklung der Heilkunde in den Regionen und bedeutende Persönlichkeiten. Den Abschluss bilden medizinische Begriffe, die auf aus Sachsen stammende oder in Sachsen tätig gewesene Ärzte zurückzuführen sind und ihren Einfluss auf die gesamte Medizin belegen. Dunsch hatte zunächst ein auf die Medizin bezogener Text-Bild-Band in Art des „Bilder-Atlas zur Sächsischen Geschichte“ von Otto Eduard Schmidt (1856–1945)²³ und Jean Louis Sponzel (1858–1930)²⁴ vorge-schwebt, was aber nicht auf die Gegenliebe des Autors stieß und schließlich zu der Reiseform der medizinhistorischen Beschreibung führte. In seinem zehnten und letzten Almanach gab Lothar Dunsch seinem medizinhistorischen Autor Gelegenheit, die Dresd-

ner Episode des Chirurgen und Nobelpreis-trägers Werner Forßmann (1904–1979) dar-zustellen. Forßmann hatte von 1935 bis 1938 als 1. Oberarzt bei Professor Albert Fromme (1881–1966) an der Chirurgischen Klinik am Krankenhaus Dresden-Friedrichstadt gear-beitet. Seine Selbstversuche mit dem Herzkatheter, die ihn berühmt machten, lagen da allerdings schon sechs Jahre zurück.²⁵ Ein geplantes Buch mit dem Titel „Dresdner Exlibris“, verfasst von dem Medizinhistoriker und Spezialisten für Ärzte-Exlibris Albrecht Scholz (1940–2013) in Zusammenarbeit mit dem Historiker Konstantin Hermann, kam durch Scholz' und Dunschs Tod nicht zustan-de.

Lothar Dunsch hat von seinen Autoren nie einen Druckkostenzuschuss verlangt und in heute einzigartiger Weise immer allein das Risiko getragen. Er zählte zu den letzten Idealisten des Metiers und pflegte stets einen sehr persönlichen Kontakt zu seinen Auto-ren. Der Bürgerverein des Dresdner Stadt-teils Hellerau, der dem Verlag seinen Namen gab, hat Lothar Dunsch einen einfühlsamen Nachruf gewidmet: *„Mit dem Tod von Lothar Dunsch, seinem Gründer und Chef, stirbt auch der Hellerau-Verlag. Der Chemie-Profes-sor starb im Herbst letzten Jahres nach schwe-erer Krankheit. 1990 gründete er aus Interesse an der sächsischen Kulturgeschichte seinen eigenen Verlag, quasi als Hobby, und sah sich in einer Tradition mit den frühen Hellerauer Verlegern, wie Jakob Hegner. Mit seiner Ver-lagsarbeit hat Lothar Dunsch maßgeblich zur Renaissance von Hellerau nach der Wende beigetragen. Viele Bücher über die Geschichte von Hellerau, die in rein kommerziellen Ver-lagen keine Chance gehabt hätten, sind von ihm veröffentlicht worden.“*²⁶

Gleiches gilt für die sächsische Wissen-schaftsgeschichte. Sie und insbesondere die Medizinhistoriographie haben in Lothar Dunsch einen stets aufgeschlossenen und aktiven Förderer ihrer Belange verloren. Was bleibt, ist die Literatur des Hellerau-Verla-ges.²⁷

Autor

Dr. Volker Klimpel
Dresden

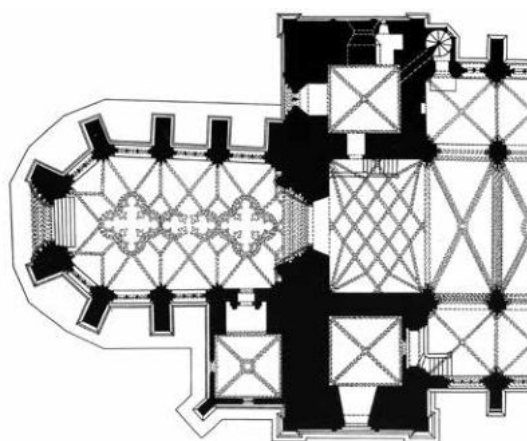
Die Rekonstruktion des Wimpergs über dem Westportal der Fürstenkapelle am Meißner Dom

Günter Donath

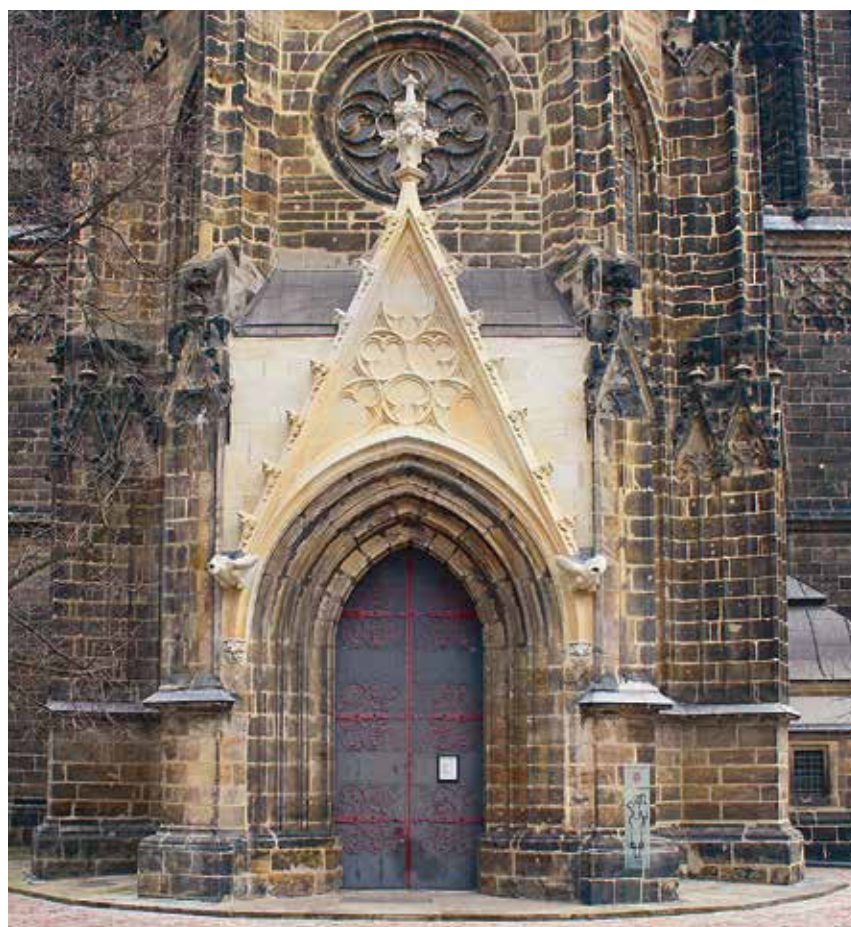
Rekonstruktionen haben in der Denkmalpflege bislang keinen guten Ruf. Aber ist diese starre Haltung auch gerechtfertigt? Natürlich ist das vordringliche Beschäftigungsobjekt der Denkmalpflege das tatsächlich noch vorhandene Denkmal. Auch ist sich der Verfasser darüber im Klaren, dass jede noch so gut dokumentierte und ausgeführte Rekonstruktion de facto ein Neubau ist, der das verlorene Original weder jemals vollgültig ersetzen noch Geschichte rückgängig machen kann. Aber in der baupflegerischen Praxis sind Rekonstruktionen – wie im Ergebnis eines am Meißner Dom 2011 durchgeführten wissenschaftlichen Kolloquiums zu konstatieren war – zum Wohle und Schutz der anvertrauten Monumente mitunter unumgänglich und an den europäischen Kathedralen nicht ungewöhnlich. Am Meißner Dom gibt es dazu mit der Wiederholung der Vermauerung der zur Mitte des 13. Jahrhunderts offenen Arkaden des Achteckbaus nach dem gut dokumentierten Vorbild der Zeit um 1370 bereits ein ausgeführtes Beispiel. Trotzdem bleibt die Erneuerung des schon seit über einhundert Jahren fehlenden Wimpergs ein Einzelfall – und für den planenden Architekten eine glückvolle Erfahrung beim notwendigen Repetieren des Wissens der mittelalterlichen Werkmeister im Planungsprozess.

Was ist ein Wimperg?

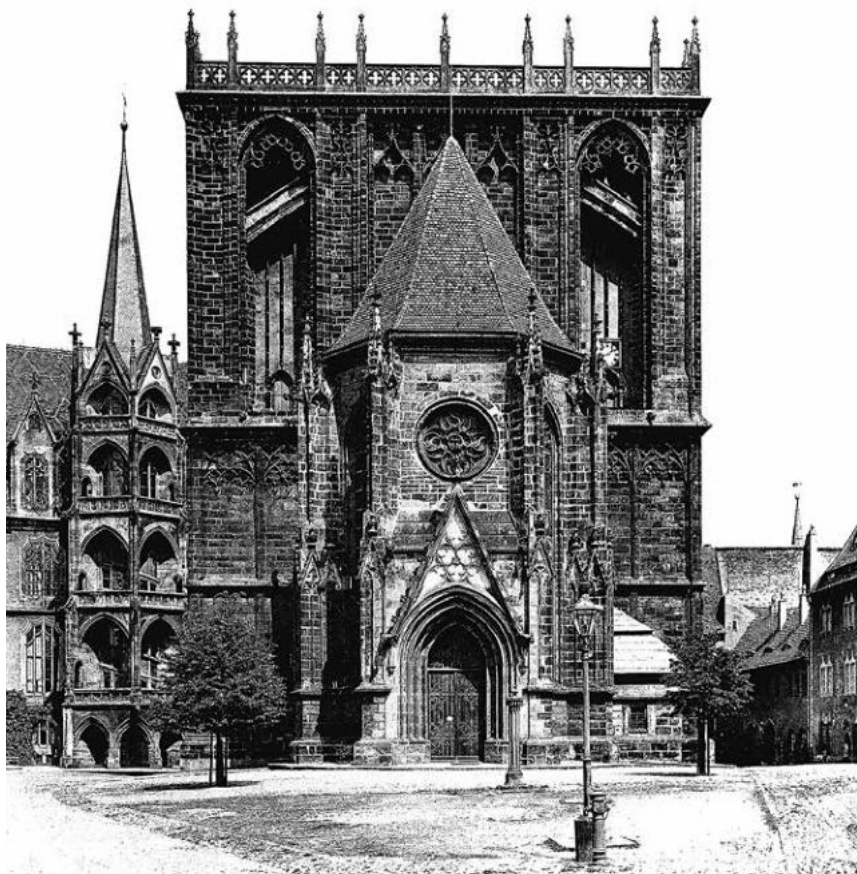
Wer sich mit der Baukunst der Gotik beschäftigt, wird rasch mit einer Vielzahl von Fachbegriffen konfrontiert. Während sich „Kriechblume“, „Kreuzblume“ oder „Maßwerk“ – „das gemessene Werk“ – fast von selbst erschließen, wird es bei einem „Wimperg“ schon etwas schwieriger: das Wort kommt vom Althochdeutschen „wintperga“ und bezeichnet etwas, das vor Wind und Wetter schützt bzw. birgt. Ursprünglich verwendete man diesen Begriff für die Vorhallen vor den Portalen der Kathedralen, deren steile Satteldächer aufwändig gestaltete und verzierte Giebel zeigten. Im Laufe der Zeit ver-



Grundriss der Fürstenkapelle und der Westturmfassade des Meißner Doms.



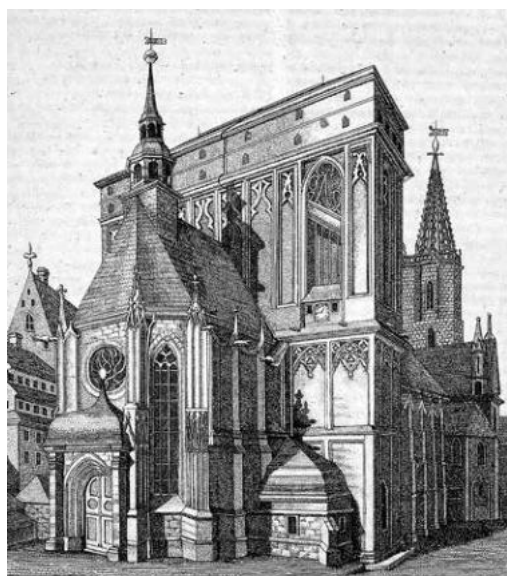
Dom zu Meißner, rekonstruierter Wimperg, 2015.



Die Westfassade des Meißner Domes, Messbildaufnahme von Albrecht Meydenbauer, 1898.

zichtete man auf die Hallen, beließ jedoch am Portal den bekrönenden Giebel als Schmuckelement. Dieser wird als „Wimperg“ bezeichnet und gehört zum unverzichtbaren Formenkanon der Gotik. Wimperge prägen nicht nur maßgeblich das Bild gotischer Bauten, sondern kommen auch als Kleinarchitektur an Sakramentshäusern, Altaraufbauten oder den Goldschmiedearbeiten in Innenräumen vor.¹

Westportal der Fürstenkapelle mit geschweiftem Dach des 17. Jahrhunderts, Lithographie nach einer Zeichnung von Gottlob Friedrich Thormeyer, um 1820.



- 1 Siehe auch Köpf, Hans und Binding, Günther: Bildwörterbuch der Architektur, Stuttgart 1999, S. 497.
- 2 Donath, Günter: Markgraf Wilhelm I. und der Meißner Dom als wettinisches Machtsymbol. In: Wilhelm der Einäugige, Markgraf von Meissen (1346-1407). Tagungsband. Schriften des Vereins für sächsische Landesgeschichte e. V., Bd. 11, Dresden 2009, S. 118-124.

Zur Baugeschichte der Fürstenkapelle

Das umgangssprachlich „Fürstenkapelle“ genannte Bauwerk wurde – kurz nach 1412 beginnend – wie ein Westchor dem Dom vorgelagert. Für die Errichtung der Begräbniskapelle ist offenbar die Allerheiligenkapelle östlich des Alten Palasts der Prager Burg, erbaut 1356 bis 1383 durch Peter Parler, von besonderer Bedeutung gewesen. Das Chorhaupt mit seiner fünfseitigen Brechung – wegen seines „Glashaus-Charakters“ immer wieder mit französischen Architekturvorbildern in Zusammenhang gebracht – wurde zum baukünstlerischen Vorbild für zahlreiche mittelalterliche Chorfassaden um 1400, insbesondere der mitteleuropäischen „schönen Chorfassaden“. Allerdings wurde die Prager Allerheiligenkapelle 1541 nach einem Brand stark beschädigt und danach in ihrem Inneren verändert. Ist aber das Formprinzip der Prager Allerheiligenkapelle ermittelt, so fällt es nicht schwer, es auch im Bau der Meißner Fürstenkapelle zu entdecken; insbesondere in den Verschlingungen und Kleinformen der Strebebögenarchitektur. Die große Ähnlichkeit dieser beiden Bauten verblüfft immer wieder, insbesondere auch beim Vergleich der ursprünglich geplanten Gewölbe mit dem Parallelrippenschema, welches Peter Parler bereits im Chor von St. Veit geschaffen hatte.

Auftraggeber des Baus war Markgraf Friedrich der Streitbare (1370–1428), der sich bei der Teilung der wettinischen Lande nach dem Tode Markgraf Wilhelms I. (1343–1407), des Einäugigen, nach der Leipziger Örterung für die Mark Meißen entschieden hatte. Friedrichs Bruder, Wilhelm II. (1371–1425), hatte zuvor schon am Altenburger Schloss ein Stift gegründet und dort begonnen, einen Chorbau zu errichten. Gleiches beabsichtigte nun Friedrich der Streitbare, der den Meißner Burgberg mit Schloss und Dom stärker zum Zentrum seiner Landesherrschaft ausbauen wollte. Bereits Wilhelm I. hatte den Meißner Dom als Kathedrale eines von ihm neu begründeten Landesbistums und als Ort seiner Grablegung auserkoren. Deshalb trieb er die Vollendung des Dombaus voran. 1401 erfolgte die Schlussweihe des Domes.

Allerdings waren mit der Bestattung Wilhelms I. und seiner Gemahlin Elisabeth von Mähren im so genannten Stifterjoch des Hohen Chors des Domes, zu Füßen der Standbilder des Kaiserpaars, die prominentesten Plätze belegt.² Um einen standesgemäßen Ort für dynastisches Gedenken, der Fürbitte und des Begräbnisses zu erhalten, ließ Friedrich vor dem

Westportal des Meißner Doms einen neuen Westchor errichten. Mit einer inneren Breite von knapp 9 m und 16,9 m Länge wurde der Kapellenneubau dem breiten Westturmriegel des Domes vorgelagert. Für den Grundriss wählte man ein im Westen im 5/8-Schluss endendes Polygon. Offenbar merkte man bald nach der Absteckung, dass das zwischen den eng gestellten Polygonfeilern angeordnete neue Portal zu schmal ausfallen würde. Deshalb verbreiterte man dessen lichte Weite und war nun gezwungen, die Nordwand der Kapelle von der geplanten Parallelstellung zur Süd- wand um ca. 60 cm abweichend leicht nach außen zu führen, sodass sich im Westen der Kapelle eine komfortable Breite für das neue Portal ergab. Außen erfährt der Meißner Bau in der Verdichtung der Schmuckformen eine Steigerung von Ost nach West. Die Strebe- feilerflanken sind mit wimpergartigen Blend- maßwerken reich verziert. In der Achse der Westfassade, am Ort eines hierarchisch wichti- gen Portals, das noch einmal durch eine hoch oben angesetzte Fensterrose betont wird, befindet sich das Portal. Es widerspräche völlig den gestalterischen Prinzipien der „schönen Chorfassaden“, wenn dieses ganz schmucklos ohne Wimperg geblieben wäre.

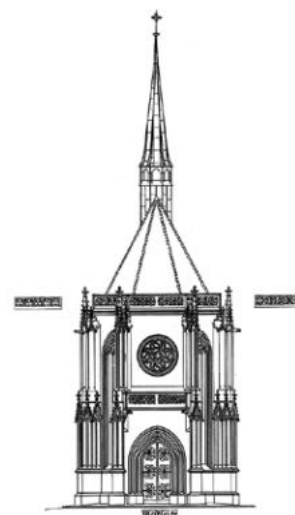
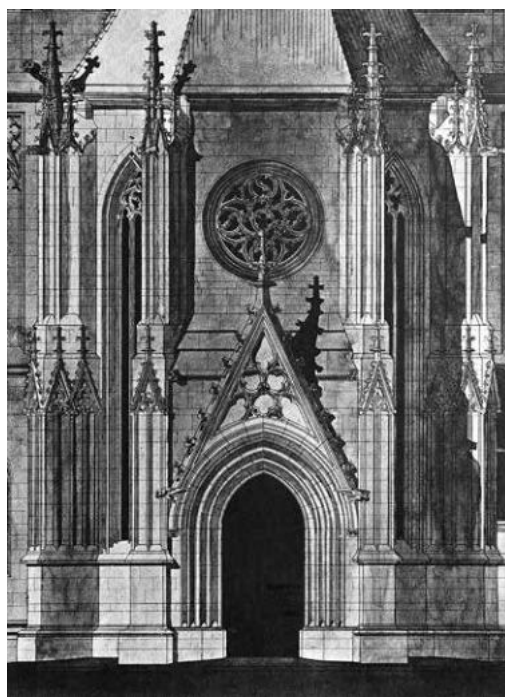
1428 wurde Friedrich der Streitbare (1370–1428), nunmehr Kurfürst von Sachsen, inmitten der neuen Fürstenkapelle beigesetzt. Der liturgi- sche Dienst der für die Fürstenkapelle zustän- digen Priester – die Klerikergemeinschaft in Dom und Fürstenkapelle hatten um 1480 einen „ewi- gen Chor“ etabliert – endete 1539 mit Einfüh- rung der Reformation. Nach Vernachlässigung und willkürlichen Beschädigungen im Dreißig- jährigen Krieg wies Kurfürst Johann Georg II. (1613–1680) eine Restaurierung der Fürstenka- pelle an. Von 1662 bis 1676 erfolgte deshalb eine barocke Umgestaltung der Kapelle durch Ober- landbaumeister Wolf Caspar von Klengel (1630–1691), der im Geiste seiner neuen Stilauflassung das Portal nun mit einer kleinen Vorhalle versah und diese mit einer Schweifhaube überdachte. Prof. Dr. Bruno Klein (TU Dresden) vermutet, dass sich deren etwas ungewöhnliche Gestalt des Schweifdaches damit erklären lässt, dass mit die- ser Dachgestalt Rücksicht auf den noch beste- henden Wimperg oder zumindest auf Teile von ihm genommen wurde.³

Der Wimperg von 1865 und seine Beseitigung

Gleichzeitig mit der Wiederentdeckung der gotischen Baukunst im 19. Jahrhundert setzte die Beschäftigung und Auseinandersetzung

mit dem Meißner Dom ein. Die Maler der Romantik, unter ihnen Philipp Otto Runge (1777–1810) und Johann Theodor Goldstein (1798–1871), ein Schüler Caspar David Fried- richs (1774–1840), nahmen in ihren gezeich- neten Visionen die später erfolgte Vollendung des Domes vorweg. Die Fürstenkapelle bilde- ten sie ohne die barocken Veränderungen ab und malten einen gotischen Wimperg über dem Portal.

Nach langwierigen Vorbereitungen begann 1856 die erste umfassende Restaurierung des Meißner Doms. Die Arbeiten wurden von König Johann (1802–1873) gefördert und ein Schüler Gottfried Sempers (1803–1879), der Architekt Christian Friedrich Arnold (1823–1890), übernahm als Dombaumeister die Bau- planung. 1865 stellte Arnold den alten Zustand



Meißner Dom, Westansicht der Fürstenkapelle mit Maßwerk- balustraden über dem Portal sowie über dem Dachansatz, Entwurf, 1908.

Westansicht des Meißner Domes, Zeichnung von Carl Schäfer, Ausschnitt mit dem Westportal an der Fürstenkapelle und dem Wimperg von 1865, um 1904.

am Westportal der Fürstenkapelle wieder her, indem er den Wimperg über der Westtür wie- der errichten ließ.⁴ Seine Architekturformulier- ungen und Detailausbildungen sind natürlich Interpretationen gotischer Architektur, aber als solche nicht weit entfernt von der Stilhaltung der „schönen Chorfassaden“.

Doch Arnolds faszinierendes Werk war nur von kurzer Dauer. Während Dombaumeister Carl Schäfer (1884–1908) bei den Entwürfen für den Ausbau der Westtürme des Domes die Existenz des Wimpergs nie in Frage stellte und ihn ganz selbstverständlich in die Gesamtkon- zeption der nach oben strebenden Hauptachse der Mittelpartie der Westansicht einbezog, leg-

3 Klein, Bruno: bauhistorische und denkmalpflegerische Überle- gungen zur Wiedererrichtung des Wimpergs über dem West- portal der Fürstenkapelle, in: Monumenta Misnensia, Jahr- buch für Dom und Albrechts- burg zu Meissen 11 (2013/2014), S. 49–51.

4 Datierungen nach Matthias Donath, in: Donath, Günter (Hrsg.): Die Restaurierung des Doms zu Meissen 1990–2002. Stuttgart 2003, S. 30–36.



Meißner Dom, Westansicht,
Postkarte um 1910.

- 5 Alle Angaben stammen aus den Bauakten im Büro des Dombaumeisters/ Hochstift Meißen.
- 6 Magirius, Heinrich: Stil und Stilkorrekturen in der Denkmalpflege seit 1900. Annäherungen an das rechte Maß, in: Monumenta Misnensia, Jahrbuch für Dom und Albrechtsburg zu Meißen 11 (2013/2014), S. 43.

te sein Schüler und Nachfolger im Amte des Dombaumeisters, Hugo Hartung (1855–1932), eine völlig andere Haltung an den Tag. In seinem „Erläuterungsbericht zur Wiederherstellung der Fürstenkapelle“ vom 24. Juli 1908 forderte dieser die Entfernung des neogotischen Wimpergs, da er „hässlich und aus schlechtem Stein hergestellt“ sei.⁵ An seiner Stelle sollte eine Maßwerk Galerie mit dahinterliegender Wasserrinne treten. Weiterhin schlug Hartung im „Sinne der Wiederherstellung des historischen Zustandes“ den Bau einer Maßwerkbrüs-

tung über dem Traufgesims und den Bau eines Dachreiters vor. In einer Stellungnahme der Königlichen Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler vom 22. September 1908 wurde gegen diese Maßnahmen, aber für den Dachreiter entschieden. In einem weiteren Gutachten vom 14. Oktober 1908 – der Ausbau der neuen Westtürme war nahezu vollendet – sprach sich die Kommission sogar für die Erhaltung des Wimpergs aus. Allerdings hatte Hartung mit seinen Absichten einen erklärten Feind der Neugotik an seiner Seite: Cornelius Gurlitt (1850–1938). Diesem gelang es, die Kommission umzustimmen und teilte im Januar 1909 mit: „Mit dem Vorschlage, die hässliche Bekrönung des Portals verschwinden zu lassen, ist die Kommission einverstanden. Nur findet sie, daß sich durch Neueinfügung einer Maßwerk Galerie dort ein Ablagerungspunkt [...] ergeben werde.“⁶

Um seine vorrangige Idee, die Fürstenkapelle mit einer Maßwerkbrüstung zu bekrönen, letztendlich durchzubringen, „opferte“ Hartung die Galerie über dem Portal und versah diese Stelle mit einer pultdachartigen Konstruktion aus Sandstein. Die unmittelbar nach der Turmvollendung entstandenen frühesten Fotografien der Westseite des Domes geben diese Situation anschaulich wieder: Auf der



Westportal der Fürstenkapelle am Meißner Dom mit
Salzausblühungen unterhalb des Traufgesimses,
Ansicht vom Domplatz, Zustand 2005.

Postkarte von 1908 sieht man die neuen Domtürme und das Portal mit dem Wimperg. Die Postkarte von 1909 zeigt an der Stelle des Wimpergs nun das steinerne Pultdach und die beiderseits der Portalarchivolte ebenfalls neu in Sandstein aufgeführten Wandflächen als hellen Fleck.

Vorüberlegungen zur Rekonstruktion des Wimpergs

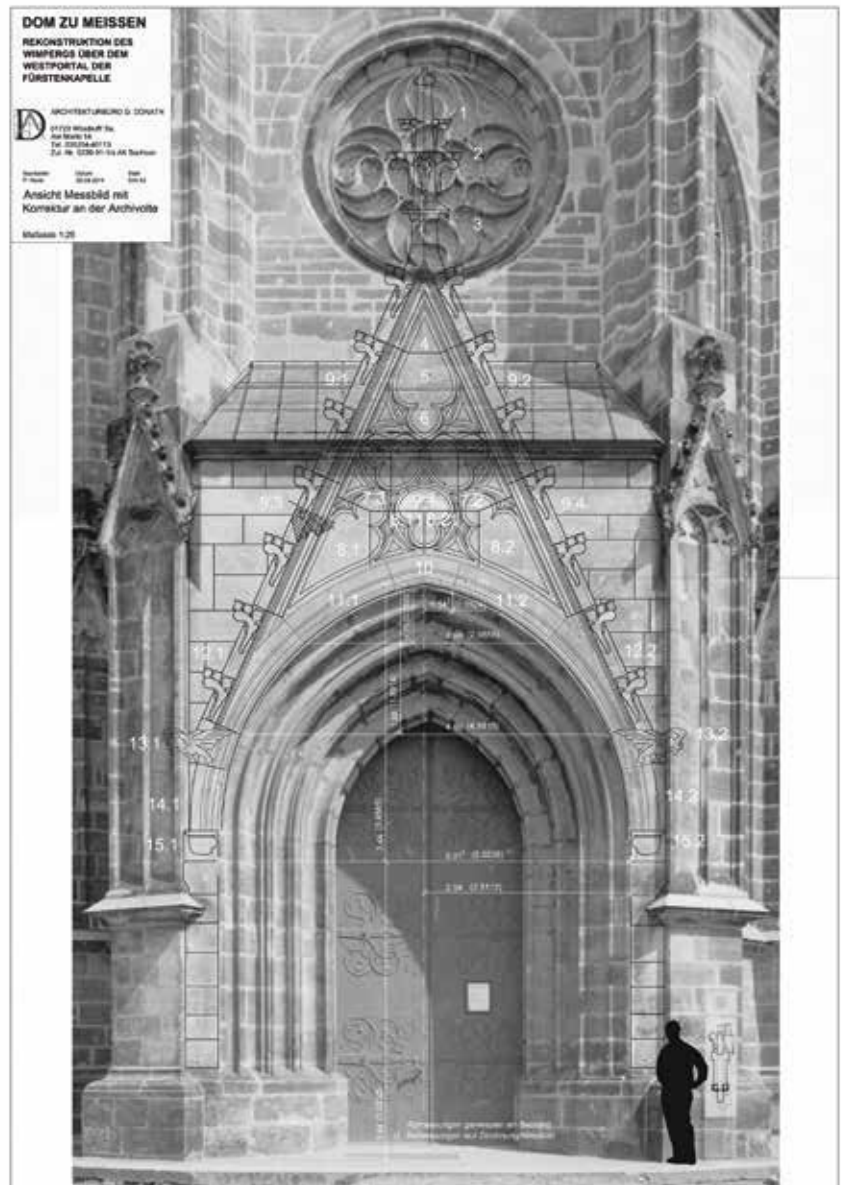
Die Wasserableitung an dem Pultdach war allerdings nicht so einfach, wie es sich Hugo Hartung gedacht hatte. Vielmehr bot diese Schräge geradezu ein Einfallstor für eindringende Feuchtigkeit. Unter der Schräge zeichneten sich herablaufende Wasserfahnen und weiße Salzablagerungen ab.

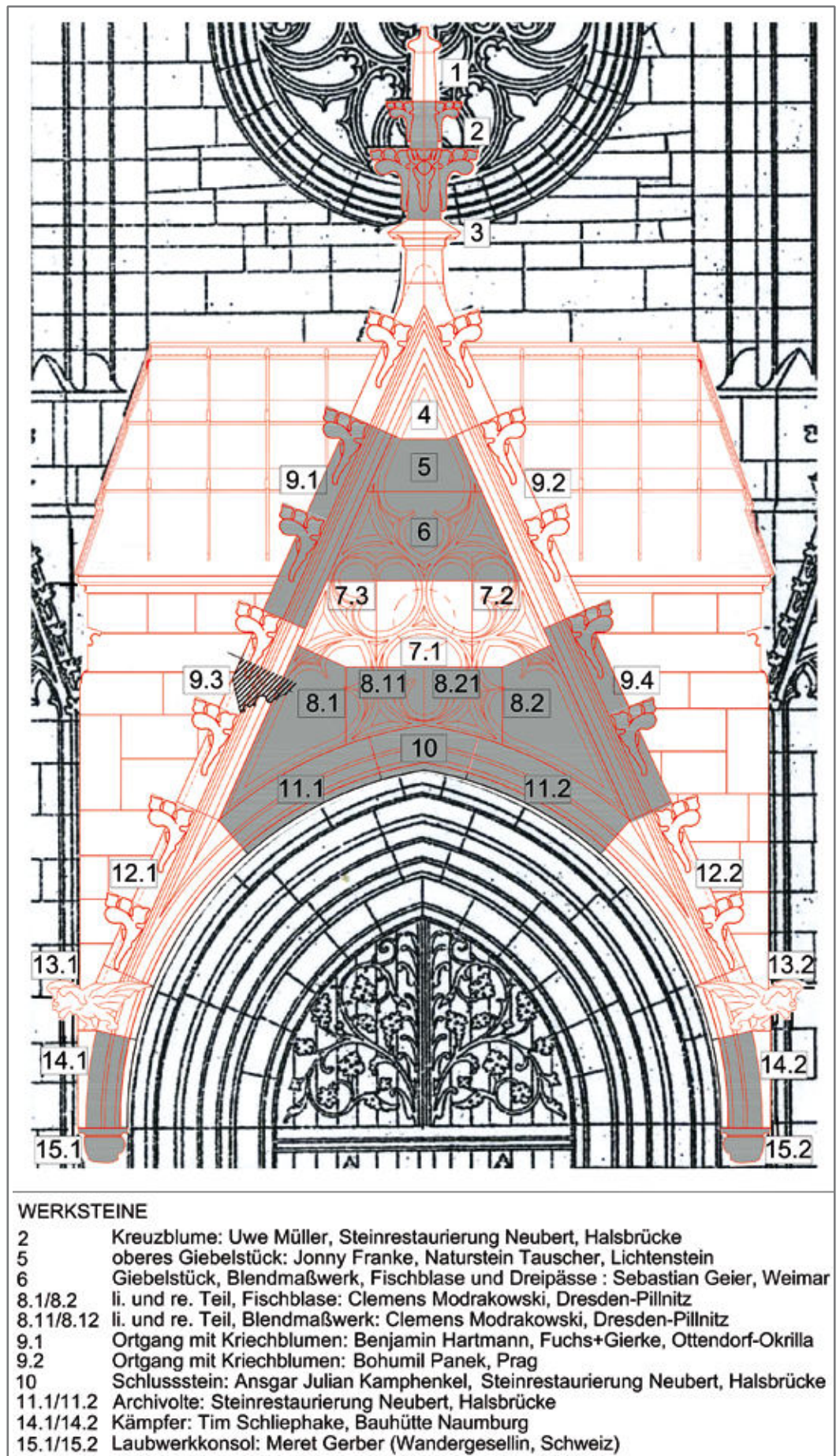
Im Zusammenhang mit den umfangreichen steintechnischen Reparaturarbeiten an der Fürstenkapelle in den Jahren 1997 bis 2001 konnten zwar die geöffneten Fugen in der Pultdachschräge immer wieder einigermaßen regendicht verschlossen werden, jedoch blieben die offensichtlichen Steinschäden der technisch unbefriedigenden Portallösung ein Pflegefall, der immer wieder Gerüststellungen erforderlich machte. 2006 wurden im Inneren der Kapelle in einem Pilotprojekt die beiden spätgotischen und für den mitteleuropäischen Kunstraum wegen ihrer Größe einzigartigen Terrakottaskulpturen restauriert. Da sie unmittelbar am inneren Portaltrichter aufgestellt waren, betraf sie die Gefährdung durch eindringende Feuchtigkeit und auch durch die im Inneren feststellbaren Salzablagerungen unmittelbar. Es galt nun, eine Lösung zu finden, die einen permanenten und nicht durch Reparaturzyklen bestimmten Schutz versprach. Das Abdecken der wasserbelasteten Steinschichten mit Blei wäre eine technisch einfach machbare Lösung gewesen. An vielen vorspringenden Gesimsen, auf der Aussichtsplattform der Westturmanlage oder auf dem äußeren Umgang des Hochchores hat sich diese Methode der Abdichtung bestens bewährt. Aber wäre sie auch den der gotischen Architektur innewohnenden Gesetzmäßigkeiten an der Portalfront gerecht geworden? So ein unprofiliertes seitlicher Anschluss und pultdachartiger Übergang zur Fassade oberhalb eines Portals kommt in gotischen Architekturformulierungen überhaupt nicht vor. Man sah dieser Lösung an, dass sie durch bauliche Veränderungen einer anders geformten Portalzone entstanden war. Sowohl stilistisch als auch ästhetisch stellte sie ein unbefriedigendes Provisorium dar. Diese Notlösung konterkarierte

zudem die Absicht der ehemals hier befindlichen Portalbekrönung, auf den Eingang zur Fürstenkapelle hinzuweisen.

Vor die Aufgabe gestellt, dieses Provisorium erhalten und konservieren zu müssen, begannen 2006 die ersten konkreteren Überlegungen, die baukonstruktiven und architektonischen Probleme an der Westtür der Fürstenkapelle durch die Wiedererrichtung eines Wimpergs zu lösen. Am 7. November 2011 führte der Dombau-Verein Meißen ein wissenschaftliches Kolloquium durch, zu dem Aspekte der Bau- und Kunstgeschichte sowie der Bedeutung von Rekonstruktionen in der Denkmalpflege diskutiert wurden. Die beteiligten Denkmalpfleger, Dombaumeister und Architekturhistoriker, unter ihnen die Kölner Dombaumeisterin Prof. Dr. Barbara Schock-Werner, sprachen sich für die Idee aus, den Wim-

Messnetz für die händische Bauaufnahme am gotischen Portal der Fürstenkapelle zur Überprüfung der geometrischen Unregelmäßigkeiten in der Linienführung der Portalarchitektur, 2014.





Werksteinübersicht mit
Verteilung der Steinmetz- und
Bildhauerarbeiten, 2014.



Dom zu Meißen, Rekonstruktion des Wimpergs über dem Westportal der Fürstenkapelle.
3-D-Darstellung: Christine Fuhrmann und Christoph Bethlehem, Halle/Saale

perg in der Gestalt der 1860er Jahre wiederzuerrichten. Domherr Prof. Dr. Heinrich Magirus und Prof. Dr. Bruno Klein begleiteten die weiteren Planungen aus denkmalpflegerischer und bauhistorischer Sicht.

Bauplanung und Rekonstruktion

Ein wesentliches Argument für die Rekonstruktion war die Tatsache, dass der 1909/10 beseitigte Wimperg außerordentlich gut dokumentiert war. 1898 hatte der Vermessungsingenieur Albrecht Meydenbauer (1834–1921) den gesamten Dom innen und außen fotogrammetrisch aufgenommen und vermessen. Der Zeichner Johannes Unte hatte auf der Grundlage dieser Vermessung steingenuau gezeichnete Ansichten und Gebäudeschnitte angefertigt. Damit war eine Voraussetzung für die getreue Wiederherstellung des Wimpergs erfüllt.

Die Planung und Vorbereitung der Maßnahme nahm fünf Jahre in Anspruch. So musste die Finanzierung gesichert werden. Der Dombauverein Meißen erklärte die Wimperg-Rekonstruktion zu seinem vorrangigen Vorhaben, finanzierte die Voruntersuchungen und stellte einen finanziellen Grundstock bereit, dem dann noch Mittel der Ostdeutschen Sparkassenstiftung, der Sparkasse Meißen und der Deutschen Bundesstiftung Umwelt hinzugefügt werden konnten. Daneben mussten die Planung vertieft sowie Kosten- und Materialüberschläge angestellt werden. Eine 3-D-Visualisierung brachte wichtige Erkenntnisse zur räumlichen Zuordnung der freistehenden Giebelebene vor der Kapellenfassade.

Um zu überprüfen, ob noch Befunde des ursprünglichen Wimpergs aus dem 15. Jahrhundert oder des Wimpergs von 1865 vorhanden sind, wurde das Westportal 2011 eingerüstet und einer bauarchäologischen Untersuchung unterzogen. Dazu wurden einige der Sandsteinplatten der von Dombaumeister Hugo Hartung angeordneten Verdachung aufgenommen, um hinter die Konstruktion von 1909/10 zu schauen. Mit den bauarchäologischen Untersuchungen konnten Materialanalysen verbunden werden, die vom Institut für Diagnostik und Konservierung an Denkmalen in Sachsen-Anhalt und Sachsen (IDK) durchgeführt wurden. Zusätzlich zu der geöffneten Schräge stand Material aus zwei Kernbohrungen zur Verfügung. Die Untersuchungen ergaben, dass Teile einer älteren Konstruktion hinter bzw. unter dem Steinwerk von 1909/10 vorhanden waren, dass aber bei der Einfügung dieses Steinwerks der ältere Bestand größtenteils zerstört worden war. Die 1909 ausgeführte

Steinkonstruktion lag oberhalb und vor der Vorderkante der historischen Baufront und verdeckte somit seitlich das Blendmaßwerk der Strebeböfelerflanken. Die Mörtelanalysen belegten im Vergleich mit den im Inneren der Fürstenkapelle aus ungestörten Bereichen entnommenen Referenzmörteln, dass die mit ihnen verhafteten Bauteile zum Ursprungsbau gehörten. Wenn an Hand der Befunde auch nicht das Bild des gotischen Wimpergs zurück gewonnen werden konnte, so bestätigten die baulichen Reste zumindest, dass es einen solchen auf jeden Fall gegeben hat.

Nachdem die Finanzierung des Vorhabens gesichert war, konnte im Frühjahr 2014 mit der Umsetzung begonnen werden. Nun mussten für die Werkplanung genauere Vermessungen angefertigt werden. Dazu sollten sowohl händische Aufmaße als auch neu angefertigte maßstäblich entzerrte Messbildaufnahmen der gesamten Fassade bis hinauf zur Fensterrose dienen. Erst durch die Überlagerung beider Messergebnisse konnten maßliche Ungenauigkeiten ausgeräumt werden und der Wimperg-Aufriss gezeichnet werden. Als Messpunkte am Bau dienten in Spreizdübel eingesetzte Edelstahlnägeln, die mit Fäden verspannt wurden. Das so gewonnene Mess-Netz konnte über die gesamte Bauzeit hinweg für maßliche Kontrollen genutzt werden. Für die Geometrie des neuen Wimpergs wurden die Vergleichsmaße aus der Meydenbauer-Photographie und der Umzeichnung immer wieder abgeglichen und in das Messbild übertragen.

Die Visualisierung der innigen Verzahnung zwischen der vorhandenen Portallösung und dem Wimperggiebel konnte nur durch eine dreidimensionale Darstellung gelöst werden. Wichtig war dabei die bei der bauarchäologischen Untersuchung gewonnene Erkenntnis, dass die Vorderfront der neuen, den Wimperggiebel flankierenden Flächen etwa 19 cm hinter der aktuellen Vorderkante des Bestandsquaderwerkes liegt. Das Bestandsmauerwerk war deshalb so weit zurückzuarbeiten, dass der neue Wimperg wieder exakt in der originalen geometrischen Position aufgebaut werden konnte und eine konstruktiv sichere Verzahnung mit dem dahinter liegenden Mauerwerkskern der gotischen Wandkonstruktion gewährleistet war. Gleichzeitig mit dem Entstehen von Vertikal- und Horizontalschnitten mussten über die unterschiedlichen Einbindetiefen der Werksteine des neuen Wimpergs in das Bestandsmauerwerk die Rohblockgrößen für jeden einzelnen Werkstein festgelegt werden.

Zuvor musste aber die Werkzeichnung des Wimpergs im Maßstab 1:1 ausgedruckt, auf dem Reißboden ausgelegt und mit der ebenfalls auf den Maßstab 1:1 vergrößerten Umzeichnung von Johannes Unte (1898) verglichen werden. Das gestaltete sich insofern schwierig, da bei der um das 100-fache vergrößerten Zeichnung natürlich auch deren Strichstärken entsprechend vergrößert wurden und somit je nach Linienstärke im Original 1 bis 2 cm dicke Balken abgebildet wurden. Über die so vergrößerte Zeichnung wurde nun der auf Transparentpapier 1:1-Aufriss des neuen Wimpergs aufgelegt und die Linienführung aufeinander abgestimmt. Neben der starken Vergrößerung der Linien erschwerte auch die Tatsache den Abgleich, dass Unte den Wimperg-Aufriss nicht exakt konstruiert sondern der Messbildfotografie lediglich mehr oder weniger graphisch exakt nachempfunden hatte. Korrigiert wurde deshalb dabei nicht nur der Steinschnitt, sondern – in Verbindung mit der Herstellung der im Steinmetzbetrieb benötigten 1:1-Werksteinschablonen – auch die geometrische Durchbildung des Maßwerks. Diese Aufgabe wurde vor allem gemeinsam mit dem Bildhauer der Dombauhütte gelöst. Alle Korrekturen wurden in einen neuen Werksteinplan übertragen, der von nun an die Ausführungsgrundlage darstellte.

Auswahl des Sandsteinmaterials

Die steintechnischen Arbeiten des Dombaumeisters Friedrich Arnold waren stets dadurch gekennzeichnet, dass dieser offenbar eine Vorliebe für einen gelblichen Sandstein hatte, der in seiner Verwitterungsbeständigkeit deutlich hinter dem hochfesten quarzitisches gebundenen Sandstein der mittelalterlichen Bauabschnitte zurückblieb. Auch der Wimperg von 1865 bestand aus einem solchen Stein. Bereits beim Bau der Fürstenkapelle um 1415 hatten die Werkmeister ebenfalls einen gelben, grobkörnigen Sandstein der Postaer Varietät verwendet. Es lag deshalb nahe, diesen oder ähnliches Steinmaterial bei der Wimperg-Rekonstruktion einzusetzen. Bei Steinbruch-Begehungen kam man zu dem Entschluss, auch wegen seiner lebendigen Bänderung und der gelben, dem Originalgestein der Fürstenkapelle sehr nahe kommenden Färbung einen gelben Reinhardttdorfer Sandstein zu verwenden. Mit den Sächsischen Sandsteinwerken Pirna war rasch ein Partner gefunden, der die für den Bau benötigte Steinmenge von 13,9 m³ (mehr als 33 t Stein!) in sechsseitig diamantgesägten Qua-



dern zu einem vergleichsweise moderaten Preis liefern konnte.

Bei der Bearbeitung der Steine bezog man von Anfang Auszubildende von Steinmetzschulen in die Durchführung dieser in der alltäglichen Baupraxis doch äußerst selten vorkommenden Bauaufgabe ein. So konnten über die Steinmetzschule in Demitz-Thumitz fünf Werksteine als Gesellenstücke und ein Meisterstück an ausgewählte Mitarbeiter renommierter Steinmetzbetriebe vergeben werden. Dazu gab es noch Bewerbungen freiberuflicher Steinmetze. Außerdem wurde die Steinmetzschule in Hořice in Nordböhmen einbezogen, die u.a. auch am Prager Veitsdom tätig ist. Alles andere fertigte die Dombauhütte Meißen an. Ihr oblag auch der Bau der 1:1-Gipsmodelle als bildhau-

Herstellung von 1:1-Werksteinschablonen. Überlagerung der auf Maßstab 1:1 vergrößerten Unte-Zeichnung mit der im Maßstab 1:1 auf Transparentfolie ausgedruckten Computerzeichnung der Werksteine des Wimperg-Aufrisses für die Herstellung der Werksteinschablonen auf dem Reißboden, 2014.

Steinmetzarbeiten vor dem Meißner Dom, 2014.





Das Aufsetzen eines Werksteins des Wimperges am Portal des Meißner Domes, 2014.

erische Vorlagen, die weiteren Steinmetz- und Bildhauerarbeiten sowie die komplizierte Aufgabe der Logistik der Werksteinbereitstellung und des Steinversatzes.

Die Wimperg-Baustelle

Seit dem Frühjahr 2014 „zierte“ ein durch die Dombauhütte gestelltes Gerüst die Wimperg-Baustelle und die als Gerüstbespannung nahezu auf den Maßstab 1:1 vergrößerte Zeichnung des Wimpergs machte den Besuchern deutlich, was künftig hinter den Planen und Bauzäunen im Entstehen war. Dazu richtete man eine temporäre Steinmetz-Bauhütte ein, damit ein Teil der Werksteine ganz traditionell vor Ort bearbeitet werden konnte.

Um den neuen Wimperg einbauen zu können, musste natürlich die Hartung'sche Vormauerung aus Sandstein weichen. Schon beim Ausbau der ersten Steinquader aus der Dreiecksfläche kamen Baubefunde zum Vorschein, welche

die Interpretation der Ergebnisse der Voruntersuchungen noch einmal bestätigten: Eine sich durch kleinteilige Mauerstrukturen abzeichnende dreieckige Fläche einer Ausmauerung ließ vermuten, dass hier bereits einmal ein Giebel, zumindest aber ein dreieckiges Gebilde gestanden haben musste.

Hartungs Eingriffe hatten allerdings die historische Werksteinoberfläche und somit auch alle Befunde unwiederbringlich zerstört. Zudem hatte er die Werksteine mit einem Zementmörtel vermauert und vergossen, deren Abbruch einen enormen Kraftaufwand und Technikeinsatz erforderte. Deshalb wurde entschieden, nur jede zweite Steinlage der Werksteine des neuen Wimpergs tief einzubinden und jede dritte Lage durch Edelstahlanker rückseitig zu verhängen.

Bis Mitte September 2014 waren die Steinmetz- und Bildhauerarbeiten soweit vorangeschritten, dass mit dem Versatz der Werksteine begonnen werden konnte. Bis Oktober waren die Werksteine des gesamten Wimpergiebels soweit versetzt, dass das Aufsetzen der Kreuzblume vorbereitet werden konnte. Zuvor waren jedoch noch die Übergänge der einzelnen Werksteine anzuarbeiten und den Oberflächen im Sinne einer Vereinheitlichung der unterschiedlichen „Steinmetzhandschriften“ ein einigermaßen gleiches Scharrierbild (bunter Hieb) zu verleihen. Für die baustatische Festigkeit sorgte ein satteldachartiger Mauerwerkskörper, der rückseitig hinter der Giebelfläche aus normalformatigen Hartbrandsteinen aufgemauert wurde. Der Mauerwerkskörper wurde anschließend ausgefugt und eine glatte Oberfläche vorbereitet, auf der später mühelos die Bleiverdachung aufgelegt werden konnte.

Auch wenn der wichtigste Bauabschnitt geschafft war, so galt es nun, noch viele Details baulich zu lösen. Nach dem Einbau der beiden Wasserspeier waren es vor allem die beiden Wandflächen links und rechts des Wimpergiebels, die jetzt zurückgearbeitet werden mussten. Diese räumliche Durchbildung war mit Hilfe der 3D-Darstellung hervorragend herausgearbeitet worden. Das Maß der alten Wandvorderkante der Arnold'schen Wimperglösung hatte Hartung bei seinem Umbau 1909/10 insofern dokumentiert, da er seine neue Wandkonstruktion im oberen Bereich seitlich mit einer tiefen Nische an die mit Blendmaßwerken verzierte Wasserspeierflanken anschloss, während im unteren Bereich die Wand ohne Nische ausgebildet und das Blendmaßwerk am Strebepfeiler fast völlig verdeckt war. Die gesamte Wandfläche abzubauen und die Arnold'sche Mauer freizulegen, wäre zwar

7 Magirius, Heinrich: Stil und Stilkorrekturen in der Denkmalpflege seit 1900. Annäherungen an das rechte Maß, in: Monumenta Misnensia, Jahrbuch für Dom und Albrechtsburg zu Meissen 11 (2013/2014), S. 48.

technisch möglich gewesen, aber wegen der zu erwartenden Zerstörungen an der originalen Quaderoberfläche des Arnold'schen Mauerwerks wenig sinnvoll gewesen. So wurde entschieden, das Hartung-Mauerwerk so weit zurückzuarbeiten, dass es der alten Position sehr nahe kommen würde und wie eine „Folie“ vor dem Arnold'schen Original bestehen bleibt. Diese neue Sichtfläche wurde vom Steinmetz glatt abgearbeitet; alle Unregelmäßigkeiten wurden im Bestand belassen, um somit die ältere Zeitschicht gegenüber der jüngsten Zeitschicht, dem Wimperggiebel, zu dokumentieren.

Mit dem Zurückarbeiten der Vorderseite um 15 cm musste auch das profilierte Gesims abgebaut werden, da ja nun die neue Gesimskante wesentlich weiter nach oben gerückt war. Mit der Entscheidung, die pultdachartigen Steinflächen hinter der Front und links und rechts vom Giebel mit Walzblei abzudecken, konnte eine neue Gesimsausbildung entfallen. Stattdessen wird das Regenwasser hier durch eine in der Dachfläche liegende und somit optisch versteckte Kastenrinne aus Walzblei aufgefangen und darin den Wasserspeiern zugeleitet. Diese „speien“ nun das bauschädliche Regenwasser weit vom Gebäude weg. Damit stellt die neue Konstruktion aus bautechnischer Sicht eine wesentliche Verbesserung gegenüber der bisherigen Lösung dar, ohne dass diese Änderung gegenüber dem Original optisch wahrgenommen wird.

Am 4. November 2014 konnte die Kreuzblume aufgesetzt werden. Bis zum Jahresende 2014 folgten noch kleinere Arbeiten. Heute präsentiert sich nun der Wimperg über dem Westportal in hellem Sandstein. Es wird nun einige Jahre dauern, bis sich die neue Baukonstruktion durch die natürliche Patinierung ihrer Umgebung angepasst hat.

Heinrich Magirius stellte zusammenfassend fest: *„Bei aller Achtung vor dem ‚Vater‘ der sächsischen Denkmalpflege, Cornelius Gurlitt, können wir heute kaum mehr verstehen, warum er und seine Kommission den neugotischen Wimperg über dem Westportal des Meißner Domes ‚hässlich‘ fanden. Im Gegenteil: Der Wimperg war eine ‚stilgemäße‘ Antwort auf Veränderungen des 17. Jahrhunderts, die dem Dom wahrlich nicht gut zu Gesicht standen. Seine Wiederherstellung im 21. Jahrhundert wird – so hoffen wir – eines Tages als selbstverständlicher Bestandteil des alten, immer wieder erneuerten Domes erscheinen.“*⁷

Die Rekonstruktion des Wimpergs über dem Westportal der Fürstenkapelle des Meißner Doms wurde mit dem Peter-Parler-Preis 2015, Sonderpreis für Dombauhütten, ausgezeichnet. Der von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und von dem Bundesverband Deutscher Steinmetze ausgelobte Preis wird alle zwei Jahre verliehen. Die Preisverleihung an Dombaumeister Günter Donath erfolgte am 14. Mai 2015 in Nürnberg.



Ausführliche Informationen zur Rekonstruktion des Wimpergs sind in Monumenta Misnensia, Jahrbuch für Dom und Albrechtsburg zu Meissen. 11 (2013/2014) zu finden. Der Band (112 Seiten, 9,80 €) kann bestellt werden bei:

Hochstift Meißen
Domplatz 7
01662 Meißen
Tel.: 03521-452400
E-Mail: info@dom-zu-meissen.de.

Autor
Dombaumeister
Günter Donath
Wilsdruff

Subskriptionsangebot

Die Redaktions- und Verlagsgesellschaft Elbland mbH aus Meißen bietet zwei Bücher aus der Reihe „Adel in Sachsen“ zur Subskription an. Beide Bücher sind umfangreiche Kompendien zur Adelsgeschichte Sachsens und zugleich sozialgeschichtliche Studien zum Lebensalltag des niederen Adels.

Matthias Donath: Schwarz und Gold.
Die Familie von Watzdorf in Thüringen, Sachsen und Schlesien

Ca. 550 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten, fester Einband, 17,5 x 24,5 cm, 1. Auflage, erscheint voraussichtlich im Juli 2015, Preis: 29,90 Euro. Subskriptionspreis bei Bestellung bis 31. Mai 2015: 25,00 Euro



Matthias Donath: Rotgrüne Löwen.
Die Familie von Schönberg in Sachsen

640 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Karten, fester Einband, 17,5 x 24,5 cm, 2. Auflage (die 1. Auflage war kurz nach Erscheinen vergriffen), Preis: 29,90 Euro. Subskriptionspreis bei Bestellung bis 31. Mai 2015: 25,00 Euro

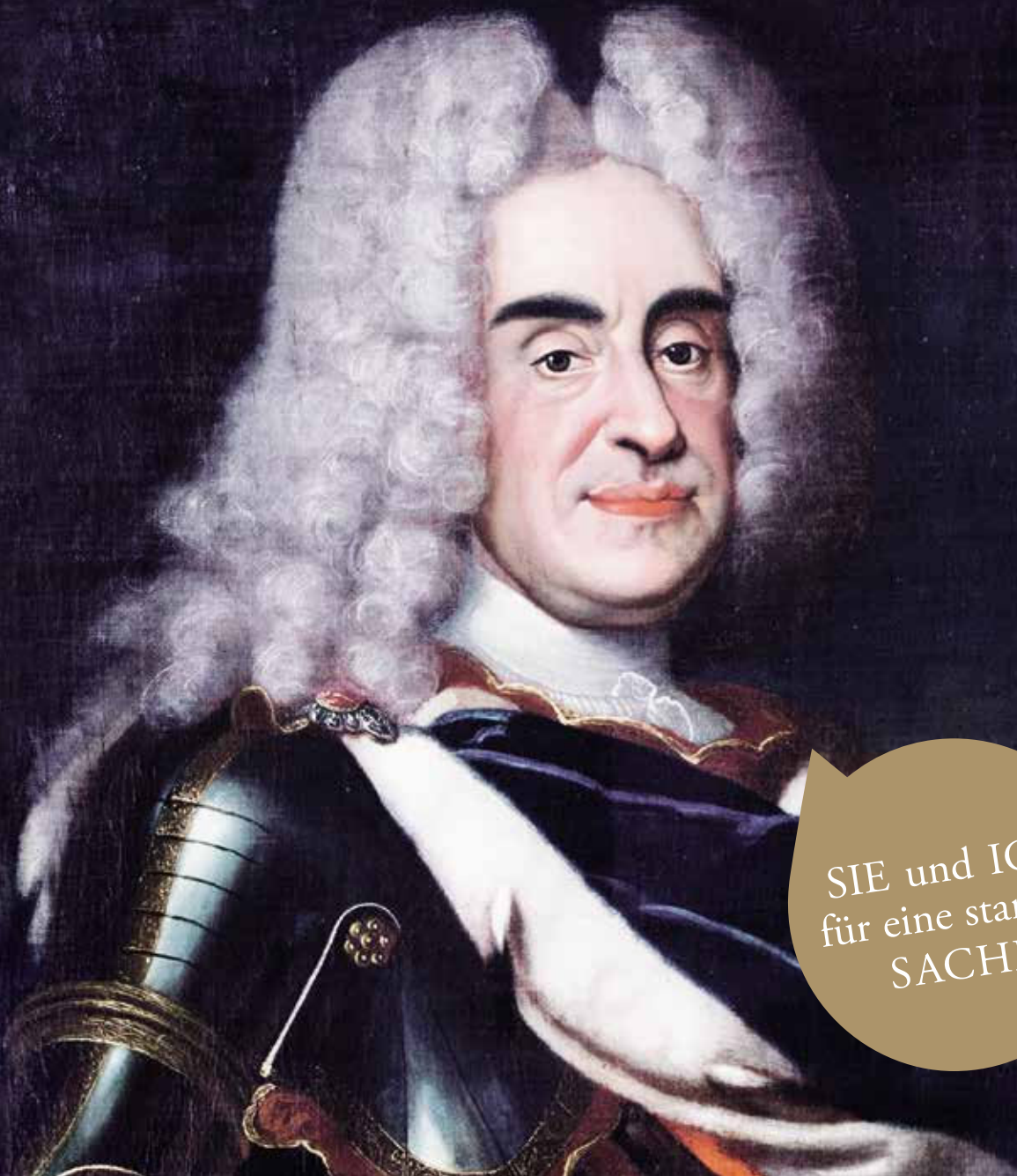


Bestellungen richten Sie bitte an: Zentrum für Kultur//Geschichte, Dorfstraße 3, 01665 Niederjahna oder an: shb@zkg-dd.de



Starke Freunde

FREUNDKREIS SCHLÖSSERLAND SACHSEN E.V.



SIE und ICH,
für eine starke
SACHE.

August der Starke (1670-1733)

Mitgliedschaft
»Freund«
40 € p. a.

Als Mitglied erhalten Sie und eine Begleitung freien Eintritt zu exklusiven Veranstaltungen in sächsischen Schlössern, Burgen und Gärten sowie das Schlösserland-Magazin »aufgeschlossen«.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Dann freuen wir uns über Ihre Anfrage:

Freundeskreis Schlösserland Sachsen e.V.
c/o Staatliche Schlösser, Burgen und Gärten
Sachsen gGmbH • Stauffenbergallee 2a • 01099 Dresden
Telefon +49 351 563911002
service@schloesserland-freundeskreis.de
www.schloesserland-freundeskreis.de


SCHLÖSSERLAND SACHSEN
STAATLICHE SCHLÖSSER, BURGEN UND GÄRTEN